



Zc

1544

(1956/57)



HEILIGER DIENST

Vierteljahresschrift, herausgegeben vom
LITURGISCHEN INSTITUT, ERZABTEI ST. PETER, SALZBURG

Schriftleitung: Dr. P. Anselm Schwab O.S.B., Leiter des Institutum Liturgicum

Mitherausgeberschaft: Univ.-Prof. Dr. P. Thomas Michels O.S.B.

Inhaltsverzeichnis des Jahrganges X/1956

GRUNDSÄTZLICHE BEITRÄGE

Dem X. Jahrgang zum Geleit (<i>Bischof Zauner</i>)	I,	1
Zeitlich-zeitlose Reform (<i>Michels</i>)	I,	2
Bemerkungen zum „Ordo Hebdomadae Sanctae Instauratus“ (<i>Löw</i>)	I,	4
Die Bedeutung und der pastorelle Charakter der liturgischen Wieder- erneuerung der Heiligen Woche (<i>Antonelli</i>)	I,	13
(Übersetzt nach den „Ephemerides Liturgicae“, Vol. LXX, 1956, Fasc. 1)		
Praescribitur. Zur Wiederbelebung der Karwoche und der Osterfeier (<i>Reetz</i>)	I,	18
Unser Christusopfer (Fortsetzung) (<i>Zanetti</i>)	I,	34
Der Ordo Hebdomadae Sanctae Instauratus in pastoraler Schau (<i>Rudolf</i>)	II,	49
Die Heilige Woche 1956. Ein Rundblick (<i>Reetz</i>)	II,	52
Mut und Zuversicht. Gedanken zur erstmalig vollzogenen Feier des neuen Karwochenordo (<i>Schwab</i>)	II,	56
Unser Christusopfer (Fortsetzung) (<i>Zanetti</i>)	II,	64
Die Evangelienperikopen an Tagen von Gemeindegottesdienst in kerygmatischer Sicht (<i>Kellner</i>)	II,	68
Um eine Neuübersetzung des Perikopenbuches (<i>Bauer</i>)	II,	77
Einige Bemerkungen dazu (<i>Dillersberger</i>)	II,	81
Christliche Kunst heute (<i>Kardinal Lercaro</i>)	III,	89
Vom Sinn der modernen Kunst im sakralen Raum (<i>Betschart</i>)	III,	91
Abstrakte Kunst und Kirche (<i>Waltenspühl</i>)	III,	102
Zum Dekret über die Vereinfachung der Rubriken (<i>Schneider</i>)	III,	116
(Übersetzt nach den „Ephemerides Liturgicae“, Fol. IV/1956)		
Das Mysterium der Geburt Unseres Herrn in der Feier der Kirche (<i>Pinsk</i>)	IV,	132
Ansprache Papst Pius XII. an den Ersten Internationalen Pastoral- liturgischen Kongreß (Übersetzt von M. Luzia v. Verdroß O.S.B.)	IV,	140

Ronchamp, vom Kultischen her gesehen (<i>Michels</i>)	IV, 159
Zum Dekret über die Vereinfachung der Rubriken vom 23. März 1956 (Schluß) (<i>Schneider</i>)	IV, 162
Unser Christusopfer (Fortsetzung) (<i>Zanetti</i>)	IV, 168

INSTITUTS-, KOMMISSIONS- UND AUSLANDSBERICHTE

XV. Konferenz der Österreichischen Liturgischen Kommission am 18. Jänner 1956 in Salzburg (<i>Schwab</i>)	I, 29
Internationaler Liturgischer Kongreß zu Assisi und Rom	I, 47
Die Erneuerung der Liturgie aus dem Geiste der Seelsorge unter dem Pontifikat Papst Pius XII. — I. Internationaler Pastoralliturgischer Kongreß zu Assisi/Rom vom 18. bis 22. September 1956	II, 83
Morphologie der sakralen Kunst. Tagung in Wels, Schloß Puchberg, vom 11. bis 14. Juli 1956 (<i>Schwab</i>)	III, 108
Kirchliche Kunst der Gegenwart. — Gedanken eines Priesters zur Internationalen Ausstellung im Salzburger Dom 1956	III, 112
Ein Wort des Dankes (<i>Schwab</i>)	IV, 129
Erster Internationaler Pastoralliturgischer Kongreß in Assisi/Rom vom 18. bis 22. September 1956 (<i>Repper</i>)	IV, 150
XVI. Konferenz der Österreichischen Liturgischen Kommission am 28. November 1956 in Salzburg (<i>Schwab</i>)	IV, 157

KLEINE BEITRÄGE

Die Feier der Karwoche vor tausend Jahren (<i>Grell</i>)	I, 25
Altburger und Neumeyer kommen wieder zusammen und reden von der neuen Karwoche (<i>Dillersberger</i>)	I, 31
Beiträge über die Karwochenliturgie in unserer Zeitschrift	I, 33
Der Laie und das kirchliche Stundengebet	
Aus der Geschichte des kirchlichen Stundengebets (<i>Jungmann</i>)	I, 38
Überlegungen zu einer Morgen- und Abendliturgie für die Gläubigen (<i>Michels</i>)	I, 40
Laienbrevier und Frömmigkeit (<i>Fleischmann</i>)	I, 43
Seelsorger schreiben über ihre Karwochenfeier	II, 60
Liturgische Frömmigkeit (<i>Michels</i>)	II, 84
Abstrakte Kunst im ersten Jahrtausend (<i>Helmes</i>)	III, 100
Veronika Malatas Paramentenarbeiten	III, 113
Grenzen der Gestaltungsfreiheit des Künstlers	III, 115
Der vergewaltigte Sonntag (<i>Regner</i>)	IV, 172

ÜBERTRAGUNGEN

Weihnachtshymnus (<i>Michels</i>)	IV, 131
---	---------



BILDBEILAGEN

„Grablegung“ und „Christus in der Vorhölle“	I, 1956
Kupferstiche, St. Peter-Salzburg, 18. Jahrhundert	
Kopf des Königs David, aus einem Kodex von Durham, Nordengland	III, 1956
Kreuzwegstation in Bronze (<i>Toni Schneider-Manzell</i>)	III, 1956
„Die Briefe des hl. Pablo“ (<i>Vaquero Turcios</i>)	III, 1956
Mitra (<i>Veronika Malata</i>)	III, 1956
„Die vier Jahreszeiten“ (<i>Karl Weiser</i>)	IV, 1956
Erzabt Dr. Jakobus Reimer, St. Peter-Salzburg	IV, 1956
Erzabt-Koadjutor Franz Bachler, St. Peter-Salzburg	IV, 1956

AUTOREN - ALPHABETISCHE FOLGE DER BEITRÄGE

Antonelli O.F.M., P. Ferdinandus, Rom:	
<i>Die Bedeutung und der pastorelle Charakter der liturgischen Wiedererneuerung der Heiligen Woche</i>	I, 13
Bauer, Lic. Dr. Johannes Bapt., Wien:	
<i>Um eine Neuübersetzung des Perikopenbuches</i>	II, 77
Betschart O.S.B., Univ.-Prof. Dr. P. Ildefons, Einsiedeln-Salzburg:	
<i>Vom Sinn der modernen Kunst im sakralen Raum</i>	III, 91
Dillersberger, Univ.-Prof. Dr. Josef, Salzburg:	
<i>Altburger und Neumayer kommen wieder zusammen und reden von der neuen Karwoche</i>	I, 31
„Einige Bemerkungen dazu“ (Zum Beitrag „Um eine Neuüber- setzung des Perikopenbuches“ von Dr. J. Bauer)	II, 81
Fleischmann O.S.B., P. Hildebrand, Seckau:	
<i>Laienbrevier und Frömmigkeit</i>	I, 43
Grell, Kanonikus Ferdinand, Seekirchen:	
<i>Die Feier der Karwoche vor tausend Jahren</i>	I, 25
Helm es, Werner, Treis/Mosel:	
<i>Abstrakte Kunst im ersten Jahrtausend</i>	III, 100
Jungmann S.J., Univ.-Prof. Dr. Josef Andreas, Innsbruck:	
<i>Aus der Geschichte des kirchlichen Stundengebetes</i>	I, 38
Kellner S.J., P. Josef, Manila:	
<i>Die Evangelienperikopen an Tagen von Gemeindegottesdienst in kerygmatischer Sicht</i>	II, 68
Lercaro, Giacomo, Kardinal, Erzbischof von Bologna:	
<i>Christliche Kunst heute</i>	III, 89
Löw C.S.S.R., P. Josef, Rom:	
<i>Bemerkungen zum „Ordo Hebdomadae Sanctae Instauratus“</i>	I, 4

Michels O.S.B., Univ.-Prof. Dr. P. Thomas, Salzburg/Maria-Laach:	
<i>Zeitlich-zeitlose Reform</i>	I, 2
<i>Überlegungen zu einer Morgen- und Abendliturgie für die Gläubigen</i>	I, 40
<i>Liturgische Frömmigkeit</i>	II, 84
<i>Weihnachts hymnus</i>	IV, 131
<i>Ronchamp, vom Kultischen her gesehen</i>	IV, 159
Pinsk, Dr. Johannes, Berlin:	
<i>Das Mysterium der Geburt Unseres Herrn in der Feier der Kirche</i>	IV, 132
Pius XII.:	
<i>Ansprache an den I. Internationalen Pastoralliturgischen Kongreß</i>	IV, 140
Reetz O.S.B., Abt Dr. Benedikt, Seckau:	
<i>Praescribitur. Zur Wiederbelebung der Karwoche und der Osterfeier</i>	I, 18
<i>Die Heilige Woche 1956. Ein Rundblick</i>	II, 52
Regner, Stadtpfarrer Bruno, Wörgl:	
<i>Der vergewaltigte Sonntag</i>	IV, 172
Repper O.S.B., Prof. Dr. P. Winfried, Salzburg:	
<i>Erster Internationaler Pastoralliturgischer Kongreß in Assisi/Rom vom 18. bis 22. September 1956</i>	IV, 150
Rudolf, Prälat Dr. Karl, Wien:	
<i>Der Ordo Hebdomadae Sanctae Instauratus in pastoraler Schau</i>	II, 49
Schneider, Stadtpfarrer Johannes, Klagenfurt:	
<i>Zum Dekret über die Vereinfachung der Rubriken, I. Teil</i>	III, 116
<i>— II. Teil (Schluß)</i>	IV, 162
Schwab O.S.B., Dr. P. Anselm, Salzburg:	
<i>XV. Konferenz der Österreichischen Liturgischen Kommission (18. Jänner 1956)</i>	I, 29
<i>Mut und Zuversicht. Gedanken zur erstmalig vollzogenen Feier des neuen Karwochenordo</i>	II, 56
<i>Morphologie der sakralen Kunst. Tagung in Wels, Schloß Puchberg, vom 11. bis 14. Juli 1956</i>	III, 108
<i>Ein Wort des Dankes</i>	IV, 129
<i>XVI. Konferenz der Österreichischen Liturgischen Kommission (28. November 1956)</i>	IV, 157
Verdroß O.S.B., M. Luzia:	
<i>Übersetzung der Ansprache Papst Pius XII. an den Ersten Internationalen Pastoralliturgischen Kongreß in Assisi/Rom</i>	IV, 140
Waltenspühl, Dr. Lorenz, Högglingen/Schweiz:	
<i>Abstrakte Kunst und Kirche</i>	III, 102
Zanetti, Prof. Dr. Tranquillino, Pfarrer, Andeer, Schweiz:	
<i>Unser Christusopfer (Fortsetzung)</i>	I, 34
<i>Unser Christusopfer (Fortsetzung)</i>	II, 64
<i>Unser Christusopfer (Fortsetzung)</i>	IV, 168
Zauner, Dr. Franziskus Sal., Bischof von Linz:	
<i>Dem X. Jahrgang zum Geleit</i>	I, 1



St. Peter, Salzburg, 18. Jahrhundert

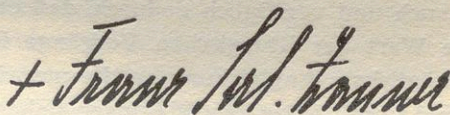
Herr, mein Heiland,
durch das Grab schenkst Du mir den Zugang zum Leben.
Durch Tod tötest Du den Tod und die Hölle.

(Aus der griechischen Liturgie)

DEM 10. JAHRGANG ZUM GELEIT

Mit Freude höre ich, daß die liturgische Zeitschrift „Heiliger Dienst“ mit diesem Heft ihren zehnten Jahrgang beginnt. Ich weiß mich eins mit meinen bischöflichen Mitbrüdern im österreichischen Episkopat, wenn ich als Vorsitzender der Österreichischen Liturgischen Kommission der Schriftleitung die dankbare Anerkennung für alles ausspreche, was die Zeitschrift in den vergangenen neun Jahren Priestern und Gläubigen an Einsicht in das Wesen und Leben der Liturgie vermittelt hat. Jahrelang hat die rastlos schaffende Persönlichkeit des in seinem Eifer für die liturgische Frömmigkeit unvergeßlichen P. Adalbero Raffelsberger der Zeitschrift ihr Siegel aufgedrückt. In weisem Verständnis hat ihm der hochwürdigste Herr Erzabt von St. Peter tatkräftig dabei geholfen. Sein Geist lebt weiter in den jetzigen Herausgebern. Möge es ihnen gelingen, die Gläubigen durch den „Heiligen Dienst“ in ein immer tieferes Verstehen des Heilswerkes Christi einzuführen, so wie es in der Liturgie zur beständigen Heiligung und Begnadigung der Glieder der Kirche Tag für Tag erneuert wird, gemäß den Worten der Sekret vom achten Sonntag nach Pfingsten, „daß diese hochheiligen Mysterien des Heiles uns heiligen im Miteinanderleben des gegenwärtigen Lebens und uns hinführen zu den ewigen Freuden“.

Linz, Aschermittwoch 1956.

A handwritten signature in dark ink, reading "Franz Sch. Langer". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Bischof von Linz

Liturgischer Referent der Österreichischen Bischofskonferenz

ZEITLICH-ZEITLOSE REFORM

„Gestern ward ich mit Christus gekreuzigt: heute bin ich verherrlicht mit Ihm. Gestern war ich mit Ihm bei den Toten: heute stehe ich mit Ihm auf.“ In diesen Worten Gregors von Nazianz, des „Theologen“ der Kirche des Aufgangs, ist in prägnanter Kürze das Wesen des Paschamysteriums, das Leiden und Auferstehung umfaßt, gekennzeichnet: der Vorübergang des Leidens mit dem „ward“ und „war“, der Übergang in eine neue Daseinsform in dem „bin ich“ und „stehe auf“. Wie Christus, der durch sein Leiden einmal, wie der Hebräerbrief sagt, in das Heiligtum zur Entsühnung des Volkes trat, um dort die ewige Erlösung zu finden, so geht auch das Volk des Herrn Jahr um Jahr durch das Mysterium der Passion hindurch, um Erlösung von der Sünde und Verklärung durch die Auferstehung zu erlangen. Hier wird wahr, was über der Pforte der Peterskirche in Salzburg steht: „Tür des Lebens ist Er. Kommt, wenn ihr heil werden wollt. Geht durch Christus hinüber. Kein anderer Weg geht zum Leben.“

Wenn wir uns im Lichte dieser Worte nach dem tieferen Sinn der Reform fragen, die in unseren Tagen die großen Tage der Karwoche und die Ostervigil neu ordnet, so liegt die Antwort in der Zeitlosigkeit der Mysterien, die an ihnen gefeiert werden. Vor dreißig Jahren warf man den Vorkämpfern der liturgischen Erneuerung vor, sie wollten archaische Formen liturgischen Lebens aus den ersten Jahrhunderten wieder zum Leben erwecken. Nun greift die Kirche selbst durch das Mandat ihrer höchsten Autorität wieder auf diese Jahrhunderte zurück. Tut sie es, weil sie der *antiquitas*, die immer in der Kirche geehrt wurde, den Vorzug vor dem Neuen gibt, oder liegt die Antwort tiefer? Die rechte Antwort ist wohl die, daß das *Wesen der Heilsmysterien* klarer als bisher herausgestellt werden soll. Das geschieht einmal dadurch, daß die im Laufe der Jahrhunderte zugewachsenen Formen der Volksfrömmigkeit, in denen praktisch für viele das eigentliche Geschehen dieser Tage bestand, auf das ihnen zukommende Maß zurückgeführt werden sollen, dann aber auch und vorzüglich dadurch, daß der überragende und heilsbedeutsame Wert der liturgischen Vorgänge in seiner ewigen Geltung durch die möglichste Angleichung an die ursprünglichen Vorgänge selbst eindeutig und unmittelbar den Gläubigen nahegebracht wird. Gewiß sind die Vorgänge selbst ihrem Wesen nach unabhängig von der Zeit, aber sie geschahen in der Zeit und wiederholen sich in ihr. Deshalb ist es sinnvoller, die *coena Domini* als Abendmahl und Paschamahl so zu feiern,

wie und wann es der Herr mit seinen Jüngern feierte. Deshalb begehen wir richtiger das Gedächtnis des Leidens zu der Stunde, da Er litt und Seinen Geist in die Hände Seines Vaters empfahl. Ob allerdings die Kommunionfeier der vorgeheiligten Gaben nach östlichem Brauch, mit der folgerichtigen Teilnahme der Gläubigen an der Kommunion, dieser Sinngebung entspricht, sei in aller Unterwerfung unter das Urteil der Kirche gefragt. Die Christen der ersten Jahrhunderte verbrachten den „Tag der Passion“ in Lesung und Gebet. Aber zu begrüßen ist, daß das Jeremiaswort aus den Metten des Karsamstags: „Gut ist's, im Schweigen das Heil zu erwarten“ nun dadurch wahr wird, daß der ganze Samstag eine Wache mit dem Herrn auf die Auferstehung hin ist. Diese Auferstehung in lebendiger Vergegenwärtigung des Taufmysteriums der Osternacht so zu begehen, daß ihre Wirkung zum zentralen und nachhaltigsten Erlebnis des ganzen Kirchenjahres wird, ist die Absicht der Kirche bei der Neugestaltung der Feier des Paschamysteriums. Die österlichen Mysterien sind identisch mit den Mysterien des Heiles, dem Werk der Erlösung, das wir in jedem heiligen Opfer erneuern. Der Sonntag, ja in gewissen Sinne jeder Tag, ist ein Abbild und Sinnbild des großen Ostertages, an dem Christus als die Sonne der Auferstehung den Menschen erscheint. Aus der Tatsache der Auferstehung schöpft alles christliche Leben die Kraft, die Leiden dieser Zeit in Teilhabe an den Leiden Christi zu bestehen, um so der ewigen Herrlichkeit teilhaft zu werden.

„Pascha des Kyrios, Pascha, wiederum Pascha, sage ich zur Ehre der Dreieinigkeit. Uns ist dies das Fest der Feste, die Feier der Feiern, so hoch über allen anderen wie die Sonne über den Sternen, nicht nur den Festen, die menschlichen Ursprungs und von der Erde sind, sondern sogar den Festen Christi, die für Ihn begangen werden... Heute feiern wir die Auferstehung, wie sie ist: nicht die erhoffte, nein, die schon gewordene.“ In diesen letzten Worten der Rede Gregors von Nazianz auf das heilige Pascha enthüllt sich der Glaube, der bis zum zeitlosen Wesen des Mysteriums der Erlösung und seiner Wirkung, der „schönen Verwandlung“, wie Gregor an einer anderen Stelle sagt, vorgedrungen ist. Aus solcher Erfahrung jubelt er in seiner Rede auf den „Neuen Sonntag“, den ersten nach Ostern: „Nun ist der Frühling der Welt, der geistliche Frühling, Frühling den Seelen, Frühling den Leibern, Frühling mit Augen zu schauen, Frühling, nicht zu erschauen“, und bittet: „Möchten wir seiner teilhaft werden auch da droben, herrlich verwandelt und neu zu neuem Leben erhoben in Christus Jesus, unserem Kyrios, dem alle Herrlichkeit, Ehre und Herrschaft sei mit dem Heiligen Pneuma, zur Verherrlichung Gottes des Vaters. Amen.“

»ORDO HEBDOMADAE SANCTAE INSTAURATUS«

Es dürfte nicht unangebracht sein, den „Ordo hebdomadae sanctae instauratus“ einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Diesmal handelt es sich ja nicht mehr, wie vom Jahre 1951 an in bezug auf die Osternachtfeier, um eine Möglichkeit, die man auch ruhig abseits liegen lassen kann, sondern diesmal ist der neue „Ordo“ schlechthin allen, die es angeht, auferlegt. Und es geht alle an, die den römischen Ritus befolgen. Man muß sich also wohl oder übel entschließen, den „Ordo“ zu studieren, und seine sachgemäße Ausführung genau und gewissenhaft vorzubereiten. Das ist auch ganz klar und sehr nüchtern im Einführungsdekret und in den Ausführungsbestimmungen (der „Instruktion“) niedergelegt.

Über den Geist, die Grundabsicht der so durchgreifenden Änderung ist schon andernorts gesprochen worden. Immerhin wird es immer wieder gut sein, sich erneut und ehrlich davon zu überzeugen, daß es sich in allererster Linie darum handelt, durch eine neue, bessere Zeitansetzung und durch eine wohldurchdachte Neuformung bzw. Vereinfachung des Ritus der großen Masse des gläubigen Volkes den Besuch der liturgischen Gottesdienste gerade an den heiligsten Tagen, wo die Grundgeheimnisse unserer Religion, das Werk der Erlösung, gefeiert wird, *allgemein möglich* zu machen. Die Verordnung, die Pius XII. am 16. November 1955 in Kraft gesetzt hat, steht ganz und gar unter dem Leitmotiv: *Liturgia propter christianos!* — Am Morgen der letzten drei Kartage, die fast überall gemeine Werk- und Arbeitstage sind (Ausnahmen bestätigen die Regel!), konnte die Masse der Gläubigen nicht mehr zur Kirche kommen, also kommt die Kirche zur Masse des gläubigen Volkes, indem sie den liturgischen Gottesdienst auf Nachmittag und Abend verlegt, wo die Tagesarbeit vorbei ist, und wer immer etwas guten Willen hat, leicht noch in die Kirche kommen kann. Außerdem sind überflüssige Längen ausgeschaltet, der ganze Verlauf der gottesdienstlichen Handlung straffer, übersichtlicher gemacht, und vor allem ist nun an jedem der drei letzten Kartage (wenn man die Osternachtfeier vorausnimmt, was wohl nunmehr zumeist geschehen wird) dem Volke Gelegenheit geboten, sich dem Erlöser im Sakrament zu nahen, und damit eine ganz einmalige Möglichkeit, dem österlichen Sakramentengebot auf leichte Weise, ohne Hast und ohne Überanstrengung auch des Klerus, nachzukommen.

Es kann sich hier freilich nicht darum handeln, etwa einen Rubrikenlehrgang abzuhalten, wie im einzelnen die Karwochenriten ablaufen sollen. Noch weniger, etwa einen historisch-liturgischen Kommentar zu geben. Das würde ein Buch verlangen, wie ja auch die Kommission, die mit der Arbeit betraut ist, Stöße von Arbeits- und Studienmaterial angehäuft hat, ehe das Werk, zu der sie berufen wurde, in Angriff genommen wurde. Es sollen, wie der Titel des Aufsatzes sagt, „Bemerkungen“ zum neuen oder erneuerten „Ordo“ gemacht werden, die sein Verständnis und seine Ausführung etwas erleichtern sollen.

Es sei gleich vorweggenommen, daß, wie schon der Haupttitel des „Ordo“ zeigt, in den liturgischen Benennungen selber Neuerungen durchgeführt worden sind. Statt des bisherigen „*Hebdomada maior*“ heißt es nun immer nur „*Hebdomada sancta*“. Die „große“ oder noch weniger die „größere“ Woche liegt uns nicht; die Benennung „heilige“ Woche verstehen alle. Der Palmsonntag erscheint mit der Erst- oder Hauptbenennung „*dominica secunda Passionis*“. Der Palmsonntag war ja ursprünglich der „Passions“-Sonntag schlechthin, der Beginn der „heiligen“ Woche. Erst in späterer Zeit wird der vorausgehende Sonntag hinzugeschlagen, und es formte sich die „Passionszeit“, wobei der fünfte Fastensonntag eben „*dominica de Passione*“ genannt wurde. Der Benennungsart der Advents- wie der Fastensonntage, ja, überhaupt der Sonntagsreihen gemäß, gibt es nun eben einen „ersten“ und einen „zweiten“ Passionssonntag, die mit den beiden zugehörigen Wochen die „Passionszeit“ bilden. Der Gründonnerstag behält seinen liturgischen Eigennamen „in *Cena Domini*“, da er ja ganz eindeutig und allgemein verständlich ausdrückt, was an diesem Tag gefeiert wird. Das sicherlich recht unpraktische Wort „*Parasceve*“ wird für den Karfreitag ausgeschaltet; es besagt liturgisch gar nichts; daß für die Juden der „Rüsttag“, „Vorbereitungstag“ war, hat mit der Liturgie der Kirche nichts zu tun. Es wurde also ein alter Ausdruck wieder aufgenommen, der unmittelbar aussagt, worum es geht: *Feria VI „in passione et morte Domini*“. Es ist der Tag des Leidens und Sterbens des Herrn. Für den Karsamstag wäre demgemäß etwa eine Form wie „*sabbatum in sepultura Domini*“ zu erwarten; aber ein solcher Ausdruck war nie in Gebrauch. Es war einfachhin der „heilige“ Samstag. Vom „Samstag“ als solchem, das heißt, als liturgischem Tag, der gänzlich feierlos ist, hebt sich ab die „*Vigilia paschalis*“, die wir nunmehr als die „Osternachtfeier“ bezeichnen, und die an sich, dem Ursprung und dem Sinn nach, in der Mitte steht zwischen dem Samstag und dem Sonntag, zwischen Grab und Auferstehung.

Wenden wir uns nunmehr den einzelnen Tagen zu. Um es gleich zu sagen, die ersten drei Wochentage der Karwoche, Montag, Dienstag, Mittwoch, an denen die Liturgie praktisch unverändert bleibt, fallen für unsere „Bemerkungen“ weg. Somit bleiben uns zu betrachten: Palmsonntag, und die drei Tage des „*Triduum sacrum*“, Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag mit der Osternachtfeier.

1. *Palmsonntag; liturgisch: „2. Leidenssonntag“*. — Die Liturgie der römischen Kirche weist zwei Hauptelemente auf; das erste, ältere, wichtigere ist die Messe, die eigentliche „Passions“-Messe, die feierliche Eröffnung der ursprünglichen einzigen Leidenswoche. An der Messe ist denn auch kaum etwas geändert worden. Nur die Passion nach Matthäus wurde etwas abgekürzt. Deshalb nämlich, weil sich die Karfreitagspassion (Johannes) ausschließlich auf das wirkliche „Leiden“ des Herrn, das im Garten Gethsemani begann und mit der Grablegung beschlossen wurde, beschränkt und als Muster für die anderen „Passionen“ genommen wurde. Es fällt also die Erzählung vom Mahl beim aussätzigen Simon aus, ebenso die ohnedies fragmentarische Schilderung des Letzten Abendmahles. Ferner am Schluß jener Absatz, der bis jetzt als „*Evangelium*“ gelesen wurde und vom Tag nach der Grablegung handelt.

Das zweite, spätere Element, das dann zur Charakteristik dieses Sonntages wurde und ihm den Namen gab, ist die Palmprozession, der die Palmweihe vorangestellt wurde. Diese letztere hat dann abermals das Übergewicht gewonnen und drängte die ursprünglichere Prozession zurück. Die kostbare Beschreibung der Karwochenbräuche von Jerusalem am Ende des 4. Jahrhunderts, die uns die Äbtissin Etheria hinterließ, gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der wichtigsten Karwochenbräuche in der Liturgie. Es lag ja so nahe, gerade in Jerusalem die Tatsachen der Heilsgeschichte, zumal dann der Leidensgeschichte, an jenen historischen Örtlichkeiten zu jener Zeit und Stunde nachzuleben, an denen sie sich einstmals nach den evangelischen Berichten abgespielt hatten. Daß dabei unter vielem anderen der großartige triumphale Einzug Christi in Jerusalem am Beginn der großen Leidenswoche lebensvoll nachgeahmt wurde, ergibt sich wie von selbst. Der Festzug also zu Ehren Christi, des Messias Königs, nicht etwa als momentane explosive Kundgebung, die ein paar Tage darauf ins Gegenteil umschlagen konnte, sondern als echte Treuebezeugung, die dem Messias auch im Leiden, auch im Tode, aber auch in der Gewißheit der Auferstehung geboten wird, wurde rasch ein allgemeiner Brauch der Liturgie an diesem Sonntag. Bis ins hohe Mittelalter hinein wurde diese Prozession als triumphaler Königszug oft prachtvoll ausgestaltet. Die Palmzweige, oder die Äste der Bäume und Sträucher, die je nach Gegend dabei mitgetragen wurden, sind anfangs natürlich nicht geweiht oder gesegnet worden; erst am Beginn des Mittelalters entsteht der Brauch, solche Gegenstände, die in der Liturgie eine Rolle spielen, auch eigens dazu zu „weihen“; man denke an die Kerzen zu Lichtmeß, an die Asche am Aschermittwoch, an das „Weih“-Wasser. Je mehr nun im Laufe der Zeit die Weihe der Zweige ausgebildet wurde, um so mehr ging eigentlich die Prozession in der Wertschätzung zurück. Die Palmweihe wurde geradezu nach Art einer Messe ausgestaltet, die Prozession wurde immer mehr als eine Art Anhängsel empfunden. Die „Reform“ geht nun hier energisch auf die älteren liturgischen Ausbildungen zurück, nicht weil sie älter sind, sondern weil sie den Notwendigkeiten der heutigen Seelsorgslage weitaus besser entsprechen. Die Christusherrschaft in der Welt ist mehr denn je umkämpft, es braucht heute mehr denn je werktätiges, ins Leben seiner Gesamtheit ein- und ausgreifendes Christentum; es braucht heute ein gelebtes und durchgekämpftes Christentum. Christus, der Messias König, der Leidens König, der Sieger über Tod und Sünde, will sein Reich heute genau so, ja noch viel mehr, aufrichten, wie damals im Judeland. Daher ist die Prozession, als ein bewußtes, öffentliches Glaubens- und Treuebekenntnis der Christen, wieder stark herausgearbeitet worden, während die Weihe der Zweige auf die einfache Formel, die sinngemäß nötig ist, zurückgeführt ist.

Nach dem bisherigen Ritus besteht die Palmweihe aus folgenden Stücken: ein Introitus, Oration, Lesung (in der gerade am Beginn eine Oase mit siebzig Palmbäumen erwähnt wird!), ein „Graduale“, das Evangelium vom Einzug des Herrn, ein erstes Weihegebet, Präfation mit Sanctus, fünf weitere Gebete, davon vier mit Segnung, eines beträchtlich lang, dann abermals ein Weihegebet mit Besprengung und Beräucherung, endlich die Austeilung, dazu zwei Antiphonen und als Schluß nochmals ein Gebet.

Die erneuerte Form hingegen stellt sich folgendermaßen dar: Einzugsantiphon (die bisherige), *einziges* Weihegebet (das letzte der obigen Fünferreihe), danach Besprengung und Beräucherung, wobei der Zelebrant auch durch die ganze Kirche hindurch gehen kann (wie beim Asperges!), und Austeilung der geweihten Zweige, dazu die bisherigen zwei Antiphonen, aber mit zwei Psalmen (um das eintönige Wiederholen derselben zu vermeiden), dann die feierliche Lesung des Evangeliums als unmittelbare Vorbereitung der Prozession, die ja gleichsam die Ausführung dessen darstellt, was eben gelesen wurde.

Zur Prozession gab es bisher sechs Antiphonen zur Auswahl, oder nach Bedarf, dann die bekannte Szene am Kirchenportal, unter dem Wechselgesang des karolingischen Christkönigshymnus „Gloria, laus et honor“, und den Einzug in die Kirche unter dem Gesang der letzten Antiphon „*Ingrediente Domino*“.

Jetzt hingegen stellt sich die Prozession folgendermaßen dar: nach dem *Procedamus in pace* folgen vier Antiphonen (*Occurrunt, Cum angelis, Turba multa* und *Cooperunt omnes turbae*); dann das altbekannte „*Gloria, laus et honor*“, der Christkönigshymnus. — Der Kehrsvers sollte (laut Rubrik) auch vom Volk mitgesungen werden. — Es folgt eine weitere Antiphon (*Omnes collaudant*) mit dem Psalm 147 (*Lauda, Jerusalem, Dominum*), der sich gut an die Stimmung anpaßt, und nochmals zwei Antiphonen (*Fulgentibus palmis; Ave, Rex noster*). Es können aber auch andere entsprechende Hymnen gesungen werden. Die vorgeschlagenen Antiphonen sind übrigens nur fakultativ; aber bessere Chöre werden sie gerne singen. Beim Einzug in die Kirche bleibt das bekannte schöne „*Ingrediente Domino*“. Als Abschluß der Prozession spricht der Zelebrant am Altar noch ein Gebet, das den Sinn der ganzen feierlichen Zeremonie zusammenfaßt.

Es wird gestattet, um nicht zu sagen, geraten, dort, wo zwei oder mehrere Kirchen sind, und sonst die Möglichkeiten gegeben sind, die Palmweihe in *einer* Kirche zu halten, und dann in Prozession zur *anderen* (Haupt-)Kirche zu ziehen, um dem ganzen Aufzug mehr Festlichkeit zu geben. Die Hauptsache ist, daß das gute Volk verstehe und voll auffasse, daß es sich darum handelt, mit dieser „Palm“-Prozession einen *Akt der Treue* gegen Christus, König und Heiland, zu setzen, der sich nachher im Leben auswirken soll; die Palmzweige, die man mit nach Hause bringt, sollten eine stete Erinnerung daran sein!

2. *Gründonnerstag*. — Die einzige auffallende Neuerung in der Donnerstagsliturgie ist die Einfügung des „Mandatum“, also der Fußwaschung, in die Abendmesse, die eigentliche Festmesse. Dazu wäre folgendes zu bemerken:

Vor allem, wie auch die „Instruktion“ angibt, wäre der Grundgedanke der Gründonnerstagsliturgie dem Volke recht nahe zu bringen: die immense Liebe Christi, des Erlösers, der an den Beginn seiner Leidens-tage die für uns niemals bis zum tiefsten Grunde ausdenkbare Großtat setzt, im Sakrament des Altares bis zum Ende der Weltzeit bei uns zu bleiben, als Opfer und als Speise, in einer Hingabe an jeden einzelnen, der nur immer daran teilnehmen will. Diese lebendige, vollbewußte, tatkräftige Teilnahme an Opfer und Opfermahl, diese fortdauernde

Fruchtbarmachung der Leidens- und Erlösungsfrüchte, müßte an jedem Gründonnerstag einen Höhepunkt erreichen, zugleich eine Neubelebung und Festigung in der gemeinsamen Festfeier der ganzen christlichen Familie. In diese Grundhaltung hinein wird nun von der neuen Liturgie die Fußwaschung gestellt. — Wie der Herr selber sagt, wollte er ein Beispiel geben, das seine Jünger nachahmen sollten. Die Fußwaschung war aber nur Zeichen, Symbol, der Tatliebe des Herrn, die sich dann in der Einsetzung der Eucharistie und in der großen blutigen Opferhandlung auf Kalvaria zum Heil der ganzen Welt vollziehen sollte. Die Fußwaschung, die nun vor aller Öffentlichkeit gehalten werden kann, ist ja auch in der Liturgie nur ein sichtbares Zeichen für die innerliche Gesinnung, aus der die Handlung hervorquellen soll: die große, echte, christusgemäße Bruderliebe. Daher deuten die Rubriken wie die Instruktion an, daß der Gründonnerstag, wo man die Fußwaschung halten kann, auch zugleich ein *Tag der allgemeinen Bruderliebe* werden soll, im Opfer aller für alle: ein Großeinsatztag der Caritas! — Nicht die bloße heilige Kommunion allein, als Akt der Einzelfrömmigkeit, sondern die *Kommunion des Sakramentes* zugleich mit der *Kommunion der Güter* in der Opfergabe für die bedürftigen Brüder, das ist echtes Tatchristentum! Das will der Erlöser auch von uns geübt und unter Beweis gestellt wissen. Und dazu will die erneuerte Gründonnerstagliturgie anleiten! — Also immer wieder der pastorale Werkgedanke! — Liturgie als fruchtbarer Quellgrund des gelebten, bewährten Christentums! — Und gerade heute, in diesen Notzeiten, die wir erleben, und die noch lange kein Ende finden werden, sollte die „caritas christiana“ das Siegel des echten Christentums sein, die Tatapologie unserer heiligen Religion, die zugleich auch die wirksamste Gegenaktion gegen allen gottfremden Kommunismus sein würde! — Die Liturgie, richtig erfaßt, richtig ausgelegt, vom Volke richtig mitgefeiert, ins Leben hinausgewirkt, das ist das herrliche Ziel, das die Karwochenreform allen Beteiligten, also Klerus und Volk, zur Bewältigung vorstellt.

3. *Karfreitag*. — Die Karfreitagliturgie ist im wesentlichen unberührt geblieben. Die vorsichtigen, da und dort angebrachten Verbesserungen (wenn man es so nennen will), sind, wie so oft betont, in steter Rücksicht auf die pastorale Auswertung ausgeführt worden. Die wirkliche große Neuerung, besser Erneuerung, nämlich, die Karfreitagskommunion, hat ebenfalls hauptsächlich in pastoralen Rücksichten ihren Grund.

Die bisherige Karfreitagsliturgie begann mit der Prostration des Zelebranten samt seiner Assistenz mit Stillgebet; dann folgten Lesung (Oseas) und „tractus“ (Habacuc); dann lautes Gebet (Deus, a quo et Iudas), wieder Lesung (Exodus, Osterlamm) und „tractus“ (Eripe me = Psalm 139). Dann die Passion nach Johannes.

In der erneuerten Liturgie wird, nach dem Vorbild des *Gelasianum* und anderer alten *Ordines*, das stille Gebet am Beginn sozusagen zusammengefaßt und erläutert durch ein lautes Gebet des Zelebranten (Deus, qui peccati veteris), das aus den genannten alten Quellen wiederhergestellt wurde. Es gibt auch andere alte Einteilungen und Zuteilungen, auf die hier nicht der Ort ist, näher einzugehen. Es wurde gerade *diese* gewählt, weil sie als dem Volke am leichtesten verständlich betrachtet wurde: auch sonst haben wir jetzt in der Karwochenliturgie den alten Brauch wieder-

hergestellt, daß auf ein „Oremus“ und auf die Einladung des Diakons „Flectamus genua“ ein gemeinsames Stillgebet folgt, auf welches dann wieder, nach der Aufforderung des Diakons, „Levate“, die laute Zusammenfassung der stillen Bitten aller erfolgt, indem der Zelebrant die abschließende Oration spricht; das am Karfreitag eingangs der Liturgie ganz besonders eindrucksvolle gemeinsame stille Beten, wobei die Hauptliturgen sogar sich auf den Boden werfen (alle anderen knien tief verneigt!), soll nun auch in diesem Fall vom Vorsteher der Liturgie (Zelebranten) in einem lauten Gebet zusammengefaßt werden. Die Gesamtordnung ist also nunmehr diese: zweimal je Gebet, Lesung, und Responsorium (der eigentliche alte Name für das, was jetzt „tractus“ heißt). Als Abschluß des ganzen Leseteiles die Passion wie bisher. Dieser Leseteil wird in der liturgischen Textausgabe als erster Teil der ganzen Karfreitagsliturgie eigens betitelt. Besserer Klarheit zuliebe.

Der zweite Teil, wieder mit eigener Überschrift, wird von den uralten ehrwürdigen Fürbitten gebildet. Diese haben ebenfalls Titel und Bezifferung bekommen, wodurch die Klarheit sehr gewonnen hat. Die Texte sind nahezu unberührt geblieben. Nur ist (wie schon vorher in der neuen Karsamstagliturgie) das bisherige Gebet für den römisch-deutschen Kaiser (heute wirklich ein Petrefakt!) durch eine Formel ersetzt worden, die ganz allgemein „pro res publicas moderantibus“ gilt, und überall gebetet werden kann. Die Texte sind auf Grund alter Gebete gebildet worden. Bei den Gebeten für die Bekehrung der Juden ist das in letzter Zeit viel umstrittene „perfidia iudaica“, „perfidii Iudaei“ stehen geblieben, hingegen wurde die Gebetsformel „Oremus, Flectamus genua, Levate“, die seit dem späten Mittelalter ausgefallen war, wieder eingefügt.

Der dritte Teil bringt die Kreuzverehrung, die ebenfalls einige kleine, aber sinnvolle Änderungen aufweist. So wird das Kreuz (das nicht zu klein sein soll!) aus der Sakristei prozessionsförmig herangebracht (im Ambrosianischen Ritus wird es auf einer Bahre hereingetragen!); die Enthüllung erfolgt wie bisher, aber die nachfolgende Verehrung wird in etwas anderer Form durchgeführt. Die bisherige Art, wobei das Kreuz auf den Boden (die Altarstufen) gelegt wurde und, nach dreimaliger „Adoration“, geküßt wurde, brachte allerlei Unannehmlichkeiten, besonders bei älteren Personen, mit sich. Man ging auf eine frühmittelalterliche Art zurück (natürlich nicht, weil sie alt ist, sondern weil sie sich als praktischer darstellt!), wobei das enthüllte Kreuz von zwei Akolythen (Ministranten) aufrechtstehend gehalten wird, so daß der Fuß des Kreuzes am Boden aufsteht, die Ministranten stehen auf der Predella; sie halten das Kreuz an den Kreuzarmen (es soll daher, um es nochmals zu betonen, eine hinreichende Größe haben!), beiderseits knien auf der obersten Stufe zwei weitere Ministranten mit brennenden Leuchtern, die sie rechts und links hinstellen, so daß sich eine auch szenisch schöne Gruppe ergibt. Das Kreuz wird vom Zelebranten (der Assistenz) verehrt mit dreimaliger einfacher Kniebeuge, wobei einer nach dem anderen hinansteigt und die Füße der Christusfigur küßt. In derselben Art und Weise wird dann das Kreuz am Speisgitter von den Ministranten gehalten, in Begleitung der zwei Leuchterträger, und das Volk zieht daran vorbei, um mit einmaliger einfacher Kniebeuge die Füße des Gekreuzigten zu küssen. Wird diese Art der Kreuzdarbietung und Verehrung mit etwas Aufmerksamkeit und

Achtsamkeit durchgeführt, so dürfte sie sich besser bewähren als die bisherige. Jedenfalls soll dem ganzen Volke die Gelegenheit geboten werden, das heilige Kreuz jetzt, im Gottesdienst selber, zu verehren. Auch wenn es etwas länger dauert; es wird sich seelsorglich lohnen!

Dann folgt der vierte Teil, der in seiner *Form* ganz neu ist, wenngleich der Inhalt der liturgischen Handlung schon einmal durch Jahrhunderte in Übung war. Es ist der Kommunionteil. Ohne hier auf die Einzelheiten eingehen zu wollen, genüge der Hinweis, daß ganz ursprünglich (in der römischen Liturgie, um die es hier geht) überhaupt keine Kommunion war, weder des Zelebranten, noch der Gläubigen. Mit der Kreuzverehrung war die Höhe und zugleich der Abschluß gegeben. Auffallenderweise erscheint gerade in Rom, während im großen Papstgottesdienst am Karfreitag immer noch mit der Kreuzverehrung alles abschließt, in den Titel(Pfarr-)kirchen die allgemeine Gläubigenkommunion. Das Volk mußte irgendwie empfunden haben, und der Klerus muß es mitgeföhlt haben, daß es theologisch und pastoral durchaus möglich, ja wünschenswert sei, an diesem einzigartigen Tag, nach dem materiellen Kontakt mit dem Kreuz (in Rom, beim Papstgottesdienst war es die große Kreuzpartikel von Santa Croce in Gerusalemme), auch mit dem Gekreuzigten selber in unmittelbare sakramentale Berührung zu kommen. Die Kommunion wurde später auch in den Papstgottesdienst mitaufgenommen, und zur Karolingerzeit war sie allgemein gebräuchlich. Sie blieb es durch Jahrhunderte, bis allmählich, nicht etwa des „Karfreitages“ wegen, die Kommunion wieder abnahm; es ist das eine Folge der ganz allgemeinen Kommunionabnahme des hohen Mittelalters, die ja so weit ging, daß das Laterankonzil von 1215 die einmalige Kommunion alljährlich strikte vorschreiben mußte. Immerhin blieb die Volkskommunion am Karfreitag vielfach noch lange Zeit, nochmals jahrhundertlang in Übung, besonders in religiösen Familien. In einigen Gegenden und Orten erhielt sie sich bis in die Neuzeit. Was aber im Karfreitagritus stehen blieb, auch als die Volkskommunion verschwand, war die *Zelebrantenkommunion*! Ja, diese wurde am Ende des Mittelalters nach Art einer Messe ausgebildet, nahm passende und weniger passende Stücke des Meßritus in sich auf; die sogenannte *missa praesantificatorum*, die „zerstörte“ Messe! — Das Volk mußte nach der allgemeinen Kreuzverehrung noch bleiben, um zuzusehen, wie der Zelebrant allein unter etwas umständlichen Zeremonien kommunizierte.

Man hätte nun zur ursprünglichen Tradition zurückkehren können: *gar keine* Kommunion, auch nicht des Zelebranten. Das wäre die *archäologische* Lösung gewesen! — Man hat sich aber entschlossen, den zwar späteren, aber dann doch allgemeinen und viele Jahrhunderte üblichen Gebrauch wieder aufzunehmen, nämlich die *Kommunion aller Teilnehmer*, weil diese Lösung die *seelsorglich wirksamere* und an geistlicher Frucht reichere war! Nur daß das neue Ritual außerordentlich vereinfacht wurde (angelehnt an alte Vorbilder, aber doch wieder selbständig im einzelnen). Das heiligste Sakrament wird (im feierlichen Ritus vom Diakon, sonst vom Zelebranten) in ganz schlichter Form vom Aufbewahrungsort zum Hochaltar gebracht; nur zwei Kerzenträger gehen mit, und der „Schirmträger“ nach römischem Ritus (der bei uns meist unbekannt ist!). Es können dazu drei alte Antiphonen gesungen werden, zu Ehren Christi

des Gekreuzigten. Eine Prozession als solche findet nicht statt: alle bleiben an ihrem Platz. — Nun beginnt sofort die Kommunionhandlung! — Es sei daran erinnert, daß zur Kommunion (auch des Priesters!) das Ziborium benützt wird. Als eigentliches allgemeines Kommuniongebet dient das hochheilige Gebet des Herrn, das *Pater noster*! — Nicht wegen der Brotbitte (wenigstens nicht hauptsächlich), sondern vor allem wegen der gegenseitigen Verzeihungszusicherung; das ist die Stimmung, jetzt besonders, sozusagen unterm Kreuz des Herrn, der für alle gestorben ist: die Stimmung der gegenseitigen christlichen Eintracht! Das Vaterunser soll von allen gemeinsam mit dem Priester laut, langsam, feierlich gebetet werden. Es folgt laut der Embolismus, das *Libera*; und sofort das persönliche Vorbereitungsgebet des Zelebranten (*Perceptio corporis*) und seine Kommunion; gleich darauf die Gläubigenkommunion in der üblichen Weise. Drei altherwürdige Gebete aus dem Leonianum bilden nachher eine Art gemeinsamer Danksagung. Dies in großen Zügen der Karfreitagsritus nach dem erneuerten Zeremonial.

Daß nun gerade die heilige Kommunion am Karfreitag, bei der religiösen Stimmung, die an diesem Tag wohl noch jeden einigermaßen gläubigen Katholiken beherrscht, zumal wenn er die vorausgehenden Zeremonien mit nur ein wenig Anteilnahme miterlebt hat, eine Wirkung ausüben kann und sollte, die über das sonst Gewöhnliche hinausgreift, liegt wohl auf der Hand. Es wird am Seelsorger liegen, diese Gelegenheit zum Dienst an den Seelen reichlichst auszunützen.

Dabei braucht nun keineswegs die ansonsten herkömmliche Nachmittags- oder Abendandacht ganz ausfallen: der Kreuzweg, die große Predigt. Der Kreuzweg kann vielleicht als Einleitung und Vorbereitung der eigentlichen Liturgie dienen, freilich in einer kürzeren Form, sozusagen als eine Programmvorschau. — Die große Predigt hingegen wird vielleicht als erklärender Kommentar zu den einzelnen Hauptteilen eingefügt werden, also in Teilstücken, die aber durch das gemeinsame Thema und vor allem durch das gemeinsame homiletische Ziel zusammengehalten werden. Diese Teilpredigten (nicht zu lang! und gut vorbereitet!) dürfen von Teil zu Teil etwas wärmer und etwas ausgreifender werden. Wenn auf diese Weise zumal die Kreuzverehrung und besonders die sakramentale Begegnung mit dem für uns geopfertem Heiland dem gläubigen Volk nahegebracht wird, dann kann der seelsorgliche Erfolg nicht ausbleiben. Dann wird sich auch bewahrheiten, was u. a. ein französischer Pfarrer (in einem bischöflichen Bericht über die Osternachtfeier) bemerkte: wenn nun auch die Arbeit größer wird — denn bisher hatten wir darum wenig Arbeit, weil wir kein Volk in der Kirche hatten! —, so wird die Freude des Seelsorgers über die greifbaren Erfolge der schönste Lohn sein!

4. *Karsamstag und Osternachtfeier*. — Dieser Gegenstand ist in den bisherigen fünf Jahren des „Experimentes“ schon hinlänglich behandelt worden. Es stehen genügend Erfahrungen zur Verfügung, es sind verschiedene Wege versucht und beschritten worden, um Altes und Neues zu verbinden und auszugleichen, als daß nun nochmals an dieser Stelle darüber gesprochen werden müßte. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß auch jetzt wieder die Instruktion fortfährt, wie es schon bisher der Fall war, darauf zu bestehen, daß gute, segensvolle, seelsorglich wertvolle Bräuche und Andachten klugerweise in das Neue eingebaut und damit

verbunden werden sollen. Das gilt in unseren Gegenden vor allem für die sogenannten „Heiligen Gräber“ und die „Auferstehung“. — Anderwärts sind es wieder andere Formen und Arten von volkstümlicher Andacht, die nicht so ohne weiteres abgeschafft oder beiseite geschoben werden dürfen. Da wird es eben der Seelsorger in seinem Bereich und nach seinen örtlichen Erfahrungen so einrichten müssen, daß unter kluger Schonung von guten, althergebrachten, volksfrommen Bräuchen und Andachten dasjenige erhalten bleibe, was es verdient, weil es seelsorglich fruchtbar sein kann, während anderseits doch wieder aller Fleiß darauf zu wenden sein wird, daß die *eigentliche* kirchliche Liturgie immer mehr den ihr allein zukommenden Oberrang einnehme, jetzt, wo sie vor allem durch die neue Zeitstellung wahrhaftig der großen Masse aller zugänglich geworden ist.

Die Neuordnung der Karwochenliturgie durch Papst Pius XII. ist ja nun freilich keine Liebhaberei oder Altertümlerei. Es ist eine echte, sehr ernsthafte *Seelsorgeaufgabe*, die nunmehr allen gestellt ist, an deren Lösung alle mitbeteiligt sind: angefangen von den Oberhirten, über den Seelsorgeklerus, bis zum ganzen gläubigen Volk: alle sind aufgerufen, das Ihre beizutragen, jeder nach dem ihm zustehenden Aufgabenkreis.

Wenn jetzt so viel geredet und geschrieben wird von „einer besseren Welt“, von „Anpassung“, von Mitgehen mit der Zeit, von Gewinnung der Massen usw., so ist über alles mitlaufendes unvermeidliches Leerlaufen und Leerreden doch unübersehbar die Tatsache, daß die Kirche, in den Zeitläuften, die wir mitmachen, ihre Stellung und ihren Einfluß in der Welt nur behaupten kann, wenn sie sich immer mehr und immer tiefer auf ihre *eigentliche Kernaufgabe* besinnt und diese mit allen Kräften durchzuführen sucht: ihre Sendung im Namen Christi an die ganze Welt und Menschheit, um das *Evangelium vom Kreuz Christi*, dem einzigen Heilszeichen und Heilmittel, durch alle Jahrhunderte hindurch, durch alle Zeit- und Modeströmungen hindurch wirksam zu verkünden. Um diese innerkirchliche Aufgabe aus dem allerinnersten Kraftzentrum heraus wieder neu und lebendig zu verwirklichen, ruft der Papst alle auf zu gemeinsamer, erneuerter, vertiefter, erlebter, ins Leben wirkender Karwochenfeier.

Rom

P. Josef Löw C.SS.R.

Schlusbemerkung. Der hier vorliegende Aufsatz wird auf Holländisch in der „Tijdschrift voor Liturgie“, herausgegeben von der Abtei Affligem, Belgien, erscheinen, mit einigen kleinen Anpassungen an die holländisch-belgischen Verhältnisse. Ein mehr grundsätzlicher Aufsatz des gleichen Verfassers ist erschienen, unter dem Titel: *Eine Großaufgabe der Seelsorge, Die Erneuerung der Karwochenliturgie durch Pius XII.*, in der „Theol.-Prakt. Quartalschrift“, 104 (1956) 5—21; in englischer Übersetzung (mit entsprechenden Änderungen) in „Worship“, 30 (1956) 94—113 unter dem Titel: *The new Holy Week Liturgie, a pastoral opportunity*; und in holländischer Sprache (ebenfalls mit kleinen Anpassungen) in „Nederlandske katholieke Stemmen“, 52 (1956) 2—20, unter dem Titel: *De vernieuwing van de Liturgie der Goede Week door Pius XII. Een belangrijke taak voor de Zielzorg*. Auch die italienische Zeitschrift „Rivista liturgica“ will denselben Artikel ihren Lesern darbieten. Die bekannte römische Zeitschrift „Ephemerides liturgicae“ wird das Doppelheft Februar-März ausschließlich einem Kommentar historisch-praktischen Charakters widmen, der dann auch als Sonderdruck zu haben sein wird.

DIE BEDEUTUNG UND DER PASTORELLE CHARAKTER DER LITURGISCHEN WIEDERERNEUERUNG DER HEILIGEN WOCHEN

Wir entnehmen die folgende Abhandlung als Übersetzung aus den „Ephemerides Liturgicae“, Vol. LXX, 1956, Fasc. 1.

Wir glauben, daß seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, als nämlich der hl. Papst Pius V. in Vollendung der Bestimmungen des Heiligen Konzils von Trient über die Belange des Gottesdienstes 1568 das Breviarium Romanum wiederherstellte und 1570 das Missale Romanum herausgab, in der ganzen Geschichte der heiligen Liturgie nichts geschehen ist, was dem jüngst erlassenen Dekret der Heiligen Ritenkongregation „Maxima redemptionis nostrae mysteria“, durch welches der Ordo der Karwochenliturgie wieder erneuert wurde, an die Seite gestellt werden könnte.

Die Bedeutung dieser Wiederherstellung wird daraus ersichtlich, daß die Heilige Woche die Mitte der Liturgie darstellt, ferner aus dem ganz besonderen Wesen dieser Wiederherstellung, welches seinem Ursprung wie auch seinem praktischen Zweck nach, vor allem ein pastorales Ziel verfolgt.

Die folgenden Bemerkungen wollen hier hauptsächlich jene pastorellen Erwägungen behandeln, die im wiederhergestellten Ordo der Heiligen Woche enthalten sind.

Das bedeutendste Faktum der Wiederherstellung des neuen Ordo liegt darin, daß die liturgischen Handlungen des Heiligen Triduums auf die Abendstunden verlegt werden. Denn unleugbar fanden diese liturgischen Handlungen anfangs am Abend statt, und zwar fast zu ebendenselben Stunden, in denen die Mysterien sich ereigneten, deren Erinnerung wir hier begehen. Also: die Einsetzung der Allerheiligsten Eucharistie am Gründonnerstag abends, die Erinnerung an das Leiden und an den Tod des Herrn in den ersten Nachmittagsstunden des Freitags, die glorreiche Auferstehung in den frühen Morgenstunden des Sonntags. Im Zusammenwirken verschiedener Ursachen, die hier nicht erwähnt zu werden brauchen, begann man bereits mit dem beginnenden Mittelalter zuerst die Ostervigil vorzuverlegen, dann auch die liturgischen Handlungen des Gründonnerstags und Karfreitags. Dies führte dazu, daß am Ende des Mittelalters alle gottesdienstlichen Handlungen des Heiligen Triduums von ihrem natürlichen Ort am Nachmittag und in der Nacht weggedrängt und auf die Morgenstunden vorverlegt wurden.

Fachmänner der Liturgiewissenschaft wissen sehr wohl, daß diese Änderungen nicht ohne großen Schaden vorgenommen wurden. Das Volk hat den Mangel der liturgischen Handlung, beispielsweise am Karfreitag besonders in jenen Stunden, wo der Tod des Herrn erfolgte, so aufgenommen, daß es der Auffassung war, es würden statt der liturgischen Handlungen andere fromme Übungen genügen, wie z. B. die Andacht zu den drei Stunden des Todeskampfes des Herrn, die Andacht zur Schmerzhafte Muttergottes oder der Kreuzweg. Diese Übungen der Frömmigkeit sind zwar sehr wertvoll, aber doch keinesfalls gleichwertig, daß sie also

in ihrer Kraft und Wirkung der feierlichen liturgischen Handlung dieses Tages gleichgehalten werden könnten. Diese Änderungen aber waren vor allem am Karsamstag sehr zum Schaden: der Sinn der Zeichen und Worte von der feierlichen Ostervigil, die von ihrem Platz verdrängt worden war, verlor zum großen Teil seine naturgegebene Durchsichtigkeit. Auch wurde das Wesen dieses Karsamtages in der Weise verkehrt, daß aus dem einst liturgielosen Tag, in welchem wegen der Grabesruhe des Herrn höchste Trauer herrschte, ein Tag der verfrühten Osterfreude wurde.

Wenn auch das alles dem liturgischen Sinn abträglich war, so muß man doch auch wiederum festhalten, daß die auf die frühen Stunden vorverlegten liturgischen Handlungen damals keineswegs geschadet haben, sondern die Teilnahme der Gläubigen an diesen heiligen Riten in irgendeiner Weise leichter gestalteten. Aus diesen, in der damaligen Zeit gelegenen Verhältnissen heraus, welche niemand ändern zu müssen glaubte, kam es, daß bereits vom Beginn des Mittelalters an das Heilige Triduum von der zivilen Autorität als Feiertage erklärt wurden, dies in der Absicht, damit das gesamte christliche Volk den heiligen Feiern dieser Tage beiwohnen könne.

Doch erfolgte im Verlaufe des 17. Jahrhunderts eine große Änderung der Dinge. Wegen der geänderten sozialen Verhältnisse sahen sich die römischen Päpste veranlaßt, die Zahl der Festtage allmählich zu verringern, wobei außer den Sonntagen nur mehr die höchsten Festtage verblieben. Aus diesem Grunde erklärte im Jahre 1642 Papst Urban VIII. auch das Heilige Triduum als Wochentage. Von da an war es den Gläubigen, auch wenn sie selber guten Willen hatten, nicht mehr möglich, an den heiligen Feiern, die am Morgen stattfanden, teilzunehmen, da sie in den Werkstätten, Schulen und durch sonstwie geartete Geschäfte zu eben diesen Stunden festgehalten waren. Daher rührt die, wie die Erfahrung lehrt, bedauernswerte Tatsache: die feierlichen Riten dieses Heiligen Triduums wurden oft in leeren Kirchen abgehalten. Daher kommt auch vor allem jener große geistliche Nachteil für die Gläubigen: denn der Feier der Mysterien unserer Erlösung wohnt eine eigene Kraft und Wirkung inne.

Dennoch fußt der Wunsch und der Wille nach Rückverlegung der Feier des Heiligen Triduums auf die Nachmittagsstunden nicht nur auf historischen und archäologischen Argumenten, sondern er entspricht vielmehr einem pastoralen Motiv, daß die Gläubigen wiederum in größerer Anzahl an den heiligen Feiern der Mysterien des Leidens und des Todes unseres Herrn beiwohnen können.

Nur sehr wenige können nämlich in den Morgenstunden werktags zur Kirche kommen, dagegen leichter am Abend. Vor allem aus diesem Grund hat bereits 1951 der Heilige Vater Papst Pius XII. auf die Bitten vieler Bischöfe hin die Ostervigil erneuert. Aus ebendenselben Grunde wurde in Anbetracht des überall wirklich guten Erfolges der Ostervigil, ferner in Anbetracht dessen, daß auch die durch die Apostolische Konstitution „Christus Dominus“ vom 16. Jänner 1953 vorgesehenen Abendmessen einen ausgezeichneten Erfolg zeigten, auf die wiederholten Bitten vieler Ordinarii hin von der Heiligen Ritenkongregation dieses Dekret erlassen, durch welches alle liturgischen Handlungen des Heiligen Triduums auf ihren alten Platz, d. h. auf die Nachmittagsstunden verlegt wurden.

Nachdem die Päpstliche Liturgische Kommission die Gründe dieses Werkes erwogen hatte, kam sie ebenfalls zu der Auffassung, es sei um einer allgemeinen Erneuerung der Liturgie willen am besten, auch die Formulare und den Ritus nicht nur des Heiligen Triduums, sondern auch der gesamten Heiligen Woche (vom Palmsonntag bis zum Ostersonntag) einer klugen Erneuerung zuzuführen. Die Frucht dieses Werkes stellt der Wiederhergestellte Ordo der Karwoche dar, dessen typische Ausgabe demnächst in der Libreria Vaticana herauskommen wird, wenn sie in der Poliglotta Vaticana gedruckt ist. Dieser Ordo wird das Missale Romanum vom Palmsonntag bis einschließlich Ostervigil vollständig ersetzen.

In diesem unseren kurzen Kommentar können wir alle Änderungen, die in den liturgischen Formularen und Rubriken enthalten sind, nicht erörtern. Aber diese Änderungen sind mit Bedacht vorgenommen und fußen auf einem historischen und praktischen Fundament. Um nun bloß über den pastorellen Gehalt (natura) dieser Änderungen zu sprechen, sei es gestattet, einige der wichtigsten zu erläutern.

Für den Palmsonntag finden wir eine beachtenswerte Neuerung in der Palmweihe. Es ist allen bekannt, daß der Messe zwei Dinge liturgischer Handlungen vorausgehen, die Weihe der Zweige und die Prozession. Von diesen ist die ältere und bedeutendere die Prozession. Da die Palmweihe erst später hinzutrat, galt sie auch immer als weniger wichtig. Im Mittelalter aber erhielt dieser Ritus, der anfangs ganz einfach war, so viel Übergewicht, daß er die gesamte liturgische Handlung überlastete und die Hauptsache, die Prozession, erdrückte. Nach dem Urteil liturgischer Fachmänner erhielt nun die Palmweihe wiederum ihre ursprüngliche und einfache Form; die Prozession aber wurde in der ursprünglichen feierlichen Form wiederhergestellt und der ihr eigene und ursprüngliche Charakter wiedergegeben, der darin besteht, Christus dem Messias-König die öffentliche Verehrung entgegenzubringen.

Das Meßformular, welches im Missale Romanum für Montag, Dienstag und Mittwoch steht, bleibt unverändert, ausgenommen die Leidensgeschichte des Herrn. Nach dem Vorbild der Leidensgeschichte bei Johannes, die am Karfreitag zur Verlesung kommt und die mit dem Eintritt des Erlösers in den Garten Gethsemani beginnt, wurde von den übrigen Erzählungen der Leidensgeschichte des Herrn, der Bericht des Gastmahls mi Hause Simons und dem des Letzten Abendmahles, herausgehoben. So enthält die Lesung nur die eigentliche Leidensgeschichte vom Eintritt in den Garten Gethsemani.

Am Gründonnerstag wurde, wie wir oben bereits hingewiesen haben, die Missa in Cena Domini an den Abendstunden wiederhergestellt. Zugleich auch die Missa Chrismatis für die Weihe der heiligen Öle und die Bereitung des hl. Christmas, welche in den Kathedralekirchen, vor allem unter dem Beisein des Klerus gehalten wird.

Zugleich wird, was die feierliche Messe in Cena Domini betrifft, im wiederhergestellten Ordo die Abhaltung des Mandatums, oder die Fußwaschung, gestattet, nämlich während der Messe selber, unmittelbar nach dem Evangelium, welches an diesem Tage berichtet, wie der Herr seinen Aposteln die Füße gewaschen hat. Dieser Ritus kann, wenn er sorgsam

vorbereitet und würdig begangen wird, eine große Wirkung tun. Die Feier dieses Ritus vermag noch dazu eine überaus geeignete Gelegenheit zu bieten, daß in jeder Pfarrei die Gläubigen eine eigene Sammlung für wohlthätige Zwecke christlicher Nächstenliebe halten.

Der Besuch des Allerheiligsten ist dort, wo ein Heiliges Grab aufgestellt ist, keineswegs abgeschafft; er wird lediglich um einige Stunden verlegt.

Die verehrungswürdige und bis in die älteste Zeit zurückreichende liturgische Handlung am Karfreitag blieb durch all die Jahrhunderte fast unangetastet. Daher bedurfte sie einiger Änderung. Die Verehrung des heiligen Kreuzes kam wieder mehr zur Geltung, denn sie ist das Hauptelement der liturgischen Handlung. Ganz besondere Klugheit mußte man hinsichtlich der Missa praesanctificationum walten lassen, welche aus Elementen späterer Zeit bestand, die der gesamten liturgischen Handlung weniger entsprachen. Die Päpstliche Liturgische Kommission überdachte alle Meinungen reiflich und kam zum Beschluß, diesen Teil der Karfreitagsliturgie seinem eigentlichen Wesen und seinem ursprünglichen Zweck wiederum zuzuführen, da er ja am Anfang nichts anderes war als ein Kommunionritus.

Ebenso forderte besondere Klugheit die Frage, ob den Gläubigen auch am Karfreitag die heilige Kommunion gereicht werden solle. In der Tat bestand am Anfang der liturgischen Handlungen dieses Tages, da ein Meßopfer keineswegs zelebriert wurde, weder die Kommunion des Priesters, noch auch die des Volkes. Im Verlauf der Zeit aber, und zwar schon vor dem 8. Jahrhundert, treffen wir in der römischen Liturgie den Brauch, den Gläubigen die hl. Kommunion zu reichen, und dieser blieb durch mehrere Jahrhunderte hindurch in Geltung. Daß diese Praxis, zum Tisch des Herrn zu gehen, in späterer Zeit wiederum abnahm, erklärt sich leicht durch jene Gewohnheit, selten die Kommunion zu empfangen. Sie hatte im Jahre 1215 das Ökumenische Lateranensische Konzil zum Dekret veranlaßt, wonach den einzelnen Gläubigen aufgetragen wird, wenigstens einmal im Jahre den Leib des Herrn zu empfangen. Der Brauch, am Karfreitag zur hl. Kommunion zu gehen, erhielt sich in manchen Orten bis ins 17. Jahrhundert. Die Päpstliche Liturgische Kommission gelangte nach reiflicher Überlegung zur Ansicht, den Gläubigen auch am Karfreitag den Empfang der hl. Kommunion zu gestatten. Auch die Kardinäle und der Heilige Vater selbst haben diese Auffassung ausdrücklich gebilligt. So werden die Gläubigen nach dem Gedächtnis des Herrentodes, der an diesem Tag und fast zur ebenderselben Stunde trifft, nach der Kreuzverehrung ihren Anteil an den Früchten der Erlösung empfangen und sich mit dem göttlichen Schlachtopfer durch die hl. Kommunion aufs innigste verbinden, die in diesem Augenblick sicherlich zum größtmöglichen geistlichen Nutzen gereichen wird (*quam pia et fructuosa evadet*).

Die Feier der wiederhergestellten Ostervigil bleibt, da sie in diesen Jahren besten Erfolg aufwies, unverändert. Weil endlich der Ritus, welcher nach dem Missale Romanum in den Morgenstunden gefeiert wird, abgeschafft wurde, wird der Karsamstag wieder zum liturgielosen Tag und erhält damit wegen der Grabesruhe des Herrn wiederum den Charakter eines Trauertages. Es liegt ganz auf der Linie, daß das Quadragesimalfasten unter ausdrücklicher Zustimmung des Heiligen Vaters bis



St. Peter, Salzburg, 18. Jahrhundert

Die Hölle sah Dich, entsetzte sich.
Adam aber begrüßte Dich in hoher Freude
und rief Dir zu:
Heil Deinem Hinabstieg, Menschenfreund.

(Aus der griechischen Liturgie)

Mitternacht des Karsamstages ausgedehnt wurde, wie dies übrigens von allem Anfang an war und bis 1917 in Geltung blieb, als der C.I.C. promulgiert wurde. Damals bestätigte das Gesetz die Verhältnisse wie sie durch die vorverlegte Ostervigil geschaffen worden waren.

Wir haben die wichtigsten Änderungen, welche vom Generaldekret über die Wiedererneuerung der Karwochenliturgie eingeführt werden, in Kürze behandelt. Um den Übergang zum neuen Ordo leichter zu gestalten, wurde diesem Generaldekret von der Ritenkongregation eine *Instructio* angefügt. Diese ist unmittelbar für den Klerus bestimmt; denn die Wiedererneuerung zu einem wirkungsvollen und fruchtbaren Ergebnis zu führen, hängt zum größten Teil von der klugen Mitarbeit der Priester ab, und zwar vor allem von jenen, die in der Seelsorge stehen.

Nun ist es uns keineswegs unbekannt, daß in dem Augenblick, sobald der Ordo in seine Verwirklichung übergeführt wird, Schwierigkeiten auftauchen. Von diesen sind einige in der Sache selbst gelegen, andere jedoch beruhen auf keinem wirklichen und objektiv ernst zu nehmenden Fundament (*nullo solido fundamento fulciuntur*). Die *Instructio* zeigt den Weg, diese Schwierigkeiten zu lösen. Z. B. pflegte an vielen Orten die Häuserweihe am Karsamstag selbst vorgenommen zu werden. Sie wird nun auf eine günstigere Zeit hinaus verlegt werden müssen, und so bietet sich dann auch den Pfarrseelsorgern (*parochis*) Gelegenheit, die ihnen anvertrauten Familien in väterlicher Obsorge zu besuchen. Anderswo hingegen ist es wiederum Brauch, daß die Gläubigen mit großem Konkurs am Karsamstag abend oder am Ostersonntag früh zum Sakrament der Buße gehen. Ähnlich soll jetzt auch dieser Sakramentenempfang schon vom Beginn der Woche her aufgeteilt werden und besonders am Gründonnerstag und Karfreitag stattfinden.

In Italien und den übrigen lateinischen Ländern wird sich eine Schwierigkeit besonders daraus ergeben, daß die Gläubigen am Gründonnerstag während des Tages kommen und die Eucharistie im „Sepulchrum“ verehren.

In der Tat, wenn auch die Messe erst am Abend gefeiert wird, so werden diese frommen Besuchungen doch keineswegs unterdrückt, sondern lediglich um einige Stunden nachverlegt. Wenn nämlich die Missa in *Cena Domini* um 5 oder 6 Uhr nachmittags gehalten wird, so können die Gläubigen doch am übrigen Abend des Gründonnerstages und in den Morgenstunden des Karfreitags diese frommen Besuchungen vornehmen.

Diese Wiederherstellung des Karwochenordos ist, was die Liturgie betrifft, eine Tat von allerhöchster Bedeutung. Vom pastoralen Gesichtspunkt her gesehen aber muß man es als ein ganz besonders großes Geschenk bezeichnen, das als oberster Hirte der Kirche der Papst der Kirche Gottes darreicht. Dadurch sollten die Gläubigen an den heiligen Mysterien unserer Erlösung leichter teilnehmen können.

Rom, 25. November 1955.

*P. Ferdinandus Antonelli O.F.M.
sect. Hist. S.R.C. Relator generalis*

PRAESCRIBITUR

Zur Wiederbelebung der Karwoche und der Osterfeier

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde oft davon geredet und geschrieben, daß die liturgische Erneuerungsbewegung zum Stillstand gekommen sei. Das mag mit den Kriegsverhältnissen zusammenhängen, die es nicht mehr möglich machten, über Liturgie zu schreiben, denn es gab ja kaum mehr eine katholische Presse. Unmittelbar nach dem Kriege gingen die Sorgen eher in andere Richtungen, da es so viel Not zu lindern galt. Doch es dauerte nicht lange und es begann zu grünen und zu blühen im liturgischen Frühling. Wir könnten noch besser sagen: die Zeit der Aussaat ist vorbei und langsam ist die Saat aufgegangen; ja noch mehr können wir sagen: die Zeit der Ernte ist gekommen.

Den Auftakt bildete die Enzyklika „Mediator Dei“ am 22. November 1947, in der der Heilige Vater Pius XII. das Anliegen der liturgischen Erneuerung ganz zum seinigen machte, die Grundsätze dieser Erneuerung klärte, die Ziele klar steckte und praktische Anweisungen gab, wie alle Gläubigen unmittelbar in das liturgische Geschehen hineinzuführen seien und wie die aktive Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Funktionen zu ermöglichen sei.

Am 9. Februar 1951 kam fast wie ein Blitz aus heiterem Himmel die frohe Botschaft, daß die Feier der Osternacht fakultativ gestattet sei. Man kann sich den Jubel aller liturgisch Interessierten und Begeisterten kaum vorstellen, als der Anachronismus der Osterfeier am Samstag Morgen verschwand und die Osternacht wieder zu neuem Leben erweckt wurde. Fünfmal wurde sie schon gefeiert und das Echo, das aus der ganzen Welt nach Rom drang, war so begeistert, daß ein neuer Schritt gewagt werden konnte.

In der Zwischenzeit aber, nämlich am 23. März 1955, war ein anderes Dekret erschienen, das ab 1. Jänner 1956 eine Vereinfachung der Rubriken in Messe und Brevier einleitete. Die großen und klaren Linien der liturgischen Meßfeier und des Officium Divinum treten deutlicher hervor.

Dann aber kam die große Überraschung: Am 16. November 1955 erscheint das Dekret „Maxima Redemptionis Nostrae Mysteria“, das nicht nur die Feier der Osternacht, sondern auch die erneuerte Feier der ganzen Karwoche verpflichtend vorschreibt. Meines Erachtens ist das bedeutendste und zugleich kostbarste Wort des ganzen Dekretes der Ausdruck „Praescribitur“. Mit diesem Worte sind nämlich alle unfruchtbaren und oft ärgerlichen Diskussionen mit einem Schlage beseitigt. In Ehrfurcht und Liebe dem Apostolischen Stuhl gegenüber stellt sich der Katholik auf den Boden der Tatsachen, bejaht mit ganzem Herzen die Anordnung des Heiligen Vaters, versucht ein tiefes Verständnis aufzubringen für die Notwendigkeit einer solchen Verfügung, versucht aber auch sich tiefer hineinzuversenken in die österlichen Mysterien, die allen Christgläubigen durch das neue Dekret nähergebracht werden sollen. Die bisher den meisten Gläubigen unmögliche Mitfeier des Todes und der Auferstehung Christi soll von jetzt ab wieder allen, die guten Willens sind, möglich gemacht werden.

Ein pessimistischer Pfarrer meinte, mit diesem Dekret sei das Ende der Karwoche gekommen. Einem solchen liturgischen Hinterwäldler können wir nur sagen: es ist ein neuer Anfang für die Kar- und Osterwoche angebrochen. Es kommt nur darauf an, daß der Klerus und die Gläubigen die Stimme des Papstes hören und ihr folgen. Seit dem Erscheinen der liturgischen Bücher unter Papst Pius V. im Jahre 1570 ist kaum mehr etwas in der katholischen Liturgie geändert worden. Nach rund 300 Jahren haben sich die Verhältnisse gewandelt und die Kirche ist bestrebt, manches den heutigen Zeitverhältnissen und auch dem Stande der liturgiewissenschaftlichen Forschung anzupassen. Die Kirche veraltet nicht, sondern geht mit der Zeit. Durch das neue Dekret wird die Karwoche mit abschließender Osterfeier nicht auf den Kopf, sondern wieder auf die Füße gestellt. Bisher wurde die Karwoche liturgisch mit „Großer Woche“ bezeichnet. Von diesem Ausdruck ist das offizielle Dekret abgegangen und nennt die Karwoche die „Heilige Woche“. Heilig ist sie deshalb, weil sie uns durch die heiligen Mysterien des Leidens, des Todes und der Auferstehung Christi heilig machen will.

Sehr deutlich wird im erwähnten Dekret über die Erneuerung der Karwoche ausgesprochen, daß Christi Leiden, Tod und Auferstehung die größten und tiefsten Geheimnisse der Erlösung sind. Die Kirche hat diese Mysterien seit den Uranfängen in einer Art und Weise gefeiert, die nur *ihr* eigen ist. Sie bringt die Erlösungsgeheimnisse nicht nur in Erinnerung, wie man sonst den Geburtstag oder den Todestag eines Menschen, den Jahrestag einer Schlacht, die Gründung eines Vereines oder irgendein anderes Jubiläum begeht. Es geht um viel mehr. Es geht darum, daß die Geheimnisse der Erlösung in der liturgischen Feier gegenwärtig werden, nicht als nuda commemoratio, als bloße Gedächtnisfeier, sondern daß sie wirksam gegenwärtig werden. Das spricht die Enzyklika „Mediator Dei“ mit folgenden Worten aus: „Das liturgische Jahr, von der Frömmigkeit der Kirche genährt und begleitet, ist nicht eine kalte leblose Darstellung längst vergangener Dinge oder eine bloße Erinnerung an Ereignisse aus einer früheren Zeit. Es ist vielmehr Christus selbst, der in seiner Kirche weiterlebt. Er geht da den Weg seines unermesslichen Erbarmens, den er in diesem sterblichen Leben, als er, Wohltaten spendend, dahinzog, in der liebevollen Absicht begonnen hat, daß die Menschen seine Geheimnisse erfassen und in ihnen sozusagen lebten, Geheimnisse, die dauernd gegenwärtig sind und wirken... wie es katholische Lehre ist. Denn nach der Auffassung der Kirchenlehrer sind sie Vorbilder der christlichen Vollkommenheit, kraft der Verdienste und Fürbitten Christi sind sie Quelle der göttlichen Gnade und in ihrer Wirkung dauern sie in uns, da jedes von ihnen je nach seiner Eigenart Ursache unseres Heiles ist. Dazu kommt, daß die Kirche, während sie die Geheimnisse unseres Heilandes uns zur Betrachtung vorstellt, mit ihrem Beten uns die Gnaden erfleht, durch die ihre Kinder in der Kraft Christi vom Geiste dieser Geheimnisse tief durchdrungen werden. In dieser Kraft und unter seinem Einfluß können wir durch die Mitarbeit unseres Willens Lebenskraft in uns aufnehmen, wie Zweige aus dem Baum, wie Glieder aus dem Haupt. Auch können wir uns langsam und in ernstlichem Bemühen „in das Maß der Altersfülle Christi“ verwandeln. (Herder-Ausgabe der Enzyklika „Mediator Dei“ Nr. 163, Freiburg 1948.) Wir leben also die Mysterien Christi mit, wir erleben sie, wir treten in lebendigste Verbindung mit ihnen, wir

lassen sie sich in uns auswirken. Daher leuchtet uns die Bedeutung der Heiligen Woche ein, in deren Verlauf wir den Einzug des Herrn in Jerusalem am Palmsonntag, die Einsetzung der Eucharistie am Gründonnerstag, den Tod Christi am Karfreitag, die Grabesruhe am Karsamstag und die glorreiche Auferstehung in der Osternacht feierlich begehen.

Die Zeiten sind vorbei, in denen das ganze katholische Volk an diesen Feiern teilnahm, in denen die drei letzten Tage der Heiligen Woche Feiertage waren und daher alle die Möglichkeit der Teilnahme hatten. Das wurde anders als Urban VIII. am 24. September 1642 diese drei Feiertage abschaffte und sie zu Werktagen machte. Naturgemäß wurde die Teilnahme der durch die Arbeit verhinderten Gläubigen ganz allmählich geringer. Und in der Zeit der Industrialisierung wurde sie für die Arbeiterschaft ganz unmöglich. Auch auf dem Lande erlitten sie eine große Einbuße in den letzten Dezennien, nicht nur wegen der mehr und mehr abnehmenden Zahl der Arbeitskräfte, sondern auch wegen der Verstädtierung des Landes, durch die die Glaubenskraft der bauerlichen Bevölkerung geschwächt wurde. Wohl gibt es noch einzelne Gegenden, in denen die drei letzten Tage der Karwoche noch heilig gehalten werden, aber es sind doch Ausnahmen. Die großen Zeremonien der liturgischen Feiern entfalteten sich vielfach in halbleeren Kirchen, besonders am Karsamstag Morgen.

Diese festgestellten und unleugbaren Tatsachen haben den Heiligen Vater bewogen, die großen liturgischen Feiern vom Vormittag auf den Nachmittag und auf den Abend zu verlegen, damit eben alle oder wenigstens sehr viele die Mysterien dieser Woche mitfeiern können. Es wird wohl kaum einen katholischen Christen geben, der nicht *wenigstens eine* der großen Feiern mitmachen könnte. Am Gründonnerstag kann die Feier der Einsetzung der Eucharistie schon um 17 Uhr beginnen oder auch später. Der letzte Termin ist der Beginn um 20 Uhr. Am Karfreitag kann die liturgische Funktion gegen 15 Uhr (also auch schon um 14.30 Uhr) beginnen, darf aber nicht später als um 18 Uhr angesetzt werden. Das Ideal der Osternachtfeier besteht darin, daß sie zu jener Stunde beginnt, daß das Alleluja-Amt gegen Mitternacht seinen Anfang nehmen kann. Die Bischöfe können die Erlaubnis erteilen, mit der Feier schon nach Sonnenuntergang, nicht aber früher, zu beginnen.

Durch die zeitliche Verschiebung der liturgischen Feiern vom Vormittag auf den Nachmittag und den Abend wird ein Doppeltes erreicht:

1. Die Möglichkeit der Mitfeier fast für alle Gläubigen, und
2. die Rückkehr zur *sinngemäßen Feier* der ersten christlichen Jahrhunderte. Damals legte man Wert darauf, die Erlösungsgeheimnisse Christi in jenen Stunden zu feiern, in denen sie sich ereignet hatten: die Fußwaschung und Einsetzung der Eucharistie am Abend des Gründonnerstags, den Tod Christi am Nachmittag des Karfreitags und die Auferstehung Christi wirklich in der Osternacht. Die uns heutigen Menschen kaum verständliche Vorverlegung auf andere Tageszeiten brachte gewisse Störungen mit sich, die nun wieder beseitigt sind. Das galt vor allem für die Feier der Auferstehung, die schon am Samstag Morgen vorausgenommen werden mußte. Die Lichtsymbolik der Osterkerze konnte nicht mehr recht wirken am Morgen des Karsamstags bei strahlender Sonne. Die Texte der Orationen und das Exultet entsprachen nicht mehr einer nächt-

lichen Feier. Die Neuordnung und Wiederbelebung der österlichen Feier richtet alles wieder zurecht und schenkt uns eine Verlebendigung der schönsten Liturgien des ganzen Jahres.

Aus aller Welt wurden Bitten an den Heiligen Vater herangetragen, man möge dem Volke die Liturgie der Karwoche wieder geben und sie deshalb zu einer anderen Zeit ansetzen. Der Heilige Vater kam diesen Bitten und Wünschen entgegen, nachdem das Experiment mit der Osterfeier in der Nacht sich durch fünf Jahre bewährt hatte.

Zugleich mit der Verlegung der Feiern auf andere passende Stunden wurden unwesentliche Veränderungen in den Rubriken vorgenommen. So wird zum Beispiel die Palmprozession am Palmsonntag mehr wie bisher ein öffentlichs Bekenntnis zu Christus dem König sein, den wir mit dem jüdischen Volke bei seinem Einzug in die Stadt, das heißt in diesem Fall in unsere Kirche, begleiten. Die bisherige violette Farbe weicht der roten, die uns schon auf das blutige und sieghafte Ereignis des Todes Christi am Karfreitag hinweist. Findet die Weihe und Austeilung der Baumzweige in der Kirche selber statt, ist es wohl sehr umständlich, besonders wenn es sich um eine große Pfarrei handelt, aus der Kirche auszuziehen und dann die große Zahl der Gläubigen wieder zurückzuführen. Es ist daher eine Statio vorgesehen überall dort, wo noch eine andere Kirche oder eine Kapelle in der Nähe ist. Man würde sicher den Sinn der neuen Verordnung treffen, wenn man am Eingang des Dorfes oder in der Stadt auf einem freien Platze wie an Fronleichnam einen Altar aufstellte, um dort die Weihe der Zweige vorzunehmen und dann in singender und jubelnder Prozession zur Kirche zu ziehen. Nach einer Schlußoration wechselt der Zelebrant die Kleider und beginnt in violetten Gewändern ohne Staffelngebet den Introitus der Passionsmesse. Die etwas gekürzte Passion wird ebenso wie die gekürzte Palmweihe als besonders angenehm empfunden. Im Hochamt unterbleibt das letzte Evangelium, nicht aber in den Privatmessen. Neu ist auch die Verwendung der Dalmatika und der Tunizella in der ganzen Karwoche für Diakon und Subdiakon an Stelle der Planetae plicatae.

Für die Domkirchen bringt der Gründonnerstag eine Missa Chrismatis für die Ölweihe. Bei der feierlichen Abendmesse in Cena Domini wird eine kurze Homilie nach dem Evangelium der Fußwaschung empfohlen. Wo man sich von der Zeremonie der Fußwaschung an zwölf Vertretern der Pfarrgemeinde, die nicht unbedingt Arme zu sein brauchen, einen seelsorglichen Vorteil verspricht und wo es in würdiger Form durchgeführt werden kann, wird sie erlaubt. Sie wurde noch im Mittelalter als Sakrament bezeichnet und ist heute ein überaus anschaulicher Beweis für die große Liebe unseres Herrn, der uns bis zur Hingabe seines Lebens liebte. Daher soll der Gründonnerstag zum großen Tage der Caritas, eventuell mit einem besonderen Opfergang, gemacht werden. Das Credo entfällt bei dieser Messe. Beim dritten Agnus Dei heißt es miserere nobis statt dona nobis pacem und es entfällt die erste Oration vor der heiligen Kommunion, weil der Friedenkuß an diesem Tag nicht gegeben wird. Ganz neu ist der Ausfall des Confiteor und der Absolution vor dem Austeilen der heiligen Kommunion. Was bisher schon in vielen Kirchen üblich ist, daß nämlich die Communio während des Austeilens der Kommunion gesungen wird, ist für die Messe am Gründonnerstag, ich möchte sagen, legalisiert. Man

darf dabei die Psalmen 22, 71, 103 und 150 singen. Ganz neu und ungewohnt ist die Vorschrift, daß trotz des Gloria bei der heiligen Messe das Benedicamus Domino die Stelle des *Ite missa est* vertritt. Segen und letztes Evangelium unterbleiben deshalb, weil die Übertragung des Allerheiligsten auf einen Seitenaltar oder in eine Seitenkapelle sich unmittelbar anschließt. Das Allerheiligste wird in den Tabernakel eingesetzt, der besonders schön geschmückt sein soll. An diesem Altar wird von nun an, mindestens bis 12 Uhr nachts öffentliche Anbetung gehalten. Das im Tabernakel eingeschlossene Allerheiligste empfängt die gleichen Ehrenbezeugungen wie das in der Monstranz ausgesetzte Allerheiligste. Nach der Aussetzung findet die Entblößung der Altäre statt. Um möglichst vielen Gläubigen die Teilnahme an der Meßfeier des Gründonnerstags zu ermöglichen, kann der Bischof noch eine zweite oder gar noch eine dritte stille Messe mit Kommunionausteilung gestatten. Nur muß diese Messe auch am späten Nachmittag oder am Abend gefeiert werden, nicht vor 17 Uhr und höchstens mit Beginn um 20 Uhr.

Die Feier des Herrentodes am Karfreitag kann gegen 15 Uhr beginnen. Vom Altar sind nicht nur die Altartücher, sondern auch Kreuz und Leuchter entfernt. Priester und Assistenten ziehen mit Albe und Stola bekleidet stillschweigend ein. Nach der Prostratio erhebt sich der Zelebrant allein, um am Fuß des Altares ein Gebet zu sprechen. Es folgen die Lesungen und die Passion nach dem heiligen Johannes. Nach der Passion bekleidet sich der Priester mit schwarzem Pluviale, Diakon und Subdiakon mit ihren schwarzen Levitenkleidern. Der Altar wird mit einem weißen Linnentuch bedeckt und das Meßbuch nicht auf die Evangelienseite, sondern in die Mitte gestellt, wo dann die neuen Fürbitten gesungen werden, unter denen die vierte für die Regierung des Landes gebetet wird. Nach den Fürbitten werden die schwarzen Kleider abgelegt und der Diakon, oder wenn kein Diakon da ist, der Zelebrant holt in der Sakristei das zu enthüllende Kreuz und trägt es feierlich zum Altar, wo die Enthüllung in der gleichen Weise vollzogen wird wie bisher. Das Kreuz, das ziemlich hoch sein soll, wird zur Anbetung nicht auf die Stufen des Altares niedergelegt, sondern es wird von zwei Akoluthen so gehalten, daß der Fuß des Kreuzes auf der obersten Stufe des Altares aufsteht. Priester und Assistenz verehren das Kreuz mit dreimaliger Kniebeugung und küssen dann die Füße des Gekreuzigten. Zwei Akoluthen knien mit brennenden Leuchtern rechts und links von denen, die das Kreuz halten. In gleicher Weise wird am Eingang des Presbyteriums das Kreuz vom Volk verehrt, aber nur mit einmaliger Kniebeugung. Nach der Kreuzverehrung wird das Kreuz mit zwei brennenden Leuchtern auf den Hochaltar gestellt. Der zelebrierende Priester legt das schwarze Pluviale ab, um sich mit violetter Stola und Casel zu bekleiden. Das gleiche tun die Leviten. Ist ein Diakon vorhanden, holt er den Speisekelch vom Aussetzungsalter und bringt ihn zum Hochaltar. Der Priester steigt zum Altar hinauf, betet die Einleitung zum Vaterunser wie bei der heiligen Messe und dann soll die ganze Kirche mit ihm zusammen langsam und deutlich das lateinische Pater noster beten. Nach zwei weiteren Gebeten kommuniziert der Priester sich selbst und teilt dann nach vorausgegangenem Confiteor und der Absolution die Kommunion aus. Während des Austeilens kann Psalm 21 gesungen werden oder das eine oder andere Responsorium der Tenebrae des Karfreitags. Es folgen drei Gebete als Danksagung.

Die allgemeine Kommunion am Karfreitag ist für uns etwas Ungewohntes und Neues. Bis etwa zum 6. Jahrhundert war die Kommunion am Karfreitag deshalb nicht gebräuchlich, weil die Einsetzung der Eucharistie mit dem Opfertod Christi am Kreuze als vollständige Einheit gesehen wurde. Es war eine einzige Opferfeier, bei der nur *eine* Kommunion möglich war. Das ist der Hauptgrund, warum sich viele liturgische Autoritäten gegen die Kommunion am Karfreitag ausgesprochen haben. Angefangen vom 6. Jahrhundert war aber etwa durch ein Jahrtausend die Kommunion am Karfreitag üblich. Die Kirche kehrt nun zum mittelalterlichen Brauch zurück und unsere Gläubigen werden es dankbar begrüßen, daß sie am Karfreitag mit demjenigen sich verbinden dürfen, der Blut und Leben für sie dahingab.

In unseren Gegenden war es Brauch, das Allerheiligste nach der Funktion des Karfreitags im sogenannten Heiligen Grab auszusetzen, das, man möchte fast sagen, für die nicht mehr verstandene Liturgie geschaffen wurde. Überall sind in der Karwoche Volksandachten und heilige Gebräuche entstanden, von denen das Dekret sagt, sie mögen in kluger Weise beibehalten und den neuen Verhältnissen angepaßt werden, falls sie das religiöse Leben der Gläubigen fördern. Das Dekret fügt aber die Bemerkung hinzu: *„Die Gläubigen sind über den ganz hohen Wert der Liturgie (de summo valore sacrae liturgiae) zu belehren, die zu jeder Zeit und besonders in diesen Tagen alle anderen Frömmigkeitsformen und Gebräuche — seien sie auch noch so gut — kraft ihres Wesens weit überragt.“* Aus diesem Satz, der ungeheuer schwer wiegt, muß wohl die Folgerung gezogen werden, daß die Gläubigen die Liturgie höher schätzen lernen als die Volksandachten und deshalb in den Kartagen nach Möglichkeit die Liturgie mitfeiern sollen. Es dürfte ferner der Hinweis angebracht sein, daß die außerliturgischen Frömmigkeitsformen die liturgischen Feiern nicht beeinträchtigen oder gar die Teilnahme an ihnen verhindern sollen. Das wäre der Fall, wenn zum Beispiel das Heilige Grab in der bisherigen Form mit Aussetzung des Allerheiligsten beibehalten wird. Die in Salzburg am 18. Jänner tagende liturgische Konferenz, bei der alle österreichischen Diözesen vertreten waren, sprach sich einmütig dahin aus, daß die Aussetzung im Heiligen Grab unter allen Umständen in Wegfall kommen soll. Das Heilige Grab hätte nur mehr die Rolle zu spielen wie die Krippe an Weihnachten, bei der es wohl niemanden einfallen würde, das Allerheiligste hineinzustellen. Man könnte in dieser Form des Heiligen Grabes das heilige Kreuz verehren und in der Osterzeit den Auferstandenen. An die Stelle des theatermäßigen Heiligen Grabes muß die wahre und echte Liturgie der Kirche treten wie sie nun durch den Apostolischen Stuhl erneuert worden ist.

Eine Auferstehungsprozession vor der liturgischen Feier der Auferstehung wird unter keinen Umständen beibehalten werden können. Dagegen kann die nächtliche Osterfeier mit der eucharistischen Lichterprozession abgeschlossen werden, um den Osterjubiläum hinauszutragen. Auch am Ostersonntag Morgen, ja sogar am Nachmittag können theophorische Prozessionen ihre Wirkung zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Gläubigen nicht verfehlen.

Neben den Volksandachten sind die vielen Beichten ein Hindernis für den würdigen Vollzug der Liturgie, wenn die Gläubigen sich unmittelbar

vor der Liturgiefeier oder gar während dieser Feier an die Beichtstühle herandrängen. Die ganze heilige Quadragesima ist vor allem Beicht- und Bußzeit. Besonders die Vormittage der Karwoche mögen zum Beichten ausgenützt werden. Die Gläubigen mögen Rücksicht nehmen auf den Priester, der die Liturgie vorbereiten und dabei noch eine Predigt halten muß.

In der Praxis wird die Feier der Karwoche je nach den Umständen und je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden sein müssen. Die Hochform der Liturgie, wie es im Ordo vorgesehen ist, muß überall dort das Ziel sein, wo die entsprechenden Kräfte vorhanden sind, das heißt in den bischöflichen Kathedralen, in den Seminarien und in den Klöstern, aber auch in den liturgisch gut geschulten Gemeinden mit tüchtigen Kirchenchören.

Wo die Hochform durchaus nicht durchgeführt werden kann, kommt an die zweite Stelle, wenigstens dort, wo das lateinische Hochamt mit deutschen Gesängen gestattet ist, die lateinische Liturgie mit gut gewählten deutschen Gesängen in Frage. Als dritte bleibt die Form, die als Bet-Singmesse bekannt ist. Der Priester betet alles lateinisch, während ein oder mehrere Lektoren die Texte der Gebete und Lesungen ins Deutsche übertragen. Das entsprechende Kirchenlied wird vom Volk gesungen.

Da sich an der Feier der Osternacht gegenüber den vergangenen Jahren nichts mehr geändert hat, war es nicht notwendig, darauf besonders hinzuweisen.

Et nunc videant Consules. Nicht von den Gläubigen, sondern von ihren Führern, das heißt vom Klerus, wird es letzten Endes abhängen, ob die Karwoche und die Osterwoche, die das Herzstück des ganzen liturgischen Jahres bilden, wieder mächtig aufleben. Wer sich selbst tief hineinbetrachtet in die Mysterien Christi und ihre Darstellung in der liturgischen Feier, der wird nicht anders können als auch die ihm Anvertrauten in diese Mysterien hineinzuführen und sie für diese großen Feiern zu begeistern, deren Höhepunkt der Ostertag und mit ihm die ganze Osterwoche bleibt. Es ist leider vielfach so, daß mit dem Ostersonntag ein gewisser Abschluß der Osterfeier einsetzt und doch wiederholt die Kirche bis zum Weißen Sonntag die Osterfeier. In Seckau haben wir die ganze Osterwoche hindurch ein levitiertes Hochamt, bei dem uns an jedem Tage eine neue Erscheinung Christi beglückt. In jeder Pfarre sollte in der Osterwoche am Morgen eine besonders feierliche Messe sein. Österliche Abendandachten mit Kurzpredigt oder eine allabendliche Vesper würden sicher Anklang finden. Neue Möglichkeiten sind uns geschenkt und sie warten darauf, ausgenützt zu werden. Die heilige Kirche erwartet von uns den restlosen Einsatz zur Verwirklichung dessen, was mit dem Dekret *Maxima Redemptionis Nostrae Mysteria* intendiert wird, nämlich die aktive Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Feiern der Kar- und Osterwoche.

Facilius, devotius, fructuosius! Mit diesen drei Komparativen umschreibt das Dekret das Ziel, das es verfolgt: allen Gläubigen soll die Teilnahme an den liturgischen Feiern erleichtert werden. Von dieser Teilnahme erwartet die Kirche eine Vermehrung echter, liturgischer Frömmigkeit und ein Wachstum der kostbaren Früchte der Erlösung, die uns der Herr durch sein Leiden, durch seinen Tod und durch seine Auferstehung vermittelt hat.

DIE FEIER DER KARWOCHE VOR TAUSEND JAHREN

Die neue Karwochenliturgie, die eine Wiederherstellung der alten Karwoche bedeutet — ordo instauratus — lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Feier der Hebdomas Sancta, wie sie in früheren Zeiten begangen wurde. Einen Bericht darüber finden wir in der Lebensbeschreibung des hl. Ulrich (890—973), Bischof von Augsburg, von einem unbekannten Autor. Er berichtet uns wie folgt¹⁾:

„Es fehlen mir die Worte, um die Andacht zu schildern, mit der St. Ulrich die vierzigtägige Fastenzeit beging. Wir dürfen aber trotzdem dieses Schauspiel nicht ganz übergehen. Nachdem Matutin und Laudes beendet waren und er beim frühen Morgengrauen schon andere Gebete gesprochen hatte, begann er das Psalterium zu beten. Nach Beendigung desselben und dem Abbeten einer Litanei verweilte er noch weiters inständig im Gebete, bis das Zeichen zur Totenvigil erklang. Darauf erhob er sich sofort, um mit den Brüdern die Vigil und Prim zu beten. Anschließend pflegten die Brüder eine Prozession mit dem Kreuz zu halten. Er aber blieb in der Kirche zurück und sang inzwischen einen kurzen Abschnitt aus den Psalmen, verbunden mit anderen Gebeten, bis die Brüder mit dem Kreuz zurückkehrten und das Meßopfer begannen. Er opferte diese erste Messe in Andacht Gott auf und küßte dem Priester demütig die Hand. Hernach betete er mit den Brüdern die Terz. Während sich diese ins Kapitel begaben, blieb er nach seiner Gewohnheit in der Kirche zurück, bis das Zeichen der Sext gegeben wurde. War diese zu Ende, besuchte er in Bußgesinnung die Altäre und sang dabei das Miserere und De profundis. Dann erst kehrte er in sein Gemach zurück, wusch sich das Angesicht und bereitete sich zur Messe vor. Nach Zelebration der Messen²⁾ und Absingen der Vesper begab er sich zur Herberge der Armen, wusch zwölf von ihnen die Füße und gab jedem ein Geschenk von einem Denar. Von da begab er sich zur Tafel, wobei die Lesung nicht fehlen durfte und ebenso wenig eine große Menge der oben erwähnten Armen. Heiter nahm er die aufgetragenen Speisen zu sich und teilte all denen, die bei ihm waren, mit großer Leutseligkeit aus, eingedenk der Worte des heiligen Apostels, „einen freudigen Geber hat Gott lieb“. Jedem gewährte er, was er gern zu nehmen wünschte. Nach Beendigung der Mahlzeit verließen ihn seine Gäste zufrieden. Zur festgesetzten Zeit rezitierte er die Komplet, fügte noch andere Gebete hinzu und suchte unter Schweigen sein Nachtlager auf. Er vermied bis nach Beendigung der Prim des anderen Tages jedes Gespräch, außer mit Gott und seinen Heiligen.

Auf diese Weise verbrachte er die Fastenzeit bis zum Ablaßtag, den man Palmsonntag nennt (Pascha Palmarum). An diesem Tage kam er früh am Morgen nach St. Afra³⁾, wenn er nicht schon die ganze Nacht dort zugebracht hatte. Er sang dort die Messe De Trinitate und segnete Zweige von Palmen und anderen Bäumen. Dann zog er mit dem Evangelium, Kreuzen und Fahnen, mit einer Figur des auf dem Esel sitzenden Herrn (Palmesel!), begleitet von den Klerikern und einer Menge Volkes, die Palmzweige in den Händen trugen, und mit Sängern, die eigens für diesen Tag verfaßte Weisen sangen, in großem Gepränge bis zu dem Hügel, der Perleich (heute Perlach) genannt wird. Dort kam ihm die Schar der Kanoniker mit großer Feierlichkeit entgegen, mit ihnen die Bürger, die in der Stadt geblieben waren, und Landvolk aus den umliegenden Dörfern, das auch mitziehen wollte. Dort ahmten sie die Demut der (jüdischen) Knaben und des übrigen Volkes nach und streuten Palmzweige und ihre Kleider auf den Weg. Hernach hielt der heilige Mann eine Predigt über das Leiden des

Herrn, wobei er öfters Tränen vergoß und damit auch viele andere zu Tränen rührte. War diese Ansprache zu Ende, zogen alle Gott lobend zur Domkirche (ecclesia matricula), feierten die heilige Messe mit und kehrten dann in ihre Häuser heim.

Weil die Bischöfe nach den Kanones verpflichtet waren, zweimal im Jahre, nämlich an den Kalenden des Oktobers und in der vierten Woche nach Ostern, eine Synode (concilia) zu halten, hielt er gewöhnlich in den drei aufeinanderfolgenden (ersten Kar-) Tagen Konferenzen (Synodale colloquium) ab. Er hatte beschlossen, dieser Pflicht in diesen Tagen nachzukommen, damit er nicht, wie vorgekommen, durch (plötzliche) Schwierigkeiten an der Ausführung derselben gehindert würde. Auch wollte er am Gründonnerstag mit zahlreicher Geistlichkeit und mit viel Volk prunkvoll und würdig Chrisam und Öl weihen. An diesem Tage kamen daher um die dritte Stunde alle Geistlichen mit überaus prächtigen Paramenten angetan in die Kirche. Auch er selbst war nach seiner Gewohnheit zum Dienste Gottes auf das schönste gewandet. So begann er mit ihnen in großer Andacht das heilige Mysterium zu feiern. War das Evangelium gesungen, hielt er eine Predigt an das Volk, nahm dessen Sündenbekenntnis entgegen und erteilte ihnen in aller Demut die Absolution. Daraufhin brachte die ganze Synode dem Range nach die Oblationen dar. Dies alles geschah in großer Sorgfalt, bis es Zeit war zur Weihe von Chrisam und Öl. Er befahl, sie mit großer Ehrfurcht herbeizubringen mit Kreuz und Knaben, die in Mäntelchen gehüllt waren, Kerzen trugen und Lieder sangen, die zu diesem Dienste passendst komponiert waren. Ferner waren noch zwölf Priester, die mit ihm bis zum Ende der Messe Dienste tun mußten. Nachdem die Öle nach Vorschrift zu ihm gebracht worden waren, empfing er sie in aller Demut und bat die ganze Synode zusammen mit den Priestern, die bei der Prozession waren und ihm dienten, nicht aufzuhören zu segnen, wenn er das Segenskreuz über die Öle mache. Auch das übrige Volk bat er demütig, das Vaterunser zu beten. Nach der Weihe teilte er an das Volk die heilige Kommunion aus und wohnte der Vesper bei. Nach Absingen derselben wurden Chrisam und Öl in die Sakristei getragen und den Klerikern ausgeteilt. Hernach ging er zum Armenhaus und bediente sie nach gewohnter Weise. Von dort kehrte er in die Kirche zurück, und zwar vor die Sakristei, und ließ dorthin den Kämmerer neue Kleider bringen, mit denen er zwölf Arme bekleidete. Den anderen teilte er eine Menge Geld aus. An diesem Tage durfte keiner leer weggehen, wie groß auch die Menge der Bettler war. Anschließend ging er zum Essen. Hatten alle seine Gäste gespeist, fing er nach dem Beispiel des Herrn an seinen Jüngern die Füße zu waschen. War dies geschehen unter Absingen von geeigneten Antiphonen, Versikeln und Lesungen, reichte er den besten Trank, den er im Keller hatte, in großer Liebe und Bescheidenheit, und zwar reichlich. Nach Beendigung der Komplet begab er sich, im Dienste Gottes müde geworden, zur Ruhe.

Am Karfreitag betete er nur gewissenhaft die vorgeschriebenen Horen und ließ, wie am Gründonnerstag, die anderen gewohnten Gebete, soweit sie nicht für diesen Tag verpflichtend waren, aus. Er beeilte sich schon am frühen Morgen, das Psalterium zu beten. War der Gottesdienst beendet, teilte er dem Volke die Kommunion aus und, was übrig blieb, verbarg er nach der bestehenden Vorschrift (sepultus!). Dann ging er wieder von Kirche zu Kirche und sang das Psalterium. Zur Vesperzeit nahm er ohne Tafel zu halten und Gäste zu laden in seinem Gemache Brot und Bier zu sich als Stärkung. Er befahl auch allen, die bei ihm waren, Brot und Bier zu reichen, so viel sie wollten. Am Kar Samstag aber ließ er sich ein Bad bereiten, nachdem er das nächtliche Chorgebet und das gewohnte Psalterium persolvirt hatte. Er pflegte nämlich ein solches während dieser Zeit nur am Samstag vor der Fastenzeit, in der Mitte derselben und eben an diesem Tage zu nehmen. War dies geschehen, bekleidete er sich mit den bereitliegenden Gewändern und rüstete sich zum feierlichen heiligen Opfer. Auch mußte der ganze Klerus um die neunte Stunde mit ihm bereit sein, die

dreifache⁴⁾ Litanei zu lesen, die (Oster-)Kerze zu weihen. Nachdem Lektionen und Traktus beendet waren, begab er sich mit der fünffachen⁴⁾ Litanei und mit allen Ehren zur Weihe des Taufwassers in die Kirche des heiligen Johannes des Täuflers. Dort taufte er drei Knaben und kehrte mit der siebenfachen⁴⁾ Litanei in die Sakristei zurück, um sich auf die Messe vorzubereiten. Inzwischen psallierte der Klerus im Chore. Nachdem Hochamt und Vesper beendet waren, teilte er die heilige Kommunion aus. Dann legte er die Paramente ab und begab sich an diesem Tage mit einer großen Menge Leute zur Erfrischung an die bereitgestellte Tafel. Waren alle reichlich gesättigt, entließ er sie in Freuden in ihre Behausungen. War das hochheilige Osterfest, das er so sehr ersehnte, gekommen, betrat er nach der Prim die Kirche des heiligen Ambrosius⁵⁾, wo er am Karfreitag den Leib Christi unter einem Stein verborgen (sepultus) hatte. Dort las er mit einigen wenigen Klerikern die Messe De Trinitate. Inzwischen hatte sich der Klerus in der Vorhalle der Kirche versammelt. Mit den besten Gewändern bekleidet schritt er ihnen voraus und trug den Leib Christi. Auch das Evangelium, Kerzen und Inzens wurden mitgetragen. Während die Knaben geeignete Loblieder sangen, betrat er durch die Vorhalle die Kirche des heiligen Johannes und sang dort die Terz. Von dort kam er, während Antiphonen, eigens zur Verherrlichung dieses Tages verfertigt, gesungen wurden, in feierlicher Prozession, bei der alle zwei und zwei dem Range nach mitzogen, zum Dom, um dort die Messe zu feiern, was überaus andächtig und fromm vollzogen wurde. Nachdem alle die Sakramente Christi empfangen hatten, kehrten sie in ihre Wohnungen zurück. Er aber ging zum Essen. Dort fand er drei Tische vor, die mit aller Zier hergerichtet waren. Der erste war für ihn selbst und seine üblichen Gäste, der zweite für die Domgeistlichkeit (matriculi), der dritte für die Kongregation von St. Afra⁶⁾. Er segnete die Speisen und verteilte an alle Lammfleisch und Speck, die während der Messe geweiht worden waren. Dann erst gab er sich mit ihnen fröhlich dem Mahle hin. Zur festgesetzten Zeit kamen die Musiker, und zwar so viele, daß sie fast, wenn sie in Ordnung aufgestellt waren, den ganzen freien Raum im Saale füllten. Sie spielten drei Weisen. So wuchs die Stimmung und die Kanoniker nahmen auf Befehl des Bischofs den Minnetrunk (charitas), während sie ein Responsorium auf die Auferstehung des Herrn sangen. Dies geschah auch nachher in ähnlicher Weise am Tische der Kongregation der heiligen Afra. Zur Vesperzeit ließ der Bischof sich und seinen Tischegenossen fröhlich einen Trunk reichen und bat alle, den dritten Minnetrunk in Liebe zu trinken. Hatten die Kleriker diesen Minnetrunk erhalten, sangen sie alle das dritte Responsorium in Fröhlichkeit. War dieser Hymnus gesungen, standen die Kleriker unter Absingen eines weiteren Hymnus von der Tafel auf, damit sie rechtzeitig zur Vesper kommen könnten. Nach dessen Beendigung kehrte der Bischof mit seinen Gästen und den Soldaten in sein Haus zurück, um alle dort zu ergötzen.

Am nächsten Morgen aber, das heißt am Ostermontag, versammelte sich die ganze Klerisei auf das prächtigste gekleidet bei St. Afra (vor der Stadt), um den Bischof bei seiner Ankunft zu empfangen. Es war nämlich seine Gewohnheit, an diesem Tage Gott dort das feierliche Amt zu singen und hernach eine große Zahl Gläubiger, die dorthin geströmt waren, zu firmen. War dies alles geschehen, kehrte er in die Stadt zurück und feierte die ganze Osteroktav in größter Andacht.“

Beim Lesen dieses Berichtes begegnen wir einzelnen heiligen Bräuchen, die sich im Laufe der Jahrhunderte noch mehr ausbildeten, bereits angedeutet: Palmesel, aus dem Verbergen des Allerheiligsten unter einem Steine (sepultus) wurde später das eigentliche Heilige Grab. Daneben sind aber auch noch Momente feststellbar, wie sie der Ordo instauratus wieder zu Ehren gebracht hat. Im einzelnen darf ich auf die große Feierlichkeit hinweisen, mit der die Palmprozession unter Anteilnahme der ganzen Klerisei und Bevölkerung, auch aus den umliegenden Dörfern, gefeiert wurde. St. Afra liegt ungefähr einen Kilo-

meter südlich vom Dom. Der Perlachturm, bei dem die Bürger aus der Stadt den Bischof empfingen (sie wollten damit die Einwohner von Jerusalem darstellen, die dem Herrn entgegenzogen), lag auf halbem Wege. Wenn in den Bemerkungen zum Ordo instauratus immer wieder die Rede davon ist, diese Prozession möglichst feierlich zu gestalten, so haben wir hier ein tausendjähriges Vorbild. In diesem Bericht erfolgt meines Wissens auch die erste Nachricht von einem Palmesel. Bischof Ulrich war auch ganz besonders bemüht, die Ölweihe am Gründonnerstag möglichst feierlich mit seinem ganzen Klerus zu gestalten. Nach der neuen Liturgie ist diese feierliche Ölweihe, wozu wiederum die ganze Stadtgeistlichkeit eingeladen ist, wieder möglich. Möge sie ebenso feierlich erfolgen wie zu St. Ulrichs Zeiten. Nicht übersehen darf werden, daß die sogenannte „Verborgenheit“ in einer eigenen Kirche (St. Ambrosius) hergerichtet war. Das Allerheiligste wurde begraben, sepultus, woraus wohl später das Heilige Grab entstand. Die Taufwasserweihe fand in der bischöflichen Taufkirche statt, die Weihe der heiligen Öle in der Kathedrale selbst. Den Karfreitagsgottesdienst finden wir schon am frühen Vormittag, post primam, mit Austeilung der heiligen Kommunion an die Gläubigen, was ja der neue Ordo auch wieder vorsieht. Von einer Kreuzenthüllung ist nicht die Rede, was aber nicht zu bedeuten braucht, daß sie noch nicht Brauch war, weil leider auch andere Zeremonien, die uns interessieren würden, nicht erwähnt werden. Die Karsamstagsliturgie fand nachmittags um drei Uhr statt. Ganz besonders soll auf die Feierlichkeiten mit Gesang und vielen Priestern hingewiesen werden. Der liturgische Osterjubil fand eine würdige Fortsetzung in den Gemächern des Bischofs, der nach langer und streng gehaltener Fastenzeit nun auch dem Leibe gewährt, was ihm zur Erhaltung und zur Freude diene, einschließlich des gewohnten Bades!

Der unbekannte Verfasser unterläßt es nicht, immer wieder hinzuweisen, daß der fromme Bischof alle liturgischen Handlungen devotissime, religiosissime, solemnissime vollzogen habe. Und daß er bei allem von einer natürlichen Fröhlichkeit des Herzens war und auch all die Priester und Gäste, einschließlich der Bettler froh und zufrieden wissen wollte und es auch mit seinem gütigen Herzen erreichte. Das caritative Moment: Kleider und Gaben an die Bettler, der Minnetrunk, die Fußwaschung, durchzieht die ganze Fastenzeit. Beten, Fasten und Almosengeben! Möge etwas von diesem allumfassenden christlichen Geist Sankt Ulrichs uns Priester und unsere Gläubigen erfüllen, damit heuer bei der Einführung des Ordo instauratus und alle folgenden Jahre die hebdomas sancta eine instauratio fidelium et totius orbis werde. Dann ist sein eigentlicher Sinn erfüllt: Omnia instaurare in Christo.

Seekirchen

Kanonikus Ferdinand Grell

¹⁾ Aus „De Vita S. Vdalrici Augustanorum Vindellicorum episcopi... Augustae Vindellicorum Anno MDXCV pag. 37 ff.

²⁾ Es wird berichtet, daß Bischof Ulrich täglich mehrere Messen las.

³⁾ Das heutige St. Ulrich und Afra, die Grabesstätte des heiligen Ulrich, ehemaliges Benediktinerkloster, lag damals, wie auch der Perlachturm, weit draußen vor der alten Bischofsstadt.

⁴⁾ Die Litanei wurde nicht nur, wie auch heute noch, dupliziert, sondern auch dreifach, fünffach und siebenfach wiederholt gesungen.

⁵⁾ Eine Kirche in der Nähe des Domes, deren Lage nicht mehr bekannt ist. Die Fundamente der Johanniskirche wurden ausgegraben.

⁶⁾ Damals waren in St. Afra, das wegen des Grabes der ersten römischen Märtyrerin weitem bekannt und aufgesucht war, Regularkleriker.

XV. KONFERENZ DER ÖSTERREICHISCHEN LITURGISCHEN KOMMISSION

(18. Jänner 1956 am Institutum Liturgicum in Salzburg)

Schon bei der letzten Herbstkonferenz des vorigen Jahres hatte die Österreichische Liturgische Kommission beschlossen, für den Fall, daß vielleicht hinsichtlich der Feier der Osternacht eine endgültige Festlegung oder gar bezüglich der Karwoche eine Reform herauskommen sollte, sich bereits im Jänner 1956 wieder zu treffen.

Inzwischen ist das Großereignis der Liturgiegeschichte unseres Jahrhunderts, die Erneuerung der Heiligen Woche, mit Dekret vom 16. Dezember 1955 Wirklichkeit geworden.

Nachdem kurz die Frage des Österreichischen Lehrstückkatechismus, der schon öfter Gegenstand dieser Konferenzen gewesen war, eine Erörterung gefunden hatte, ging man natürlich gleich auf das eigentliche Thema der *Wiedererneuerten Karwochenliturgie* über. Das Institutum Liturgicum hatte bereits gelegentlich der Seelsorgertagung von Wien (in einer zunächst mehr privaten Form) die Anregung gegeben, es sollten aus den Kirchenbezirken Österreichs vor allem auch direkt in der Seelsorge stehende Priester, an dieser Konferenz teilnehmen. So war diesmal ein bedeutend erweiterter Kreis, der sich mit den Fragen der erneuerten Karwochenliturgie zu befassen hatte.

Nun wurden eine Reihe von Vorschlägen innerhalb der Diskussion lebendig, die zum Teil als Vota an die Bischofskonferenz, die sozusagen zur selben Zeit die Bischöfe Österreichs in Salzburg versammelte, weitergeleitet wurden. Die Österreichische Liturgische Kommission gab vor allem ihrer Grundauffassung Ausdruck, daß das Ziel der neuen Karwochenordnung darin bestehe, sie in unseren Pfarreien möglichst *genau so durchzuführen*, wie sie lautet, und zwar dem Buchstaben und dem Sinne nach.

Reichlich diskutiert wurde besonders das Problem des *Heiligen Grabes*. Hier tauchen ja tatsächlich nicht zu übersehende, konkrete Schwierigkeiten auf unseren Pfarreien und in unseren Kirchen auf. In diesem Zusammenhang ist der Vorschlag erwägenswert, das Heilige Grab solle nur mehr so verehrt werden wie die Krippe zu Weihnachten. Es könnte mit einem Kreuzweg dem Volk vorgestellt werden, der mit der letzten Station beim Heiligen Grab endet. Das Heilige Grab könnte auch als Gegenstand der Verehrung das Kreuz enthalten sowie das Allerheiligste *im Tabernakel* haben, das dort die Verehrung findet.

Ein Punkt wird von der Österreichischen Bischofskonferenz vielleicht noch nicht übernommen werden können: Die Teilnehmerschaft dieser Österreichischen Liturgischen Konferenz hätte sich am liebsten dafür ausgesprochen, daß beim Heiligen Grab künftighin das *Allerheiligste* in der Form wie bisher, also in der Monstranz *nicht exponiert* wird.

Da nun die Feier der Osternachtvigil durch das Dekret von Rom endgültig vorgeschrieben ist, muß auch naturgemäßer Weise jede formelle „Auferstehung“ in der traditionellen Form unterbleiben. Eine Doppelgeleisigkeit wäre hier unter allen Umständen unmöglich. Wo sie vielleicht dort und da noch geübt wurde, wird man sie fallen lassen.

Freilich steht nach Auffassung der Konferenz nichts im Wege, eine eucharistische Prozession, auch als Lichterprozession, nach der Osternachtfeier bzw. am Ostersonntag mit dem Volk zu halten. Unterbleiben aber müßte jede „Auferstehung“ vor den Zeremonien der Osternacht.

Ein besonderer Wunsch der Liturgischen Kommission ging vor allem dahin, es möchten die Hochwürdigsten Herren Bischöfe in Rom bittlich werden, um eine *Dispens der Fastenordnung* am Karsamstag. Diese sollte aber nur für die Zeit nach 18 Uhr und nicht früher erbeten werden. In der Tat sieht sich hier die Seelsorge vor einer ganz schwierigen Sachlage. Auf Grund der langjährigen Tradition, daß die Leute „ihren Osterschinken“ zur gewohnten Zeit essen, wird es nach allem schwer sein, die Menschen vom nun doch plötzlich aufgetretenen Fastengebot zu überzeugen.

Aber es ist sicherlich folgende Überlegung in diesem Zusammenhange erwähnenswert: die Ausdehnung des Quadragesimal-Fastens müßte man in diesem Fall im Zusammenhang sehen damit, daß die allgemeine Dispens der Konzilskongregation, welche das Fasten auf vier Tage einschränkt, nämlich auf Aschermittwoch, Karfreitag, Vigil von Mariä Himmelfahrt und Weihnachten, ja weiter besteht. Demnach wäre die im gegenwärtigen römischen Dekret des wiederhergestellten Karwochenordo getroffene Maßnahme wohl kanonistisch notwendig, da der Karsamstag wieder zur Gänze in seiner ursprünglichen Natur hergestellt wurde. Die allgemeine Dispens der Konzilskongregation ist aber nicht widerrufen.

Bemerkenswert erscheint folgendes Votum der Österreichischen Liturgischen Kommission an die Bischofskonferenz: Die Hochwürdigsten Herren Bischöfe mögen gemeinsam einen Appell erlassen, daß *Unterhaltungen, Kinovorstellungen und Theater am Karfreitag und Karsamstag unterbleiben*. Man darf wohl damit rechnen, daß die Bischofskonferenz diese eminent wichtige pastorelle Angelegenheit wahrnehmen wird. Aber auch die Seelsorger in den einzelnen Pfarreien müßten hier all ihre pastorale Klugheit und wohl auch ein Maß von Energie gerade für eine solche Heiligung des Sacrum Triduum einsetzen. Jeder Katholik, dem noch ein wahres und im Wortsinn echtes, religiöses Empfinden eignet, würde die Mahnung der Bischöfe verstehen und seinem Ortsseelsorger auch durch ein aufrichtiges Wort, gesprochen an die Umgebung seiner beruflichen Tätigkeit (Büro, Arbeitsstätte), recht geben.

Die Konferenz sprach ferner den Wunsch aus, es möge ein gemeinsamer Hirtenbrief erlassen werden, der die Bedeutung der neuen Karwochenordnung pastorell hervorhebt.

Als besondere Notwendigkeit erkannte man die Unterweisung des Volkes vor allem in seinen Kirchenblättern sowie überhaupt in der gesamten *Presse*. Nicht ausgeschlossen davon wäre der *Rundfunk*. Erst dann, wenn das Volk in Wort und Schrift in den Sinn und den Geist der wiederhergestellten Karwochenliturgie eingeführt wird, wird das Dekret seine entsprechende Wirkung haben bis hinaus zur letzten Bergkirche und das entlegenste Dorf.

Immer wieder kam die Überzeugung zum Ausdruck, daß dem *Seelsorger* nun eine ganz besondere Verantwortung obliege, denn vor allem müssen sie das Dekret und die Instruktionen wirklich aufs genaueste studieren und das Volk unter Benützung, sagen wir, der Fastenpredigten und anderer Gelegenheiten, über die neue Karwochenliturgie unterweisen. Der Seelsorger selber muß hier von einer echten Liebe und Begeisterung zur

Heiligen Woche, in der die Kirche die heiligen Geheimnisse unserer Erlösung und Christi Auferstehung in den Mysterien begeht, getragen sein.

Msgr. Josef Huber, Linz, war vom Institutum Liturgicum gebeten worden, aus dem reichen *Bildmaterial*, das nun von der „Veritas“, Linz, als anschauliche Vorbereitung des Volkes und vor allem auch der Priester, in einer großen Anzahl von Aufnahmen erstellt wurde, der Konferenz solche Bilder vorzuführen. Leider war es bis dort noch nicht möglich, diese Bilder zusammen mit Tonbandaufnahmen bringen zu können. An sich gehören ja Bild und Ton zusammen, aber wir waren schon dafür, daß wir die Bilder allein und damit in erschaubarer Weise den Verlauf der Karwochenliturgie in rubrizistischen Einzelheiten sehen konnten, sehr dankbar. Linz stellte es sich ja zur konkreten Aufgabe, Behelfe für jene Pfarren bzw. Pfarrseelsorger herauszugeben, wo nur ein Priester die neue Liturgie der Karwoche feiert. Und dies ist eine unendlich wichtige Aufgabe.

Abschließend kann man zu dieser Konferenz sagen, daß sie bei aller Wahrnehmung, vor allem auch der im Volk ruhenden traditionellen Bräuche, der Volksandachten usw., in erster Linie bestrebt war, der Liturgie als solcher jenen Platz zuzuweisen, der ihr schlechthin gebührt. Wenn man auch aus pastoreller Klugheit verschiedenes religiöses Volksgut wird noch mitnehmen müssen, so darf gerade der Seelsorger das eigentliche Ziel und die klare Absicht des Dekretes „*Maxima redemptionis nostrae mysteria*“ auf keinen Fall übersehen.

Pastorelle Klugheit muß Klugheit bleiben und darf nicht zur Schwäche werden.

Salzburg

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Altburger und Neumeyer kommen wieder zusammen und reden von der neuen Karwoche

A.: Also heute werde ich nicht mehr viel sagen, obwohl — o ich könnte lange Klagen anbringen! Daß jetzt halt überall die „Kürze“ Trumpf wird in der Kirche, will mir manchmal schon gar nicht eingehen. Aber ich will nichts dagegen mehr sagen. Schließlich erkenne ich doch die tiefere Absicht: Man will eben auch mit einer gewissen Kürze das gläubige Volk gewinnen. Und wenn man durch mehr Teilnehmer der Zahl nach die frühere Länge wettmacht, wird es ja wohl besser sein.

N.: Ja, um das geht es ja doch und ich erhoffe mir speziell von den Abendgottesdiensten in den letzten drei Tagen schon sehr viel. Mit der Kürzung wird es da gar nicht so weit her sein, mein Lieber — denn wenn die Vielen dann wirklich nach dem Wunsch der Kirche auch zur Kommunion gehen — dann braucht es kluge „Organisation“, daß das Kommunion-spenden nicht zu lange dauert. Dort, wo mehrere Geistliche zur Verfügung stehen, wird es ja wohl leichter zu machen sein, aber es gibt ja heute genug Gemeinden, auch größere, wo nur ein Priester zur Verfügung steht.

A.: Da hat die alte Praxis am Gründonnerstag doch auch etwas für sich gehabt, daß man vor der heiligen Messe noch die Kommunion am Morgen austeilen konnte, so oft es nötig war. Mancherorts wird sich halt doch eine zweite Messe empfehlen, wie es der Ordinarius ja gestatten könnte, da

bei einer hl. Messe doch unmöglich alle gehen können. — Doch das wird sich schon alles regeln lassen, wenn es auch aufs erstemal nicht überall hundertprozentig klappen wird.

Ich bin ja so friedlich gestimmt, weil die Kirche auch am Karfreitag die Kommunion gestattet hat. Das wird bestimmt viel Segen bringen.

N.: Das allein ist sicher viel mehr wert als alle unsere früheren sogenannten „Gräberbesuche“, wo die Leute nur hineingeschaut haben, fast nur um die „Grabkugeln“ und die Blumen zu bewundern. Überhaupt wird das „Aussetzen“ im Grabe wohl bald, wie einer ja schon im „Salzburger Klerusblatt“ (Nr. 3 vom 4. Februar 1956) geschrieben hat, als „sinnwidrig“ abgeschafft werden.

A.: Na, entschuldige, einstweilen wollen die Bischöfe das doch nicht so schnell anders haben. Natürlich verschiebt sich das „Heilige Grab“ notwendig um einen Tag. Dafür wäre aber künftig eben der Karsamstag als „liturgieloser Tag“ — der Tag für den Gräberbesuch, wie bisher der Karfreitag nachmittag. Und wenn schon die Kommunion am Karfreitag nicht als „sinnwidrig“ empfunden wird, sonst könnte sie ja die Kirche nicht wieder einführen, dann kann man auch das Aussetzen des Allerheiligsten, natürlich irgendwie „verhüllt“, nicht als sinnwidrig bezeichnen. Da habe ich jüngst in einem sehr gescheiten Buch über Maria Magdalena gelesen, wie sie — auch vom toten Leichnam des Herrn — nicht etwa sagte: „Leib des Herrn“, wie die anderen, selbst die Jünger —, sondern für sie war es auch im Grabe: „der Herr!“ „Sie haben *den Herrn* weggenommen aus dem Grabe und wir wissen nicht, wo sie Ihn hingetan haben“ — so rennt sie zu den Aposteln (Jo 20, 2) und fast mit denselben Worten antwortet sie auch auf die Frage der Engel: 20, 13. Auch zu Jesus selbst ähnlich: 20, 15. Ihre Liebe zum Herrn wußte, daß auch der tote Leichnam „der Herr“ war, weil ja die Gottheit nicht gewichen war. Es wird — hoffentlich! — in der Kirche immer auch solche „Magdalenen-Seelen“ geben, wie ich sie nennen möchte, die gerade an diesem Tage der Grablegung „des Herrn“ auch im Grabe „den Herrn“ anbeten möchten. Unser Sakrament ist von einer solch göttlichen Vielseitigkeit — mehr als so viele „Liturgen“ denken —, daß sehr wohl durch das Sakrament auch an diesem Tage der Grabestruer Anbetung möglich ist — mag sie auch in der strengen römischen Liturgie nicht vorgesehen sein.

N.: Darüber will ich nicht lange streiten. Wir werden ja sehen, ob die Zeit nicht bald hier eine Wandlung bringt. Jedenfalls, das gebe ich auch zu, für die ersten Jahre zum Übergang wird man wohl das Heilige Grab in unseren Gegenden noch belassen. Die Bischöfe wollen es ja gar nicht abschaffen. Auf jeden Fall aber begrüße ich, daß die sogenannte „Auferstehung“ jetzt sicher *zweitrangig* geworden ist und die eigentliche Liturgie des Karsamstags die Hauptsache werden wird und muß.

A.: Ja, ja — das wird schon alles recht werden. Dennoch kann ich ein leises Lächeln des Wohlgefallens hier nicht unterdrücken. Es ist doch unserer Sitte der „Auferstehung“ zuzuschreiben, daß Rom hier ein *Einsehen* hatte und es mit Rücksicht auf diese Ortsgebräuche doch gestattete, daß der Karsamstag-Gottesdienst vorverlegt werden darf auf die Zeit sogar bald nach Sonnenuntergang. Und das wird sich auf die Dauer aus zwei Gründen gut auswirken. Einmal ist die mitternächtliche Feier doch nicht Sache aller — das wird man erst nach einer Reihe von Jahren sehen

— und dann, wenn es wirklich eine allgemeine Feier werden sollte mit viel Kommunionen, ist der Ostermorgen, die Frühe des Ostertages, mehr oder weniger dahin. Und das wäre doch auch sehr schade. — Ich begrüße die Vorverlegung hauptsächlich aus dem Grunde, weil dadurch *eine* Osterkommunion *mehr* gerettet ist. Denn gerade zu Ostern soll ja die Kommunion so oft als nur möglich empfangen werden. Für uns ist sie doch heute praktisch das Ostersakrament (war es ja immer, auch dort, wo die Taufe früher scheinbar die größere Rolle spielte). Sind doch die Täuflinge in den ersten Zeiten volle acht Tage hindurch jeden Tag zur Kommunion gegangen. Daß jetzt ausgerechnet der Oster-Tag ausfallen sollte, will mir nicht recht einleuchten. Zumal das Erlebnis des Ostertages doch für die Feier der Sonntage das ganze Jahr hindurch maßgebend sein müßte! Je mehr wir den Morgen des Ostertages — verschlafen, was praktisch sein wird, wenn die Feier nach Mitternacht zu Ende ist, desto weniger wird man auch sonst den Sonntagmorgen schätzen. — Ist die Feier aber am Abend, dann wird wohl bei vielen auch der Morgen des Ostertages etwas Großes bleiben! Und vergessen wir ob der nächtlichen Feier doch nicht, daß Ostern als Auferstehung doch viel mehr *ein Fest des Tages* ist als der Nacht.

„Und früh morgens kamen sie zum Grabe als die Sonne eben aufgegangen war!“ — — —

N.: Darüber will ich auch nichts mehr sagen. Denn einstweilen wollen die Bischöfe ohnehin die Abendfeier. Also bleibt gar nichts anderes übrig.

A.: Stell dir aber nur vor, was das nun künftig für eine Osterfeier werden wird, wenn das Volk der Gläubigen in großer Mehrzahl darauf eingeht: Vom Donnerstag bis Sonntag, ja wenn sie wollen, bis Montag wäre dann fast immer die ganze Gemeinde beim Tisch des Herrn. Das allein würde wohl alle anderen „Kürzungen“ und Ausfälle aufwiegen.

N.: Also hoffen wir doch beide auf eine neue Gnadenzeit für das Volk Gottes! Fiat, fiat!

Salzburg

Josef Dillersberger

BEITRÄGE ÜBER DIE KARWOCHENLITURGIE IN UNSERER ZEITSCHRIFT

Unsere Zeitschrift brachte des öfteren zum Thema „Karwoche“ u. a. Beiträge wie: Der österreichische Klerus zur liturgischen Erneuerung, Fl. 5/6, 1947; „Wie im Jahre 1288 der Papst die Karwoche und Ostern feierte“, 3/4, 1949; Verlebendigtes Feiern der großen Heilsmysterien, 4/1950; Die Feier der Osternacht, 1/1951; „Vigilia Paschalis“ von Dr. P. Adalbero Raffelsberger, 2/1951; Die VII. Konferenz der Österreichischen Liturgischen Kommission, 2/1951; Osterfeier in der Entwicklung — Karsamstag, ein liturgiefreier Tag, von D. Jean Hild, 1/1952; Die neuen Bestimmungen zur Osternachtfeier, 1/1952; Das Sacrum Triduum in Salzburg während des ausgehenden Mittelalters, von P. Erhard Drinkwelder, 1/1952; Die österliche Pervigil und die kanonischen Gebetsstunden, von P. Odilo Heimig, 1/1952; Grundeinheiten der Osternachtfeier, von P. Thomas Michels, 1/1953; Zur Gestaltung der Ostervigil, von Pater Thomas Michels, 2/1952; Pascha-Nacht. Eine Osterphantasie, von P. Erhard Drinkwelder, 2/1953; Die liturgische Reform des „Sacrum Triduum“, von P. Josef Löw, 3/1953; Osternachtfeier in Österreich, 4/1953; Die römische Osternacht im Spiegel der Geschichte, von P. Johannes Bonell, 1/1955; Allgemeines Dekret über den Ordo der Karwoche.

UNSER CHRISTUSOPFER

Zweiter Teil

DAS ERLÖSUNGSOFFER UNSERES MITTLERS CHRISTUS

I. Das Opfer

Wir haben in raschen Zügen die Personalien Christi geprüft. Nun wollen wir sein großes Werk betrachten, Sein Kreuzesopfer, das in unserem Christusopfer gegenwärtig gesetzt wird. Das ganze Leben, Seine ganze Arbeit und auch Sein Leiden haben zur Erlösung beigetragen. Doch den Ausschlag gab Sein Kreuzesopfer. Da unser Volk nur kümmerlich das Wesen des Opfers versteht, ist es eine heilige Pflicht, zuerst das Opfer als solches ins Auge zu fassen, um dann das Kreuzesopfer besser zu verstehen. Wir müssen also zuerst das Werden, das Wesen und den Wert des Opfers näher kennen lernen.

1. Das Werden des Opfers

Die Religionsgeschichte aller Völker und Zeiten und Länder und Kulte beweist eindeutig, daß alle Menschen nicht nur das Opfer kannten und hatten, sondern daß das Opfer ihr Haupt- und höchster Kult war, den sie nur der Gottheit gegenüber ausübten.

Schon die primitiven Völker außerhalb der eigentlichen Kultur brachten dem höchsten Gott das Opfer dar, das in verschiedenen Formen, gemeinsam oder privat dargebracht wurde. Mit dem Opfer wollten sie der Gottheit für alle ihre Gaben danken und ihr ihre Bitten vorlegen.

Auch bei den Kulturvölkern aller Stufen, wie bei den Sumerern, Assyriern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen und Römern, Chinesen, Mexikanern und Indogermanen tritt uns das Opfer entgegen, und oft sogar als Staatsakt. Beim Offenbarungsvolk der Israeliten finden wir das Opfer an den einzigen Schöpfer-Gott von Anfang an: bei den Stammeltern, bei Noe, bei Abraham, Isaak, Jakob usw. Nach der Befreiung der Israeliten aus Ägypten vermittelt Moses dem jungen Volk Israel am Sinai den Dekalog als Fundament für sein Bundesgesetz (Exodus 20, 1—17 und 20, 22—23, 33). Im Bundesgesetz wird zuallererst der Monotheismus festgestellt und die Verehrung des einzigen Gottes durch das Opfer auf dem Altar. Durch das Opferblut wurde der Alte Bund gegründet, das heißt der Bund Gottes mit dem Volke Israel. Das Opfer war zuerst an keinen bestimmten Ort gebunden. Später wurde das Opfer nur im Tempel von Jerusalem dargebracht. Dieses Opfer wurde am Karfreitag durch Christi Opfer ausgeschaltet und ersetzt, wie der zerrissene Vorhang vor dem Allerheiligsten andeutete. Im Bundesgesetz der Israeliten wurde ein zweifaches Opfer unterschieden: das Ganzopfer, bei welchem das ganze Opfertier verbrannt wurde, und das Friedopfer mit dem Opfermahl. Soweit der Werdegang der Opfer in der Menschheitsgeschichte.

2. Das Wesen des Opfers

Wenn wir nun alle Opfer aller Völker miteinander vergleichen, stellt sich heraus, daß alle Opfer einheitlich die Huldigungsgabe an die Gottheit sind. Zwei Ausdrücke lösen einander ab: „Gabe an Gott“ und „Darbringung an Gott“.

Christus selber nennt dreimal das Opfer eine Gabe an Gott (Mt. 5, 23—24; 8, 4; 23, 18—19). Aus dem griechischen „prospHEREin = darbringen“ entstand das Wort „prospHORá = Opfergabe und im Lateinischen entsprechend „obligatio“. Aus dem griechischen Wort „anapherein = darbringen“ entstand das Wort „anáphora = Opferteil der Messe oder Kanon“.

Als Opfergaben wurden ganz verschiedene Sachen der Gottheit dargebracht (Tiere, Früchte usw.).

Auch der heilige Paulus bezeichnet das Opfer als eine Gabe an Gott (Hebr. 5, 1; 8, 34 usw.) Im Epheserbrief 5, 1—2 gibt er fast die Definition für das Opfer: „Werdet nun Nachahmer Gottes als geliebte Kinder, und wandelt in der Liebe, wie auch Christus Euch geliebt hat und *sich selbst für uns als Gabe und Opfer Gott hingegeben hat.*“

Im Alten Testament berichtet uns zum Beispiel das Buch Levitikus über das Wesen des Opfers. Die kirchliche Tradition nannte das Opfer oblatio, das heißt Darbringung. Leclercq faßt die Tradition zusammen mit den Worten: „So denken die vier Kirchenlehrer, die sich damals über den Opferbegriff ausgesprochen haben: Irenäus (202), Hyppolitus (235), Origenes (254), Cyprian (258) somit Gallien, Rom, Ägypten und Afrika. Wir sind daher zur Hoffnung berechtigt, so nahe als möglich an das Wesen herangekommen zu sein, das von Anfang an die Eucharistie zu einem Opfer macht. Für sie alle war das Opfer damals eine an Gott dargebrachte Gabe, um Ihm zu gefallen . . .“ Diese Auffassung finden wir in den ältesten liturgischen Denkmälern (cf. Diction d'Archéol. Chrétienne et de Liturgie, Art. Messe, Col. 602).

Zur Opfergabe gehört wesentlich die Darbringung derselben an Gott. Der heilige Thomas (II. II ae qu 85 a3 ad 3) schreibt: „Oblatio dicitur cum Deo aliquid offertur. Unde omne sacrificium est oblatio, sed non convertitur“ (cf. 85 a. 1; 102 a. 3; III 48 a. 2). Man spricht also von Darbringung, wenn Gott etwas dargebracht wird. Daher ist jedes Opfer eine Darbringung, aber nicht umgekehrt jede Darbringung ein Opfer. Der hl. Thomas sagt weiter (III 48 a. 2): „Und daher rührt es von der natürlichen Vernunft her, daß der Mensch sinnenfällige Dinge braucht, und sie Gott darbringt (offerens eas Deo) zum Zeichen der pflichtigen Unterwerfung und Ehrung, etwa wie man den menschlichen Herren etwas darbietet, um ihre Herrschaft anzuerkennen. Das gehört aber zum Opferbegriff: Die Opferdarbringung will etwas versinnbilden; was nämlich äußerlich als Opfer dargebracht wird, versinnbildet das geistige Opfer, durch welches die Seele sich selbst innerlich Gott darbringt als dem Urheber ihrer Erschaffung und dem Ziel ihrer Beseligung.

Es darf in keiner Weise übersehen werden, daß das Opfer einzig Gott dargebracht wird. Der hl. Augustinus betont es mit aller Schärfe immer wieder. So zum Beispiel „De civ. D. 1. X cp. IV: sacrificium certe *nullus hominum* est qui *audeat* dicere: deberi nisi Deo“, das heißt kein Mensch wagt zu sagen, daß das Opfer nicht ausschließlich Gott dargebracht wird. Im Buch contra Faustum 1. XX cp. 21 betont Augustinus: „Wir beten nur Gott an. Zur Anbetung aber gehört die Opferdarbringung. Daher wird Götzendienst genannt, was den Götzen dargebracht wird. In keiner Weise bringen wir dar oder gebieten wir darzubringen ein Opfer irgendeinem Märtyrer oder irgendeiner heiligen Seele oder irgendeinem Engel. Wer in diesen Irrtum verfällt, der wird durch die gesunde Christenlehre verurteilt“ (cf. Sermo 273, 7; 310, 2; 318, 1; 359, 6 usw.) Aus dieser wichtigen

Wahrheit ergibt sich etwas ganz Großes. Beim Opfer und ganz besonders bei unserem Christusopfer stehen wir direkt vor Gott und nur vor Gott mit unserem innersten Wesen.

Von der *Darbringung* der Opfergabe kann nicht genug die *Art der Darbringung* unterschieden werden. Daraus, daß man diesen scharfen Unterschied nicht beachtet hat, ergaben sich die vielen leidigen, irrigen Opfererklärungen. Da die Gottheit nicht sichtbar ist, mußte man irgendwie symbolisch die Opfergabe der Gottheit überreichen und so sich definitiv und unwiderbringlich von diesem Eigentum trennen. Das Verbrennen der Opfergabe versinnbildete mit der aufsteigenden Flamme und mit dem aufsteigenden Rauch das Hinaufreichen der Gabe an den Höchsten. Die Heiden glaubten sogar, im Rauche steige die Quintessenz der Opfergabe als geistige Nahrung der Götter empor, von der sie eine Lebensauffrischung empfangen. Das Verbrennen entriß zudem die Gabe dem Geber, so daß diese Gabe nur der Gottheit zugute kam. Das Schlachten der Opfertiere war notwendig, damit das Opferfleisch der Gottheit dargereicht werden könnte.

Wenn man seit dem 16. Jahrhundert willkürlich das Opfer in der Vernichtung der Opfergabe erblickte, um gleichsam das reuige Bekenntnis der Sünden mit der Selbstbestrafung und mit der Wiedergutmachung auszudrücken, so ist das rein subjektiv-systematische Auslegung ohne Rücksichtnahme auf den angeborenen Sinn des Opfers. In den Opferbegriff wurde ein Fremdkörper hineingetragen an Stelle der Seele des Opfers. Die blutrünstige Vernichtungstheorie mutet der Gottheit eine Art Sadismus zu, der sich durch die zerstörte Opfergabe symbolisch am Beleidiger rächen will. Sehr bedauerlich ist es, daß die Reformatoren das Opfer ausgeschaltet haben und das Kreuzesopfer Christi zu einem bloßen stellvertretenden *Sühneleiden* für die Sünder gemacht haben. Ähnliche bedauerliche Sätze finden wir leider auch bei Bossuet und Monsabré. Das Leiden Christi hat sicher einen tiefen Sinn und hat eine große Rolle gespielt, aber nicht die Hauptrolle, hat nicht das *Wesen* des Kreuzesopfers ausgemacht, wie wir später sehen werden. Das *Wesen* des Opfers Christi liegt in Seiner freiwilligen Hingabe Seines menschlichen Lebens an Gott als Opfergabe für uns, als Loskaufpreis (Mt. 20, 28; Eph. 5, 1—2). Gott will nicht die Selbstvernichtung des Menschen, auch nicht bloß symbolisch, sondern die innere Selbsthingabe an Gott, von dem er sich eigenmächtig durch die Sünde losgerissen hat. Gott will vom Menschen die *Devotio*, das heißt die Selbsthingabe. *Die Selbsthingabe ist der Glaube in seinem Vollenhalt.* „All denen, die an IHN glauben, gab Er die Macht, Kinder Gottes zu werden...“! Das *Wesen* des Opfers ist somit die äußere und innere Hingabe an Gott.

3. Der Wert des Opfers

Aus dem wahren, wirklichen *Wesen* des Opfers, ergibt sich sein innerster, höchster Wert.

Die Opfergabe an Gott ist zunächst eine Gesinnungsschulung und Gesinnungsbildung, da die Primitialopfer, die wohl die Wurzel aller Opfer sind, Gott, dem Geber alles Guten für alle Seine Gaben danken und Ihn dadurch als den großen Wohltäter und Herrn anerkennen und anbeten. Die Primitiven sprechen es auch aus: „Da geben wir Dir für Deine Wohltaten.“

Die Denkmäler der Kulturvölker mit Opferszenen lassen die Opfernden ihre Opfergaben der Gestalt der Gottheit zum Dank überreichen.

Die Opfergabe an Gott bedeutet noch mehr. Sie will die innige Liebe zu Gott darlegen, durch die Gaben gleichsam sichtbar und greifbar machen und zugleich den innersten Gedanken ausdrücken: „Ich will mich Dir ganz hingeben!“ Der heilige Bruder Klaus sprach es in den Worten aus: „Nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir!“

Schließlich möchte die Opfergabe zeigen, daß man sich von der Welt lösen will, daß man zu allen „Opfern“ bereit ist, das heißt zu allen Gut-taten, die immer einen Verzicht mit sich bringen. Tobias nennt in diesem Sinne das Almosen eine wohlgefällige Opfergabe. Durch die Darbringung der Opfergabe wird der eingefleischte Egoismus an der Wurzel getroffen. Im Pentateuch fordert Gott: „Komm nicht mit leeren Händen.“ Wo diese Gebefreudigkeit fehlt, da ist das Opfer hohl, so daß Gott mit dem Pro-pheten Malachias spricht: „Ich will Eure Opfer nicht!“ Man hat die Pro-pheten mißverstanden, wenn sie mit strengen Worten die bloß *äußerlichen* Opfer tadelten und abwiesen. In keiner Weise haben die Propheten das Opfer an sich verworfen, sondern nur jene Opfer getadelt, bei denen die Hingabegesinnung fehlte. In diesem Sinne riet Christus selbst an: „Wenn du deine Gabe zum Altar trägst, und dich erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, lege deine Gabe nieder, kehre zurück und söhne dich mit deinem Bruder aus und dann komm und bringe deine Gabe dar!“

Es genügt also nicht, daß wir dem Volk nur den richtigen Opferbegriff beibringen, sondern wir müssen das Volk auf die nötige Opfergesinnung aufmerksam machen. Die Lehre des Opfers ist die tiefste Sittenlehre, die gerade dem Weltmenschen und dem Weltkind nicht behagen will. Sie wollen gewinnen und genießen. Christus aber hat einen ganz anderen Grundsatz vertreten: „Seliger ist Geben als Nehmen!“ Eindrucksvoller kann uns Christus diesen herrlichen Grundsatz nicht einprägen, als in Seinem Kreuzesopfer, das in unserem Christusopfer gegenwärtig wird.

Andeer/Chur, Schweiz

Prof. Dr. Tr. Zanetti, Pfarrer

10. JAHRGANG „HEILIGER DIENST“

Aus Anlaß dessen, daß unsere Zeitschrift in ihren 10. Jahrgang hinein-schreitet, gaben wir ihr nun ein neues Gewand. Der Entwurf hiezu stammt von dem inzwischen weit über Salzburg hinaus bekannten akad. Maler Karl Weiser. In diesem Zusammenhang erinnern wir an seine Fresken in der Pfarr-kirche von Weyregg am Attersee, von denen wir Wiedergaben in Verbindung mit einem eingehenden Beitrag in Folge 4/1952 brachten. Zur Symbolik des neuen Umschlages unserer Zeitschrift lassen wir am besten Karl Weiser selber sprechen: „Heiliger Dienst“ ist immer Dienen in der Liturgie, Dienen beim Kult des Lammes, der Himmel und Erde verbindet. Darum sei der Engel auf dem Wege zwischen Erde und Himmel Sinnbild für diesen Dienst. Das dritte Gebet nach der hl. Wandlung beginnt ‚Demütig bitten wir Dich, allmächtiger Gott: Dein heiliger Engel möge dieses Opfer zu Deinem himmlischen Altar emportragen vor das Angesicht Deiner göttlichen Majestät‘. Dieser Engel sei auch Sinnbild für unser Dienen. In gebrechlicher Menschenhand liegt Christi Opfer, Sein Fleisch und Blut, auf unserem Weg zum Vater.“

DER LAIE UND DAS KIRCHLICHE STUNDENGEBET

Immer drängender wird der wesentliche Wunsch laut, das gläubige Volk am Stundengebet der Kirche teilhaben zu lassen. Zu dieser Frage bringen wir mit gütiger Erlaubnis einen Abschnitt aus dem Kapitel „Das kirchliche Stundengebet — Geschichtlicher Überblick“, aus J. A. Jungmann S.J., „Der Gottesdienst der Kirche“^{)}. Die weiteren zwei Beiträge bringen aufschlußreiche Erfahrungen und Anregungen zum gleichen Themenkreis.* Die Schriftleitung

I. AUS DER GESCHICHTE DES KIRCHLICHEN STUNDENGEBETES

Wenn wir die kurz dargelegte Geschichte des Stundengebetes überblicken, so fällt uns ein mehrfacher Wandel auf. Zunächst ein gewisser Kreislauf: Wir sahen, wie das Stundengebet als *privates* Gebet begonnen hat, das der einzelne, allenfalls zusammen mit seiner nächsten Umgebung, verrichtete; wie es dann zum öffentlichen und gemeinsamen Gebet wurde; und wie es schließlich wieder zum allergrößten Teil als *privates* Gebet weitergeführt wird, das nun aber für den Klerus genauer kirchlicher Regelung unterliegt. Wenn heute also das Offizium vom Großteil derer, die dazu verpflichtet sind, im privaten Breviergebet erfüllt wird, so ist dies irgendwie eine Rückkehr zur ursprünglichen Weise.

Sodann wird sichtbar, daß die gewaltige Ausdehnung, die das Stundengebet seit dem Ausgang des christlichen Altertums erlangt hat, auf die Vertreter der *beschaulichen Lebensform* innerhalb der Kirche zurückgeht, auf das Mönchtum. Da die Mönche die Verherrlichung Gottes im Kult als ihre erste und schließlich als ihre beinahe einzige Lebensaufgabe betrachteten, war es naheliegend, daß sie den Umfang dieses Kultes bis zu einem Ausmaße steigerten, das den Großteil des Tages umfaßte.

Auf den gesamten Klerus konnte ein so angewachsenes Offizium nur übergehen in einer Zeit, da seine seelsorglichen Aufgaben fast nur in der Besorgung des Gottesdienstes erblickt wurden (der allerdings schon die tägliche Mette und Vesper umfaßte) und da er überdies so zahlreich war, daß sich allmählich klosterähnliche Priesterkollegien bilden konnten; außerdem in einer Zeit, da man das geistliche Leben fast ganz mit dem mündlichen Gebet zusammenfallen ließ. Dabei mußte das zu höherer Kultur gediehene Offizium der Klostergemeinden eine solche Anziehungskraft ausüben, daß der Gedanke an andere Formen, die der priesterlichen Frömmigkeit als Stütze hätten dienen können, zunächst gar nicht aufkam.

Erst eine spätere Zeit empfindet dieses Bedürfnis, wie die Entwicklung im 15./16. Jahrhundert und can. 125 des kirchlichen Gesetzbuches (mit der Betonung u. a. des betrachtenden Gebetes) im 20. Jahrhundert zeigen. Dabei fällt das Schicksal der *Lesungen* auf, das mit dem Übergang zum Brevier im 13. Jahrhundert verbunden war. Gerade dieses Element, das sogar das auf den Kult hin orientierte Mönchtum in großem Ausmaße herangezogen hatte und das dem zur Verkündigung der christlichen Lehre berufenen Priester besonders nötig war, wurde bei jenem Übergang von der Kürzung am schwersten betroffen, und dies, obwohl jene Kürzung gerade zugunsten des außerhalb der Gemeinschaften lebenden Priesters gemeint war. Später, in der Zeit der gedruckten Bücher, in der nun allerdings der Besitz von Büchern wesentlich erleichtert war, sind asketische Autoren, Oberhirten und Päpste darauf bedacht, den Priester

^{*)} Josef Andreas Jungmann, Der Gottesdienst der Kirche. Auf dem Hintergrund seiner Geschichte kurz erläutert. Verlag Tyrolia, Innsbruck. 272 S. S 58.—.

zur Pflege der geistlichen Lesung und besonders zur Lesung der Hl. Schrift zu ermahnen — die nun aber außerhalb des Offiziums geschehen muß.

Eine auffällige Erscheinung in der Entwicklung des Stundengebetes liegt auch in der Tatsache vor, daß das Stundengebet als eine Übung aller Gläubigen beginnt, daß aber bei dessen weiterer Entwicklung die Rücksicht auf die Gläubigen immer mehr wegfällt und die Erfüllung des kanonischen Offiziums zu einer ausschließlichen Aufgabe des geistlichen Standes wird. Wir hören zwar am Ausgange des christlichen Altertums noch, daß die Gläubigen nicht nur zur Mette am Morgen und zur Vesper am Abend in der Kirche erscheinen, sondern auch, daß die damit verbundene Lesung da ist. Die hl. Monika ging, wie uns Augustinus in seinen „Bekenntnissen“ (V, 9) berichtet, täglich zweimal zur Kirche, „damit sie Dich höre in Deinen Worten und Du sie in ihren Gebeten“. Gregor d. Gr. hört, daß der Bischof von Ravenna den von Gregor verfaßten Kommentar zum Buche Job dem Volke vorlesen läßt; er schreibt ihm, er möge davon abstehen, da dieses Buch keineswegs für das Volk geschrieben sei. Noch von Beda dem Ehrwürdigen († 735) wird berichtet, daß man seine Schriften noch zu dessen Lebzeiten öffentlich in den Kirchen vorgelesen habe. Aber dann wird die auch in den Horen, die das Volk immer noch besucht, festgehaltene lateinische Sprache zum unübersteigbaren Hindernis.

Andererseits bricht die Übung der von den einzelnen Gläubigen beobachteten Gebetsstunden, und zwar auch diejenige zu den einzelnen Stunden des Tages, mit dem Ausgang des christlichen Altertums nicht völlig ab. Abgesehen davon, daß zu allen Zeiten Gebet am Morgen und am Abend zu den Gepflogenheiten eines Christen zählte, bleibt auch die Beobachtung von Prim, Terz, Sext und Non das ganze Mittelalter hindurch eine lebendige Übung; dies zeigt z. B. der 1480 erschienene „Christenspiegel“ des Franziskaners Dederich Coelde; ja, in einer Verfügung des Bischofs von Coventry in England vom Jahre 1237 werden die Gläubigen angeleitet, entsprechend den sieben Horen des kanonischen Tagesoffiziums siebenmal am Tage das Vaterunser zu beten. Es kommt darin wohl ebensosehr das Nachwirken uralter Überlieferung zum Ausdruck wie das Verlangen nach Anschluß an das Beten der Kleriker und der Ordensleute.

Noch stärker ist dies der Fall in den verkürzten Offizien, in den „Kleinen Tagzeiten“, die gegen Ende des Mittelalters in Laienkreisen große Beliebtheit erlangten. Neben dem kleinen Offizium der Gottesmutter entstanden solche zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit, des Leidens Christi usw. Die zahlreichen Horenbüchlein dieser Zeit enthalten den Niederschlag jener Frömmigkeitsbewegung. Doch konnte eine solche Pflege des Gebetslebens nie Sache weiter Volkskreise sein, schon weil die Kunst des Lesens noch nicht Gemeingut aller war; noch weniger war es damals oder zu einer anderen Zeit jemals lebendige Praxis, daß das Volk am ganzen kanonischen Chorgebet des Klerus teilgenommen hätte.

Dagegen ist die Frage berechtigt, ob nicht in einer gewissen Parallele zum lateinischen Chorgebet, das ja für den Klerus die Weiterführung dessen darstellte, was einmal gemeinsame Übung von Volk und Klerus war, auch für die Gläubigen etwas Entsprechendes an öffentlichem Gottesdienst geschaffen und weitergepflegt wurde. Die Frage muß für das ganze Mittelalter verneint werden. Das Volk mußte sich begnügen, wenn es zur Vesper kam, an den Melodien der Antiphonen und Hymnen, an der Würde der

Zeremonien und am Aufsteigen des Weihrauchs sich zu erbauen. An etwas wie einen Abendgottesdienst in der Volkssprache wurde nicht gedacht. Noch in der Gottesdienstordnung, die Johannes Eck, der bekannte Gegner Martin Luthers, als Pfarrer von Ingolstadt für seine Pfarrkirche niedergeschrieben hat, findet sich das ganze Jahr hindurch kein einziger Gottesdienst, der ganz oder teilweise in der Volkssprache gehalten worden wäre, abgesehen von einigen wenigen Kirchenliedern an hohen Feiertagen**).

Erst in den Jahrhunderten der Neuzeit haben sich Volksandachten herausgebildet, die vom Priester mit dem Volk in der Kirche abgehalten werden. Sie sind besonders aus einer zweifachen Wurzel hervorgegangen. Die eine Wurzel war das Verlangen nach der Verehrung des hl. Sakramentes, das man seit dem 13. Jahrhundert vielfach auch während des Chorgebetes aussetzte und dem man besonders nach der Vesper eigene Hymnen und Gebete widmete. Die andere Wurzel lag im *Salve Regina*, mit dem man nun die Horen schloß und das dann zu größeren Andachten erweitert wurde***).

Hier fand allmählich auch die Volkssprache Eingang; und bald wurden nun auch freiere Formen der nachmittägigen Volksandachten, der „Segensandachten“ geschaffen, die in manchen Diözesen zu einem großen Reichtum entwickelt wurden und die heute vielfach in den Diözesangebet- und Gesangbüchern niedergelegt sind. Da und dort, wie in Polen und seit dem 18. Jahrhundert in einzelnen Diözesen Deutschlands, hat man auch begonnen, an Sonn- und Feiertagen die Vesper mit dem Volke in der Volkssprache zu singen.

Die liturgische Bewegung des 20. Jahrhunderts hat Vesper und Komplet in der Volkssprache in vielen Diözesen populär gemacht. Schließlich sind wir in jüngster Zeit Zeugen geworden des mächtigen Vordringens von verkürzten und neuredigierten Fassungen des Offizium divinum in der Volkssprache, die von Deutschland, Frankreich, Holland aus sich über die ganze Welt verbreiten und zunächst von zahlreichen religiösen Genossenschaften übernommen werden, die bisher meist das Offizium parvum *Beatae Virginis* in der Volkssprache oder auch lateinisch gebetet haben.

So beginnt sich eine Lücke zu schließen, die durch die einseitige Entwicklung einer reichen Klerusliturgie im Mittelalter offengelassen wurde.

Innsbruck

Josef Andreas Jungmann S.J.

II. ÜBERLEGUNGEN ZU EINER MORGEN- UND ABENDLITURGIE FÜR DIE GLÄUBIGEN

Die Teilnahme am 2. Internationalen Patristischen Kongreß vom 19. bis 24. September in Oxford und die ihm folgenden Tage in Cambridge, Ely, Peterborough und York gaben Gelegenheit, das liturgische Leben der „Kirche von England“ näher kennenzulernen und aus ihm Anregungen zu schöpfen, die hier in wenigen Worten ausgesprochen seien. Der erste Eindruck, den ein Glied der römisch-katholischen Kirche beim Besuch des anglikanischen Gottesdienstes empfindet — wenigstens ging es mir so —, ist der einer schmerzlichen Trauer über das von der einen katholischen und apostolischen Kirche im 16. Jahrhundert abgesprengte liturgische Gut.

**) J. Greving, *Johann Ecks Pfarrbuch* (Reformationsgeschichtl. Studien und Texte 4/5), Münster 1908.

***) In Deutschland werden Abendandachten an manchen Orten (u. a. Diözese Würzburg) „Salve-Andachten“ genannt; in Frankreich heißen sie „salut“.

In welcher Großartigkeit präsentiert sich heute noch die Liturgie der Kirche von England und in was für großartigen Kathedralen! Unverlierbar herrscht auch heute noch in ihren großmächtigen Gotteshäusern die Majestät dessen, dem sie durch den feierlichen Ritus der Kirchweihe geweiht worden sind. Wer kann in Ely durch die herrliche Priorspforte schreiten, ohne an die Scharen der Mönche erinnert zu werden, die durch diese Pforte zum Gotteslob in die Kirche traten? Oder wer kann sich der überwältigenden Großräumigkeit des Münsters zu York entziehen, das auf Fundamenten steht, die römische, sächsische, normannische Eroberer errichtet haben? York hieß nicht umsonst „altera Roma“. Ein anderes Rom ist es auch heute noch, leider mit dem Nachdruck auf dem „anderen“. In York hörte ich den Morgengottesdienst von den Sängerknaben in einer Vollendung gesungen, wie kaum irgendwo sonst. Die Gläubigen, die anwesend waren, waren, wie an den meisten Orten, nicht zahlreich. Aber sie sangen mit einer demütigen Ergriffenheit, wie ich sie auch in Christ Church, Oxford, feststellte, die heiligen Worte der Psalmen mit und nahmen die Lesung aus dem Alten und Neuen Testament aufmerksam und andächtig auf. Wie königlich ist aber auch dieses Englisch der King James' Version aus dem 16. Jahrhundert! Hätten wir eine ähnliche Verdeutschung der Liturgie, so wäre wohl — man darf es den Mönche glauben, dem das Latein die Muttersprache des Abendlandes und seiner Kirche ist — gegen eine weitgehende Übertragung der lateinischen Texte in die deutsche Sprache nichts einzuwenden. Aber leider machen sich manche Befürworter einer Liturgie in der Landessprache unter den Katholiken der anglo-amerikanischen und germanischen Länder zu wenig Gedanken über die Qualität einer solchen Sprache. Es gehören zu einer solchen Übertragung Voraussetzungen, die in Jahrhunderten einmal erfahren werden und zu deren Erfüllung der Auftrag einer liturgischen Kommission oder der Beschluß eines liturgischen Kongresses nicht ausreichen. Aber trotz dieser Vorbehalte sollte man ernstlich erwägen, ob nicht zunächst einmal in den Kathedralkirchen ein Gottesdienst möglich wäre, der dem morning prayer und dem evensong der Kirche von England entspräche. Die Psalmen müßten, solange wir noch nicht eine entsprechende Vertonung haben, vorerst noch in der lateinischen Sprache gesungen werden. Die Lesungen aus dem Alten und Neuen Testament könnten deutsch vorgetragen werden. Die kirchenmusikalische Tradition der letzten Jahrhunderte — das sei allen Freunden des Barocks gesagt — brauchte nicht vernachlässigt zu werden. Wie in den englischen Kathedralen die herrlichen Motetten von Vittoria, Purcell, Byrd usw. als Zwischengesänge erklingen, so könnten sie auch in den katholischen Kirchen gesungen werden. Weshalb sollten nicht wieder Domschulen entstehen, an denen mit der humanistisch-musischen Tradition, insbesondere auch die musikalische, gepflegt würde?

Natürlich bleibt die aktive Teilnahme der dazu durch den sakramentalen Charakter ermächtigten Gläubigen am heiligen Opfer die erste, unabdingbare Forderung aller Erneuerung aus dem Geiste der Liturgie. Aber das ist nicht genug. Die Lesung im gemeinschaftlichen Gottesdienst, die Psalmen als der Lobgesang der Kirche für das Heilswerk Gottes an ihr und als der Bittgesang für ihre Pilgerfahrt durch diese Zeitlichkeit sind nicht weniger notwendig. Einmal wegen des Wertes, den sie als Wort des ewigen WORTES in sich haben, dann aber auch, um das Übergewicht

einer Frömmigkeit zu überwinden, die von Texten genährt wird, die oft nur unzulänglich die Erhabenheit und Macht des Gotteswortes und der Heilstat Christi widerspiegeln. Die Erneuerung aus dem Geiste der Liturgie, die in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts unter großen Widerständen, die gottlob vielerorts heute nicht einmal mehr gekannt werden, in Deutschland und Österreich sich durchsetzte, ruft nach erneuter Belebung zum Heile des gesamten Gottesvolkes. Nachdem die aktive Teilnahme am heiligen Opfer, wie ich sie beglückend wieder im Dom zu Altenberg und in St. Gereon in Köln erlebte, zu einer stehenden Einrichtung geworden ist, sollte man den Gläubigen jetzt auch den Schatz der Liturgie an heiliger Lesung, in Psalmen, Hymnen und Antiphonen noch weiter öffnen, als es bisher schon geschah, und das nicht nur in Übertragungen, die ein begrenzter Kreis liest, sondern eingefügt in den Kreislauf des liturgischen Jahres, der das Heilswerk Christi an und in seiner Kirche zur Erlösung aller Menschen in lebendigster Vergegenwärtigung die Gläubigen erleben läßt. Was England jeden, der offenen Geistes durch das Land geht, lehrt, ist, daß trotz des Einbruches der Häresie in die katholische Überlieferung diese selbst im Vollzug der Liturgie so stark geblieben ist. Zur Annahme der vollen ungebrochenen Wahrheit, wie sie Jahr um Jahr in immer größerer Zahl von englischen Konvertiten bekannt wird, bedarf es der besonderen Heilsführung Gottes an den einzelnen Christen. Aber wieviel ließe sich für eine Vereinigung der Kirche von England, die im Credo die katholische Kirche bekennt und sich selbst katholisch nennt, mit der römisch-katholischen Kirche tun, wenn man auf unserer Seite durch einen ähnlichen Gottesdienst wie morning prayer und evensong ihr entgegenkäme. Wir haben ja doch die lateinische Form solcher Gebetszeiten, allerdings praktisch nur noch als Offizium der Kanoniker und ohne die Teilnahme des Volkes, ganz abgesehen davon, daß aus „praktischen“ Erwägungen die Gebetszeiten in Kathedralen und auch in Klöstern nicht immer zur rechten Zeit eingehalten werden. Diese lateinische Form mit aller gebotenen Diskretion im Gehorsam gegen die Autorität des Bischofs, der der Liturgen seiner Diözese ist, in eine den Gläubigen zugängliche deutsche Form umzugießen, wäre höchster Anstrengung wert. Das, was ich in den Vereinigten Staaten und in England in den Gotteshäusern der hochkirchlichen Bewegung innerhalb der anglikanischen Kirche sah, läßt mich zweifeln, ob von dort her die Einigung kommen wird. Es hat mir stellenweise den Atem verschlagen, als ich den Kitsch an Bildern und Statuen, den wir aus unseren Gotteshäusern mit mehr oder weniger Erfolg zu entfernen versuchen, in diesen Kirchen sah. Nichts sei gegen die gute Absicht und den frommen Glauben dieser Christen gesagt — Gott hat viele Wege —, aber man kann und darf solche Erscheinungen nicht billigen, weil sie in sich selbst der Würde des Göttlichen und des von Gott Geschaffenen widersprechen, einer Massenfabrikation Vorschub leisten und Andersgläubige abhalten, den Weg zur Einheit mit der Kirche zu Ende zu gehen. Dagegen würde, wenn die römisch-katholische Kirche und die anglikanische Konfession in der liturgischen Praxis so weit wie möglich sich näherten, ein bedeutsamer Schritt getan werden zur Annäherung auch im gemeinsamen Glauben. Darum sollten wir hüben und drüben gerade beim Vollzug der Liturgie beten.

Salzburg

P. Thomas Michels O.S.B.

III. LAIENBREVIER UND FRÖMMIGKEIT

Kann man liturgisch sein, ohne fromm zu sein? Kann man ein begeisterter Brevierbeter sein, ohne fromm zu sein? Ja man kann die Liturgie pflegen aus einem ästhetischen Bedürfnis heraus, ohne daß die Liturgie zu einer Quelle vertieften Gebetslebens wird. Ebenso kann man seine Geistigkeit nähren aus herrlichen Gedanken, die in den liturgischen Texten enthalten sind, ohne dadurch fromm zu werden, d. h. ohne zu einer persönlichen Zwiesprache mit Gott zu kommen. Frömmigkeit ist etwas ganz Persönliches. Man kann die Liturgie rein objektiv als Kultgeschehen vollziehen, ohne innerlich etwas davon zu haben. Das Schöne einer liturgischen Feier kann einen begeistern, ja ergreifen, ohne daß es schon zu einer persönlichen Begegnung mit Gott, zu einer Hingabe an ihn kommt. Das gilt auch vom Brevier. Nun stellt sich, wenn wir von der genannten Gefahr ganz absehen, die weitere Frage: Kann das Brevier persönliches Beten sein? Hat man etwas davon für sein inneres Leben? Kann ich im Brevierbeten mein Inneres vor Gott aussprechen, d. h. meine Frömmigkeit betätigen und entfalten?

Da die Psalmen den größten Teil des Breviers ausmachen, stellt sich die Frage zunächst so: Kann ich den Psalter zu meinem persönlichen Beten machen? Auch jene Psalmen, die keine Anrede an Gott sind (was bei der Hälfte zutrifft)? Des weiteren fragt sich: Bieten die Lesungen, Antiphonen und Hymnen genügend Unterlage zum eigentlichen Beten? Gewiß kann man das Brevier mechanisch beten. Doch darum geht es hier nicht. Es geht vielmehr darum, ob das Brevier so angelegt ist, daß es die Frömmigkeit fördert, ohne daß nebenher besondere Kunstgriffe oder zusätzliche Bemühungen nötig sind. Ist es der ursprüngliche Sinn des kirchlichen Gebets-Kultes Quelle inneren Lebens zu sein? Sind Gotteslob und seelischer Austausch mit dem zu lobenden Gott disparate Dinge? Bietet der Kult von sich aus schon Nahrung für das geistliche Leben?

Zuvor muß aber einiges vorausgeschickt werden über die „Laienbrevierbewegung“. Sie setzte auf Anregung von Pius Parsch bald nach 1920 ein. Ein Großteil der 40.000 Leser seiner damaligen kleinen Wochenzeitschrift „Lebe mit der Kirche“ griff den Vorschlag, sich am Psalmen- und Brevierbeten der Kirche zu beteiligen, mit Freude und vielfach mit Begeisterung auf. So fanden die bald erscheinenden Laienbreviere starken Absatz.

1923 erschien das „Stundengebet für Laien“ von Parsch, deutsch. Es enthält die Wochenoffizien aller Horen des Römischen Breviers, also die gleichbleibenden Teile. Die Lesungen mußten die Beter aus dem Römischen Brevier entnehmen oder das Evangelium der Tagesmesse betrachtend lesen. Es fand guten Absatz und hat heute die 4. Auflage.

1925 folgten die wechselnden Teile und die Lesungen des Römischen Breviers in 5 Bänden unter dem Titel „Aus dem Gebetbuch der Kirche“, von Parsch herausgegeben.

1926 Stephan: „Das kirchliche Stundengebet“, 2 Bände, ebenfalls eine Übersetzung des Römischen Breviers.

1928: „Laienbrevier der Abtei Maria-Laach“, 2 Bände, für Akademiker. Aufbau der Horen und Auswahl der vielen Schrift- und Väterlesungen ganz unabhängig von der Anordnung des Römischen Breviers.

1925 bis 1930: „Das Römische Brevier“ und „Das Sonntagsbrevier“ von J. Schenk, eine vollständige Übersetzung des Römischen Breviers, drei Auflagen.

1933 erschien erstmals ein eigentliches Laienbrevier, d. h. ein den Möglichkeiten und Bedürfnissen des Laien entsprechend organisch gekürztes und vereinfachtes Römisches Brevier. Es war das deutsche „Volksbrevier“ der Abtei Seckau in Steiermark. Bis 1938 erreichte es in 8 Auflagen 40.000 Exemplare.

Die gleiche Auflagenhöhe von 40.000 erlebte das „Officium Divinum“ der Abtei Seckau in der gleichen Zeit. Es war für die Schwesternkongregationen bestimmt, die ein solches Brevier verlangt und veranlaßt hatten. Da nur verhältnismäßig wenige sich im komplizierten Römischen Brevier zurechtfinden oder sich ein so kostspieliges Buch leisten können, fand diese vereinfachte Ausgabe naturgemäß viel größeren Absatz als die unverkürzte Ausgabe.

1935: „Das Tagzeitenbuch des monastischen Breviers“ von Richard Beron von Beuron. Seine dritte Auflage findet auch heute noch guten Anklang, trotz früherer Prophezeiungen, daß ein monastisches Brevier nicht auf Absatz rechnen könne.

1947: „Kleines Stundenbuch“ (Vesperandacht-Abendsegen und Morgenlob der Kirche) von Martin Zech, Kirchdorf in Bayern. — „Stundenbuch“ von Josef Dillersberger, vier Auflagen.

1948: „Das kleine Lob Gottes“ v. P. B. Gatterdam O.S.B.

1950 erschien bei Herder im Auftrag der Bischöfe von Mainz und Passau (als Liturgischen Referenten der Fuldaer Bischofskonferenz) das neue „Officium Divinum Parvum“, deutsch und latein-deutsch, herausgegeben von P. Hillebrand Fleischmann O.S.B. von Seckau. Es ist auch mit zweimaliger Approbation der Österreichischen Bischofskonferenz, also aller österreichischen Bischöfe, in österreichischer Ausgabe bei Herder, Wien, mit besonders empfehlendem Vorwort S. E. des Herrn Kardinal Innitzer, erschienen. Dieses Brevier hat bereits die 7. Auflage und das 110.000 erreicht. Es ist unter Laien und unter über 80 Schwesternkongregationen verbreitet. Außerdem ist es in mehreren Fremdsprachen erschienen und ist in einer größeren Anzahl ausländischer Kongregationen eingeführt.

Diese Übersicht beweist, wie sehr viele Laien am Brevierbeten interessiert sind. Und dies deshalb, weil sich ihnen im Brevier eine neue, tiefe Quelle ihres Gebetslebens erschlossen hat. Seckau erhielt nach dem Erscheinen der ersten Auflage des Volksbreviers schon 1934 bis 1935 eine ganze Flut begeisterter Zuschriften, meist Karten mit kurzen spontanen Äußerungen der Freude und des Dankes an die unbekannten Herausgeber in der Abtei. Von niemandem dazu aufgefordert oder veranlaßt, betonen sie, wie sehr wir damit einem wahren Bedürfnis entgegengekommen seien, wie man sich schon lange so etwas gewünscht habe und was einem jetzt das Beten dieses Breviers an Anregungen fürs innere Leben gebe. Auch das Erscheinen des neuen „Officium Divinum parvum“ wurde mit vielen solchen spontanen Zuschriften beantwortet.

Historisch gesehen, ist der Gebetskult ursprünglich aus der Gemeinde und für die Gemeinde entstanden. Er sollte Kult sein, aber der Kult ist immer gleichzeitig Gnadenvermittlung. Alle sakramentalen Gnaden sind an den Kult geknüpft. Die Sakramente sind zuerst Kult und erst als solche Gnadenmittel. So entstand auch der Gebetsgottesdienst der Frühkirche als Lobopfer der Gemeinde, aber auch als ihr wahres Beten, als die Entfaltung ihrer Gottverbundenheit. Die kirchlichen Tagzeiten wuchsen aus der Gebetspraxis der Gemeinde oder geistlicher Körperschaften heraus. Sie sind ursprünglich ebenso persönliches Beten der einzelnen, wie sie Gotteslob sind. Das erste kann und darf vom zweiten nicht getrennt werden, soll das Gotteslob Gottes würdig sein. Gott sieht weniger auf den exakten äußeren Vollzug als auf das Herz.

Darum rügt er im A. T. oft den prunkvollen, aber nur formell vollzogenen Tempelkult: „Dies Volk ehrt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist fern von mir.“

Wir wenden uns nun den anfangs gestellten Einzelfragen zu. „Kann ich die Psalmen zu meinem persönlichen Beten machen? Kann der Psalm mit seiner zeitgeschichtlichen Gebundenheit für mich zur Zwiesprache mit Gott werden?“ Die Kirchenväter aller Zeiten glaubten es. Das Mönchtum, wenigstens seit Benedikt, formte sein persönliches Gebetsleben aus dem Singen und Beten der Psalmen und aus den Schrift- und Väterlesungen des Stundengebetes. Dieses erwies sich im Laufe der Jahrhunderte als tiefste und reichste Quelle der Kontemplation. Die Kirchenväter der Frühzeit waren überzeugt, daß der Heilige Geist die Psalmen eingegeben habe, damit sie der alttestamentlichen Betergemeinde als Gebet dienen, also nicht bloß dem Dichter selbst. Aber auch damit sie später den Gliedern Christi und auch dem Herrn selber als Gebet dienen können. Christus sagte, „es müsse alles in Erfüllung gehen, was von ihm in den Psalmen... geschrieben stehe“. Es haben also die Psalmen nicht bloß einen Wortsinn (das, was David dachte und aussprach), sondern auch einen zu erfüllenden Sinn. Und im Munde des neutestamentlichen Beters sollen sie ihren erfüllten Sinn bekommen. Der Wortsinn ist vom Heiligen Geiste als vorbildend gedacht. Die Absicht des Heiligen Geistes ging über David und den alttestamentlichen Kult weit hinaus. Er wollte ihnen eine Beziehung zu Christus, zu dem Heilsgeschehen durch Christus, zur Kirche und ihren Gliedern geben. Sie werden so zu Bildern, in denen wir wie im Spiegel unsere eigenen Schwierigkeiten, unsere Not, unser Versagen, unsern Glauben, unser Vertrauen, unsern Glaubenskampf, die Dramatik unseres Lebens als Christen und Berufene und unsere eigenen Anliegen sich widerspiegeln sehen. So können wir sie beten — Kassian sagt es — als ob wir sie selbst für unsere gegenwärtige Situation gemacht, verfaßt hätten. Erst durch Christus, in ihm und in seinen Gliedern offenbaren sie ihren Vollsinn. Wir können es im Meßbuch und in den Offizien der Deutung, die ihnen die Kirche gibt, entnehmen. Dies an einzelnen Psalmen zu zeigen, führt hier zu weit. Wir verweisen auf die diesbezüglichen Darlegungen in „Das Brautlied der Kirche“ vom Verfasser (Herderverlag 1954). Das Buch leitet zum personalen Vollzug der Psalmen an. Es zeigt, wie man sie in die eigene Situation hineinstellt, wie man ihnen vom eigenen Erleben her einen fruchtbaren Sinn geben und sein Innerstes vor Gott aussprechen kann. Jeder Psalm kann zum Ausdruck des gottliebenden Herzens werden, kann und muß ein Ausdruck meiner Hingabe an Gott oder an Christus werden, soll er seinen eigentlichen Sinn erfüllen, der da ist echter, vollwertiger Gebetsgottesdienst zu sein.

Den besten Psalmenbetern — den Mönchen — war das Breviergebet stets kontemplatives Gebet. In neueren Schwesternkongregationen, die ein neues deutsches Brevier beten und eine gute Einführung dazu erhalten haben, machen wir die gleichen Erfahrungen. Sie kommen bald zu einem kontemplativen Beten. Bloße Psalmenerklärungen helfen da nicht viel. Es ist eine Anleitung zum personalen Vollzug des betreffenden Psalmes notwendig. Ich muß lernen, den Psalm als Bild zu nehmen. Er ist eine Schau eines Gottesgeheimnisses, in die der Beter eingehen muß. Die schönsten Früchte entfaltet das Brevierbeten bei solchen Seelen, die es verstehen aus den Psalmen und anderen Texten ein Brautlied zu

machen. Die Seele muß erfaßt sein von dem Grundgedanken der Bibel des Neuen wie des Alten Testamentes, d. i. des Bundes, den Gott am Sinai und aufs neue am Kreuz in Christus geschlossen hat. Er ist ein Treuebund, ein Liebesbund, also eine innige Gemeinschaft, eine Lebensgemeinschaft. Es ist das Ideal der Brautschaft. Die Seele ist befähigt, in Christus ihren Bräutigam zu sehen. Sie ist berufen, ein ganz inniges, intimes Verhältnis der Liebe zu ihm zu verwirklichen: „Du sollst den Herrn, Deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften.“

Wer versteht sich besser aufs Lieben und auf selbstlose Hingabe als eine echte Braut? Dieser echt biblische Gedanke trifft das Tiefste unserer Gottesbeziehung. Er hat schon bei vielen Beterinnen gezündet und ihnen in ihrem Psalmenbeten ungeahnte neue Perspektiven eröffnet. Solche Beterinnen begreifen nicht, wie man noch fragen kann, ob das Brevier einem fürs geistliche Leben etwas geben kann. Allzusehr ist ihnen das Brevier zur unentbehrlichen Nahrung geworden.

Lebt die Seele diesen Gedanken der Brautschaft und lebt sie in der bräutlichen Liebe zu ihm, so nimmt er sie in seine besondere Führung durch den Heiligen Geist.

Die Lesungen des Breviers, besonders die Schriftlesungen bereiten zum Beten, indem sie die Seele erleuchten. Gott redet zum Beter. Er hört **Gottes Wort**. Die Gottesoffenbarung löst in dem so bereiteten Herzen die Antwort, das Responsorium, aus. Das ist meist Beten in Psalm- oder Bibeltexten, ein Sich-Gott-Hingeben, ein Eingehen in seinen Willen, auf seine Anliegen. So wird das Brevier zu einer hervorragenden Schule inneren Lebens. Daß es obligate Brevierbeter gibt, die mangels richtiger Einführung, ihr Offizium fast nur mechanisch beten, nichts davon haben, ist kein Einwand gegen unsere These. In Klerikerreihen wurde ja der Wunsch nach wesentlicher Kürzung oder gar völliger Umgestaltung, eventuell sogar nach Fallenlassen der Psalmen als „veralteter Formen“ dieses Gebetskultes laut. Es hat für uns Priester gewiß etwas Beschämendes an sich, daß einer merklichen Breviermüdigkeit auf unserer Seite eine Brevierbewegung der Laien und Schwestern gegenübersteht. Spontan regt sich bei Laien das Bedürfnis am offiziellen Gebetskult der Kirche in irgendeiner Form teilzunehmen. Man will die Verantwortung für diesen Gott geschuldeten Tribut nicht den Klerikern allein überlassen. Man möchte auch Träger dieses Kultes sein. Ein wachsendes Interesse an den Psalmen ist zu spüren. Man will sie nicht bloß lesen, sondern beten. Neben den verschiedenen Laienbrevieren zeugen dafür die zahlreichen deutschen Psalmenausgaben. Millers Psalmen haben schon die 14. Auflage.

Es ist erfreulich, daß der Laie, besonders die Jugend, nach dem Brevier gerufen hat, und daß wir schon so viele Früchte des Laienbrevierbetens feststellen können. Am erfreulichsten aber ist die Neubelebung des Frömmigkeitslebens in so vielen Schwesternkongregationen, deren wir fast 100 zählen. Eine Frömmigkeit, die beständig aus der Liturgie und dem Kirchenjahr gespeist wird, wird unwillkürlich nüchterner und damit tiefer und echter. So darf man mit Recht hoffen, daß das Brevier in den Händen der Laien immer mehr Quelle gediegener, kirchlicher Frömmigkeit wird.

Seckau

P. Hildebrand Fleischmann O.S.B.

DER ORDO HEBDOMADAE SANCTAE INSTAURATUS IN PASTORALER SCHAU

Es geht um die Frage: Was bedeutet die mit dem *Decretum generale* „*Maxima redemptionis nostrae mysteria*“ vom 16. November 1955 eingeführte liturgische Reform für die pastorale Praxis?

Wenn wir mit dem menschlich Nächstliegenden anfangen, müssen wir sagen: sie bedeutet für den praktischen Seelsorger ein nicht unbedeutendes Mehr an Arbeit und Mühe. Und dies sowohl in der unmittelbaren Durchführung, als auch in der notwendigen und durch die *Instructio* vorgeschriebenen Vorbereitung, der eigenen, wie der unserer Gemeinden. Dieses Plus trifft den Seelsorger noch dazu in einer Zeit, die schon an sich an ihn mehr Forderungen stellt: in der Fastenzeit mit den Fastenpredigten und Kreuzwegandachten, mit religiösen Besinnungsveranstaltungen in verschiedenen Formen für die Pfarrgemeinde bzw. für die einzelnen Stände, mit dem durch die Osterpflicht vermehrten Beichtdienst usw. Ein Gesichtspunkt, der ohne Frage betont werden darf, hat doch der Heilige Stuhl durch die kurz vorher angeordnete Rubrikenreform in *Offizium* und *Missale*, die besonders für das *Offizium* eine nicht unwesentliche Vereinfachung und Verkürzung gebracht hat, gezeigt, daß er durchaus dafür ein Verständnis hat, daß der Klerus unserer Tage nicht überlastet werden soll. Wenn dennoch der neue *Ordo* nicht *ad libitum*, sondern *praezeptiv* angeordnet wurde, muß dies tief in der Sache begründet sein.

Versuchen wir in diesem Sinne eine Analyse, dann läßt sich etwa heute schon folgendes sagen:

1. Der neue *Ordo* bringt uns, das bezeugen die Berichte aus allen Diözesen, mehr, viel mehr Volk in die Kirche zu den hl. Zeremonien der Karwoche. Mehr als ein Pfarrer, nicht nur vom Lande, sondern auch von Land-Städten und großen Städten konnte berichten, daß ihm für diese Feiern seine Kirche zu klein wurde — bei der sonst oft gähnenden Leere der Kirche gerade an diesen Tagen und den sonst nicht eben überfüllten Kirchenräumen an anderen Sonn- und Festtagen. Welches wahre Seelsorgerherz freut sich nicht, wenn es seine Kirche einmal richtig voll sieht! Freilich werden erst die kommenden Jahre beweisen müssen, ob der unerwartet starke Zustrom dieses Jahres nicht doch in bedeutendem Maße der Neuheit der Veranstaltungen zuzuschreiben ist.

2. Der neue *Ordo* zwingt den Seelsorger, der ihn ernst nimmt, und der dem in der *Instructio* genannten Zweck der Erneuerung entsprechen will, zu einer intensiveren Vorbereitung seiner Gemeinde. Die *Instructio* schreibt diese in ihrem ersten Absatz ausführlich und sehr konkret vor. Immer wieder heißt es: *invitentur fideles . . . moneantur . . . erudiantur . . . edoceantur . . . disponantur . . . sedule . . . instituantur*. Das heißt aber wieder, daß der Priester in der wochenlangen Vorbereitung intensiveren Kontakt mit seinen Gläubigen gewinnt, als dies sonst der Fall ist. Es gilt nicht nur zusätzlich lehrhaft zu unterweisen, sondern auch praktisch zu üben, zu erklären, zur aktiven Teilnahme zu befähigen. Wir sind in unseren Tagen vielfach aufgerufen zur Schulung der oder jener Gruppe der

Katholischen Aktion, der Aktivisten u. a. Da geht es sicher immer um wichtige Dinge, aber doch nicht immer um so Wesentliches und existentiell Christliches wie in der Vorbereitung und Einübung unserer Gemeinden für die Feier des höchsten Festes des Kirchenjahres, des heiligsten und heiligendsten Mysteriums des christlichen Lebens. Da ist der rechte Seelsorger doch so eigentlich in seinem Element. Das schafft sicher Mühe, aber gibt auch Freude und ein schönes menschlich-geistliches Verbundensein mit dem Kreis der Treuen, wie sonst kaum eine andere seelsorgliche Tätigkeit.

3. Diese intensivere mühevollere Vorbereitung der Gläubigen hat zum Zweck und erreicht es auch, wie viele Mitteilungen auch von Laienseite bezeugen, daß wenigstens der treue Kern der Gemeinde die hl. Geheimnisse des Leidens, Sterbens und Auferstehens des HERRN verständnisvoller mitfeiert. Wer hat noch nicht zu klagen gehabt über die sonst doch wenigstens relative Teilnahmslosigkeit auch gutgesinnter Pfarrkinder an den Zeremonien, an der Liturgie der Kirche auch heute noch trotz aller liturgischen Bewegung. Nicht wenige Berichte bezeugen, mit welcher tiefer und freudiger Ergriffenheit die Teilnehmer, die Texte an der Hand, oder geführt durch einen Mystagogen, den erneuerten Karwochen-Zeremonien dieses Jahr gefolgt sind. Von einer Erneuerung der ganzen Pfarrgemeinde im kirchlich-religiösen Geist glaubte ein Pfarrer berichten zu dürfen auf sonst pastoral sehr hartem Boden, und daß gerade die Männer so lebendig teilgenommen hätten. Ist damit der Sinn der kirchlichen Feiern besser erreicht, so hebt und trägt solches Mitschwingen des Volkes doch auch den zelebrierenden Priester zu freudigerer innerlich bereichernder Funktion. Wer es ehrlich versucht hat, wird dies aus Erfahrung bestätigen können.

4. Eine Erkenntnis hat der vielfach doch unerwartete Erfolg der reformierten Feier uns allen gegeben, die auch für unsere sonstige seelsorgliche Praxis von ermunterndem Wert ist: nimmt man den Ordo instauratus voll ernst, wie es die Kirche will, und hält man ihm die nüchtern und illusionsfrei geschaute Lage in unserem Kirchenvolk entgegen, dann muß man sagen, daß die doch überraschende praezeptive Einführung dieses Ordo als eine sehr kühne Tat angesprochen werden muß. Der alleits bezeugte, vielfach als „wider alles Erwarten“ bezeugte Erfolg sagt, daß eben echte Kühnheit, die freilich nicht billige Übertreibung sein darf, sondern im Wesen der Sache begründet sein muß, auch die sonst noch abständigen Massen in Bewegung setzt und mitreißt, auch heute noch, während der oft krasse Minimalismus, der sich da und dort in Seelsorgerkreisen breit macht, das Gesamtniveau nicht hebt, sondern eher noch sinken läßt. Schon vor vierzig Jahren hat uns der sel. Prälat Handloß gepredigt, daß es heute darum gehe, recht verstanden, nicht ein Minimal- sondern ein Maximal-Christentum zu verkündigen und anzustreben.

Vielleicht sind das einige Gründe, die das eingangs erwähnte Plus an Arbeit und Mühe verständlich erscheinen lassen und wettmachen. — —

Soll aber die Reform der Heiligen Woche das vom Heiligen Stuhl angestrebte Ziel voll erreichen, bedarf es noch tiefgreifenderer Erwägungen und weiträumiger Vorbedingungen. Um es kurz zu sagen: die Heilige Woche ist ja nicht irgendeine Episode im Ablauf des Kirchenjahres, sondern dessen Höhe und bestimmender Gipfelpunkt: das pascha staurosimon et anastasimon ist das Zentrum, zu dem das ganze Kirchenjahr vorher und

nachher hingeordnet ist. Und das Kirchenjahr ist, wie Pius XII. in „Mediator Dei“ sagt, nicht eine kalte Aufeinanderfolge von Festen, sondern der Durchgang des Herrn durch alle Jahrhunderte. Dann ist die liturgische Feier nicht irgendeine noch so ehrwürdige Kulthandlung, sondern das in Jahresringen sich vollziehende Einbezogen-werden des gläubig Mitfeiernden in die Gemeinschaft mit dem fortlebenden Christus. Und Liturgie ist, wie es die Päpste unserer Zeit immer wieder betonen, nicht irgendeine Tätigkeit der Kirche, der Christen, sondern ist das Leben des Christen. Und das Leben des Christen ist dann nicht ein mühsames Gebote-halten und die Sünde-meiden, weil wir die Hölle fürchten — es bleibt gewiß auch das —, sondern ist nach Paulus das *εἶναι ἐν Χριστῷ* das mystisch-reale Eingehen des Christen in das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen und in die Himmelfahrt des Herrn. Das heißt nun wieder, daß unsere Gläubigen erst dann in rechter Bereitheit und mit wirklicher Furcht die österlichen Mysterien mitfeiern werden, wenn ihnen diese Auffassung vom Kirchenjahr und vom christlichen Leben lebendig aufgegangen und innerlich zu eigen geworden sein wird. Daß wir davon auch bei einem Großteil der Gläubigen, die noch gerne dem Ruf der Kirche folgen, sich mit Freude und unter Opfern als Christen bekennen, noch weit entfernt sind, werden wir alle zugeben müssen.

So wird die Erfolgsicherung für die neue Karwochen-Liturgie nicht in erster Linie davon abhängen, daß wir im kommenden Jahr die gläubige Gemeinde noch besser darauf vorbereiten, die einzelnen Riten eingehender erklären, die Mitfeier noch eifriger üben, genügend Texte rechtzeitig besorgen, das wird alles geschehen müssen und des Erfolges nicht entbehren. Volle Frucht und damit eine wesenhafte Erneuerung des gesamten christlichen Lebens wird aber die erneuerte Osterliturgie nur dann mit sich bringen, wenn wir das ganze Jahr hindurch unsere Seelsorge in der Wortverkündigung, in der Sakramentenspendung, in der Meßfeier, in der Seelenführung immer mehr von einer bloßen Anleitung und Ermunterung zu einem möglichst tätigen „Praktizieren“ loslösen und zu einer Hinführung, Einführung, Erfassung und Entfaltung des wesenhaft christlichen Seins: das Leben in Gott und mit Gott, in Christus und durch Christus werden lassen.

Eine Aufgabe groß und schwer und nicht in einem einmaligen Anlauf zu gewinnen, aber ohne Frage ernstester und andauerndster Mühe jedes echten Seelsorgers wert.

Wien

Prälat Dr. Karl Rudolf

Zu den Berichten über die neue Karwochenfeier (Seite 60)

Die Schriftleitung erbat von verschiedenen Orten her Berichte über die erstmalig vollzogene neue Karwochenfeier. Es ist natürlich unmöglich, alle Zuschriften, die zum Teil von großem Interesse sind und manche Anregung bieten, hier zu veröffentlichen. Dort und da sind ja schon in den kirchlichen Blättern und Zeitschriften ähnliche Mitteilungen und Stellungnahmen publiziert worden. Aber es wäre vom Institutum Liturgicum sehr erwünscht, wenn vor allem aus jenen Pfarren und Kirchen, deren Seelsorger Abonnenten unserer Zeitschrift sind, im Laufe dieses Jahres noch weitere Berichte zur Verfügung gestellt würden. Vielleicht hat auch der eine oder andere Seelsorger Bildaufnahmen vom Vollzug der heiligen Riten anfertigen lassen. Für die Überlassung solcher wäre das Inst. Lit. besonders dankbar. Bei gemeinsamen Aus-sprachen könnten solche Handreichungen gute Dienste leisten.

DIE HEILIGE WOCHE 1956

Ein Rundblick

Nicht nur der große, sondern der geradezu triumphale Erfolg der Osterfeier im Jahre 1956 hat alle Zweifler eines Besseren belehrt und uns allen gezeigt, wie notwendig es gewesen ist, an dieser Stelle der Liturgie den Hebel anzusetzen. Der Heilige Vater hat es in mutiger Weise getan, die schönsten und erhabensten liturgischen Feiern des ganzen Jahres den modernen Zeitverhältnissen angepaßt und zu gleicher Zeit auf die ursprüngliche Art der Feier zurückgegriffen. Wenn bisher die Kirchen bei den liturgischen Funktionen des Triduum Sacrum fast leer waren, so melden jetzt alle Berichte nicht nur gefüllte, sondern überfüllte Kirchen. Die Zahl der heiligen Kommunionen ist überall gestiegen. Leider war es nicht möglich, allen Gläubigen die neuen Texte in die Hand zu geben, denn die Bearbeiter der Texte und die Druckereien kamen einfach nicht nach. Wenn das Dekret „*Maxima redemptionis nostrae mysteria*“ auch schon im November 1955 erschien, so war es doch etwas zu spät, die Vorbereitungen nach allen Richtungen hin bis ins letzte durchführen zu können. Das wird im kommenden Jahr besser sein, da wir um manche Erfahrungen reicher geworden sind.

Im folgenden mache ich den Versuch, einige Bemerkungen zum neuen Ordo anzubringen und einige Wünsche zu äußern, die vielleicht Berücksichtigung finden können, wenn der neue Ordo definitiv werden soll. Seit dreißig Jahren habe ich als Pontifex in einer benediktinischen Gemeinschaft, die zugleich eine Pfarre betreut, die Kartage erlebt, und ich glaube es deshalb nicht als Anmaßung zu bezeichnen, wenn ich mir das eine oder andere Urteil erlaube.

I. Der Palmsonntag

1. In Nr. 17 der Rubriken ist vorgesehen, daß die Palmweihe auch in einer anderen Kirche vorgenommen werden darf, von der man dann in feierlicher Prozession zur Hauptkirche zieht. Die Rubrik wäre dahin zu ergänzen, daß man auf alle Fälle die Palmweihe außerhalb der Kirche halten darf. Fehlt eine Kirche oder eine Kapelle, so würde die Aufstellung eines Altares wie an Fronleichnam genügen. Gesetzt den Fall, es nehmen tausend Menschen an der liturgischen Feier teil. Findet die Weihe in der Pfarrkirche statt, so verlängert der Auszug, der Umzug und der Wiedereinzug die Feier über Gebühr. Wir machten in Seckau die beste Erfahrung mit der Palmweihe in einer Kapelle, von der dann der wirklich triumphale Einzug mit Fahnen und Gesang erfolgte.

2. In der Rubrik Nr. 4 ist vorgesehen, daß die Gläubigen ihre Palmen oder andere Grünzweige schon bei der Weihe in den Händen tragen. Das ist sehr zu begrüßen und wird kaum anders möglich sein, denn das Austeilen der Zweige an viele hundert Menschen nimmt zu viel Zeit in Anspruch. Es wäre denkbar, daß der Priester die Zweige nur an den Klerus und an die Vertreter der Stände verteilt, oder aber daß alle schon von Anfang an die Zweige in ihren Händen tragen.

3. Es wird als sehr vernünftig und angenehm empfunden, daß bei der Auswahl der Antiphonen und Psalmen eine gewisse Freiheit gelassen ist. Bei großen Prozessionen ist das gemeinsame Singen schwer möglich, wenn keine Lautsprecheranlage vorhanden ist. Man läßt die einzelnen Gruppen:

die Kinder, die Jugend, den Kirchenchor, die Männer und die Frauen singen. Die liturgischen Texte werden durch den Kirchenchor oder durch den Klerus übernommen, wenn eine klerikale Gemeinschaft vorhanden ist.

4. Die in Rubrik Nr. 16 vorgesehene Ordnung der Prozession scheint mir wenig günstig und wenig sinnvoll zu sein. Es ist meines Erachtens besser, die auch bei anderen Gelegenheiten übliche Ordnung der Prozession beizubehalten: Kinder und Jugend gehen voraus, dann folgt der Klerus und schließlich das Volk.

Im übrigen kann ich nur sagen, daß der Palmsonntag wirklich ein tiefes Erlebnis war und daß die Bevölkerung sehr gut mitgetan hat. Mancherorts hat die Musik an dieser Prozession teilgenommen.

II. Der Gründonnerstag

1. Was die Zeit für Anfang und Ende der Funktionen am Gründonnerstag, am Karfreitag und in der Osternacht angeht, so würden sich viele eine etwas größere Bewegungsfreiheit wünschen. In ländlichen Gegenden zum Beispiel ist der Beginn der Funktionen am Gründonnerstag um 5 Uhr nachmittag etwas spät und für die Stadt kann der Beginn um 8 Uhr abends oft noch früh sein. Es sei folgender Vorschlag gestattet. Für den Gründonnerstag: Beginn der Funktion nicht vor 3 Uhr; Schluß spätestens um 11 Uhr nachts. Dieser letztere Termin ist für die städtische Bevölkerung nichts Außergewöhnliches.

Für den Karfreitag wäre der Vorschlag: Beginn nicht vor 12 Uhr mittags; Schluß spätestens um 11 Uhr nachts.

Für die Osternacht selbst wäre der Vorschlag: Beginn nicht vor Sonnenuntergang; Schluß nicht nach Sonnenaufgang des Ostertages. — Mit dieser Dehnbarkeit der Zeitbestimmung wären fast alle Wünsche erfüllt.

2. Es sei festgestellt, daß die Fußwaschung während der Meßfeier im Anschluß an das Evangelium von allen bejaht wurde, weil man herausspürte, daß sie einfach dahin gehört.

3. Die Rubrik 28 der Gründonnerstagsmesse sieht vor, daß beim 3. Agnus Dei nicht *dona nobis pacem*, sondern *miserere nobis* gebetet wird. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß eben die *pax* in dieser Messe nicht gegeben wird. Man stelle sich nun einmal praktisch vor, eine große Kirche singt im gregorianischen Choral das Agnus Dei mit. Während des ganzen Jahres ist das Volk daran gewöhnt *dona nobis pacem* zu singen. *Einmal* im Jahr soll nun eine Ausnahme gemacht werden. Es ist wohl ein Ding der Unmöglichkeit, daß hier nicht ein großer Teil des Volkes das immer gewohnte *dona nobis pacem* singt. Aus diesen rein praktischen Gründen sei die Frage gestattet, ob es nicht besser wäre, bei der alten Gewohnheit zu bleiben und nicht diese *einzig*e Ausnahme zu machen.

4. Soweit ich sehe, wird im neuen Ordo nur in der Rubrik 29 der Gründonnerstagsmesse der Bischof genannt. Dort heißt es, die Gläubigen mögen beim Austeilen der Kommunion nicht den Ring des Bischofs küssen. Heißt das vielleicht, daß nur der Klerus es tun soll, oder ist hier angedeutet, daß dieser Kuß vor der Kommunion überhaupt abgeschafft werden soll?

Der neue Ordo Hebdomadae Sanctae instauratus nimmt im übrigen keine Rücksicht auf die Pontifikalfunktionen, sondern setzt voraus, daß die Liturgie durch einen Priester allein oder durch einen Priester mit Diakon

und Subdiakon gefeiert werde. Der neue Ordo wird noch den Pontifikalfunktionen adaptiert werden müssen. Wir haben uns das erstemal damit geholfen, daß eben die bisherigen Rubriken des Caeremoniale Episcoporum mit dem neuen Ordo in Einklang gebracht wurden. Früher galt immer die Pontifikalfunktion als Vorbild der einfacheren Liturgie. In diesem Falle ist es gerade umgekehrt.

5. Der Gründonnerstag ist nun die einzige Messe, in der wir das Gloria haben, aber kein *Ite missa est*, sondern das *Benedicamus Domino* (Nr. 35). Das ist aber sehr sinngemäß, denn die Gläubigen sollen die Kirche noch nicht verlassen, sondern warten, bis die Übertragung des Allerheiligsten und die Entblößung der Altäre stattgefunden hat.

6. Bei der Entblößung der Altäre kann man sich die Frage stellen, ob man in diesem Fall auch schon das Kreuz und die Leuchter wegtragen soll, damit der Altar schon für den Karfreitag hergerichtet ist, an dem ja der Altar vollkommen leer sein soll.

7. Die Rubrik 8 sagt, man möge die Komplet an die Entblößung der Altäre anschließen. Es wird sicher in klösterlichen und anderen Gemeinschaften gestattet sein, die Komplet erst nach der Collatio zu halten.

8. Die Rubrik 9 sieht die öffentliche Anbetung des Allerheiligsten wenigstens bis um Mitternacht vor. Wir haben in Seckau sehr gute Erfahrungen damit gemacht, daß wir diese nächtliche Anbetung nicht nur wie bisher bis zum Karfreitagmorgen durchführten, sondern diese Anbetung verlängerten bis zum Beginn der Funktion am Karfreitag um 14.30 Uhr. Am Morgen übernahm die Pfarrgemeinde die Anbetungsstunden, die sonst am Heiligen Grab am Karsamstag gehalten wurden. Dadurch wurde eine wirkliche Heiligung des Karfreitags erreicht. In jenen Ländern, in denen dieser Tag gebotener Feiertag ist, wäre durch diese Anbetung ein wirklich gangbarer Weg gefunden, um den Karfreitag sinnvoll zu gestalten.

III. Der Karfreitag

1. Wenn ein Bischof oder ein Abt die Funktion hält, so muß er mit Alba, schwarzer Stola und Mitra einziehen (Rubrik 3). Bisher war es bei uns der Brauch, daß der Pontifex den Thron am Karfreitag nicht benützte, sondern die Funktionen am Faldistorium auf der Epistelseite hielt. Das haben wir beibehalten und ich glaube, daß es sehr sinnvoll war.

2. Besonderser Eindruck machte in diesem Jahre die neue Art der Kreuzverehrung. Unser Kreuz ist so groß, daß es einer allein gar nicht tragen kann. Es stand verhüllt nicht in der Sakristei, sondern in einer rückwärtigen Kapelle. Nicht nur zwei, sondern sechs Akolythen mit brennenden Leuchtern gingen dem Kreuz voraus, das von den zwei Diaconi assistentes und von zwei Ministranten auf den Schultern getragen wurde. Die beiden Diakone trugen den Querbalken auf den Schultern und die beiden Ministranten den Schaft des Kreuzes. Alle Gläubigen standen auf und der Pontifex wartete mit der ganzen Assistenz am Eingang des Presbyteriums. Bei voller Kirche wird man mindestens drei Kreuze zur Kreuzverehrung brauchen, wenn alle mittun sollen.

3. Schwer wird es sein die Rubrik Nr. 29 bei der Selbstkommunion durchzuführen, da es heißt, man soll die Partikel in die rechte Hand nehmen und dreimal *Domine non sum dignus more solito* sagen. Das geht

aber schlecht mit der linken Hand und deshalb wird es am besten sein, daß der Priester die Partikel erst nach dem *Domine non sum dignus* aus dem Kelche nimmt.

4. Für die Austeilung der Kommunion am Karfreitag ist der Gesang des Psalms 21 vorgesehen oder das eine oder andere Responsorium der *Tenebrae*. Da die Rubrik Freiheit läßt, haben wir nichts gesungen, sondern die Kommunion *sub silentio* ausgeteilt. Das war sehr ergreifend und steht zu einem packenden Gegensatz zur Austeilung der heiligen Kommunion an anderen Tagen.

IV. Osternacht

1. Auch zur Osternacht sei noch die eine oder andere Bemerkung erlaubt. Die Zeremonien vor dem Anzünden der Osterkerze, das heißt die Eingravierung der Jahrzahl usw. läßt, wie mir scheint, die *sobrietas liturgica Romana* etwas vermissen. Es würde monumentaler wirken: nach der Weihe des Feuers die Osterkerze anzuzünden und sie dann zu weihen. Dadurch kämen die Rubriken 5, 6 und 7 in Wegfall.

2. Die *Prostratio* bei der Priester- und Bischofsweihe und die *Prostratio* am Karfreitag sind uralt und gehören zum ergreifendsten, was wir in der Liturgie besitzen. Es wird daher von vielen bedauert, daß diese *Prostratio* beim Singen der Allerheiligenlitanei in der Osternacht in Wegfall gekommen ist. Es wäre wohl der Wunsch vieler, wenn diese *Prostratio* wenigstens für den ersten Teil der Litanei wieder aufgenommen werden könnte. Während des zweiten Teiles findet ja ohnehin die Umkleidung statt.

3. Für den Gründonnerstag sind bei der Austeilung der heiligen Kommunion eine ganze Reihe von Psalmen vorgesehen, die man singen kann. In der Osternacht aber, in der mindestens ebenso viele Gläubige die heilige Kommunion empfangen, ist kein Kommunionsgesang vorgesehen. Orgelspiel allein genügt nicht und gerade während des langen Austeilens der Kommunion haben alle das Bedürfnis zu singen. Dem wäre leicht abzuhelpen, wenn das dreimalige Alleluja der verkürzten *Laudes* nicht nur mit Psalm 150, sondern mit den bisherigen Psalmen der Festtagslaudes, besonders auch mit dem recht österlichen *Benedicite*, gesungen werden dürfte.

4. Es ist eigentlich schade, daß der neue *Ordo* nicht die ganze Osterwoche mit Einschluß des Weißen Sonntags in die Reform aufgenommen hat. Vielleicht könnte auch das noch nachgeholt werden. Es tut mir leid, daß das *Ite missa est* mit dem doppelten Alleluja nur auf die Osterwoche beschränkt ist. Es wäre der Überlegung wert, ob man die beiden Alleluja nicht während der ganzen Osterzeit mit dem *Ite missa est* und in *Vesper* und *Laudes* mit dem *Benedicamus Domino* verbinden dürfte. Daß der Priester nicht mitlesen muß, was die Lektoren und die Kantoren vortragen, wurde allgemein als sehr sinnvolle Neuerung empfunden. Es wäre nur zu wünschen, daß es möglichst bald für jedes gesungene Hochamt erlaubt würde.

5. Was die Volksbräuche angeht, so haben wir uns bemüht, sie in den neuen *Ordo* einzubauen. Das Heilige Grab wurde nach Art der Krippe an Weihnachten aufgebaut und machte in der Osternacht einer Statue des

Auferstandenen Platz. Die Speisenweihe wurde in der Kirche gehalten. Die Gläubigen trugen das Osterlicht mit nach Hause, um damit den Herd und die Osterfeuer anzuzünden. Ein Umgang mit der Schmerzhaften Mutter am Karfreitag, der auf viele Jahrhunderte zurückblickt, konnte an die liturgische Funktion angeschlossen werden. Zur Osterprozession kamen wir alle am Ostermorgen um 8.00 Uhr zusammen.

6. Von vielen Seiten, besonders vom Lande her, wird darüber geklagt, daß die Liturgie der Osternacht zu lang sei. Sie wird natürlich für diejenigen zu lang sein, die nicht darauf vorbereitet sind und vor allem keine Texte in den Händen haben. Vor allem werden das Exsultet, die vier Lesungen, die Präfation der Taufwasserweihe und die Allerheiligenlitanei als zu lang empfunden. Das würde mit anderen Worten heißen, man möge aus der ganzen Liturgie der Osternacht ein Torso machen, damit die Liturgie nicht zu lang dauere. Persönlich muß ich mich gegen jede weitere Kürzung aussprechen, denn für jeden zweistündigen Film und für jedes zwei-, drei- und vierstündige Theater haben unsere Leute immer Zeit genug. Wem einmal im Jahre eine Liturgiefeier von gut zwei Stunden zu lang ist, dem ist nicht mehr zu helfen. Dann möge er eben daheim bleiben und erst zum Amt der Osternacht kommen. Es wird immer noch Leute genug geben, die Sinn haben für die alte Osternacht und die sie gerne mitfeiern in der jetzigen Form. Ich wiederhole aber, daß eine geistige Vorbereitung unbedingt notwendig ist und daß die Gläubigen die Texte in den Händen haben müssen. Eine Kürzung kann auf keinen Fall in Frage kommen, weder beim Exsultet noch bei der Weihepräfation noch an einer anderen Stelle.

Abschließend möchte ich sagen, daß durch die Neuordnung der Karwoche niemand etwas verloren, sondern daß alle dadurch gewonnen haben.

Dr. Benedikt Reetz, Abt von Seckau

MUT UND ZUVERSICHT

Gedanken zur erstmalig vollzogenen Feier des neuen Karwochenordo

Es ist bestimmt nicht übertrieben, wenn in Rückschau auf den heuer erstmalig in unseren Kirchen vollzogenen Karwochenordo ein Diözesanbischof seinen Eindruck über den Erfolg in die Worte kleidete: „Auch die größten Optimisten hätten sich dies (diesen Erfolg) nicht träumen lassen.“ In der Tat blieben alle Erwartungen hinter dem Ergebnis weit zurück.

Nicht bloß in den Städten, wo sich begreiflicherweise eine Gottesdienstfeier aus vielerlei Gründen leichter gestalten und durchführen läßt, sondern auch in den Kirchen unseres Landes bis hinein zur letzten Dorfkirche unserer Bergtäler ist der erneuerte Karwochenordo unter fast allgemein zahlreicher Teilnahme des Volkes begangen worden. Schon sind viele Berichte über die heurige Karwochenliturgie an die Ordinariate und an einzelne Redaktionen kirchlicher Blätter eingelangt, die es kraftvoll bezeugen, daß das katholische Volk die wiedergeschenkte hohe Liturgie der Karwoche mit dankbarer Freude, ja oft mit wirklich gläubiger Begeisterung aufgenommen hat.

Wenn wir nun auf diesen großen Erfolg, den der Ordo instauratus zweifellos allen kundgetan hat, hinschauen, so ergibt sich vor allem die Tatsache, daß in mühevoller Kleinarbeit und in der Herausstellung der großen Gedanken unserer heiligen Liturgie in Klerus und Volk ein neu-erwachter sensus liturgicus wirksam war. Wir könnten uns wohl kaum vorstellen, daß ohne die vorausgegangene und in die Tiefe reichende liturgische Erneuerung das Römische Dekret mit so viel Verständnis und rückhaltloser Bejahung befolgt worden wäre. Hier zeigen sich und zeigten sich die Früchte einer christlichen Wiedererneuerung, die man sich vor Jahrzehnten noch nicht hätte in Wahrheit vorstellen können. Was die Zentren liturgischer Arbeit und Forschung angeht und fortgesetzt, was die volksliturgische Erneuerung — und hier darf der Name Pius Parsch' in dankbarem Gedenken für die deutschen Lande besonders genannt werden — in das gläubige Volk hinausgetragen, das hat hier bereits seine reifen Früchte gebracht.

Aber alle diese Voraussetzungen hätten nicht das erreicht, worüber wir uns heute alle ehrlich freuen dürfen, wenn nicht die Weisungen der Instructio hinsichtlich der Vorbereitung der neuen Karwochenfeier, gerade was deren Vorbereitung anlangt, so konkret ernst genommen worden wären. Gleich nach Bekanntwerden der römischen Emission begann alles geradezu fieberhaft zu arbeiten. Zunächst wurde die kurze Zeitspanne, die für die Vorbereitungsarbeit zur Verfügung stand, im Sinne eines möglichst durchgreifenden Erfolges bedauert und man fürchtete nicht ohne Grund, daß dieser Umstand, d. h. der Mangel an zur Verfügung stehender Zeit, den Enderfolg leider wesentlich beeinflussen werde. Es ging ja darum, in der Sache möglichst planmäßig und nach gut durch-dachten und erwogenen Weisungen vorzugehen. So bemühten sich im Auftrage der Bischöfe die diözesanen Liturgischen Kommissionen den Seelsorgern möglichst rasch konkrete Handreichungen zu bieten. Anderer-seits warteten auch die Pfarrseelsorger mit einer begreiflichen Ungeduld auf die Weisungen ihrer Bischöfe und Seelsorgeämter. Rückschauend darf gesagt werden, daß nichts außer acht gelassen wurde, um eine klaglose und würdige Gestaltung des neuen Karwochenordo zu ermöglichen. Wenn wir zunächst an Österreich denken, so schalteten sich sofort die zustän-digen Stellen in die Arbeit ein. Hier muß anerkennend genannt werden: das Österreichische Seelsorge-Institut, ferner vor allem die Veritas in Linz, die mit ihren Bild- und Tonbandaufnahmen über ganz Österreich hin und darüber hinaus auf vielen Kleruskonferenzen und priesterlichen Zusam-menkünften einen ganz wesentlichen Teil der Vorbereitungsmöglichkeiten aufgriff und verwirklichte. Die Vertonungen von Professor Hermann Kronsteiner, Linz, fanden freudige Zustimmung. Die Veritas von Linz stellte sich gleich von Anfang an zur Aufgabe, allen jenen Seelsorgern, die draußen am Lande meist allein und auf sich selbst gestellt, die Kar-wochenfeier begehen müssen, einen Typ einer solch würdigen Gestaltung vor Augen zu führen. Es war jedoch mit diesen Arbeiten keineswegs gemeint, die liturgische Feier dort zu beeinflussen, wo eine genügende Anzahl von Priestern und Klerikern zur Verfügung stehen.

Eine weitere Frage, die sich von vorneherein unmittelbar ergab, war die Erstellung eines einheitlichen deutschen Textes für das Volk. Das Institutum Liturgicum in Salzburg hatte diesen Gedanken sogleich auf-gegriffen und als Ideal vertreten. Bei allem Verständnis aber, das es

überall erfahren durfte, war es jedoch unmöglich, für Österreich jetzt schon einen einheitlichen Volkstext zu erstellen. So blieben zunächst beide Textversionen, der vom Liturgischen Apostolat in Klosterneuburg (Herdertext) und jener der Katholischen Schriftenmission von Linz. Diesem letztgenannten Text kommt nach der Auffassung vieler, was die Rhythmik anlangt, eine gewisse Priorität zu. Man muß es verstehen, daß Linz und auch Klosterneuburg nicht so ohne weiteres „umschalten“ konnten. So blieb es also in der Frage des Volkstextes (für Österreich) bei diesen beiden genannten Verschiedenheiten.

Wie dem Schreiber dieser Zeilen gelegentlich verschiedener Kleruskonferenzen und sonstiger Anlässe immer wieder bewußt geworden war, ist der Wunsch nach einer einheitlichen Textfassung im deutschen Wortlaut sehr häufig. Fragen wie: „Warum denn schon wieder zwei verschiedene Texte, könnte nicht doch endlich ein einheitlicher erstellt werden?“ wurden oftmals geäußert. Die Seelsorger verrieten allenthalben ein gewisses Befremden, warum nicht die sonst so erstrebte Einheitlichkeit auch hier zur Durchführung gelange. Man verwies dabei auf die Bestrebungen, Text und Melodie unseres Liedgutes zu vereinheitlichen und man nannte in diesem Zusammenhang den bereits vor Jahren vom Institutum Liturgicum herausgegebenen „Einheitsliederkanon“.

Nun sei allen jenen, die einen Einheitstext der Karwochenfeier oft sehr vermissen, mitgeteilt, daß dieses Ziel durchaus nicht aus dem Auge verloren wurde. Es war für diese kurze Zeit schlechthin unmöglich, es jetzt schon zu verwirklichen und so blieb es in Anbetracht der praktischen Situation (für Österreich) bei diesen beiden Variationen.

Auf die psychologischen Situationen hin gesehen ergaben sich freilich auch hemmende Momente, die der restlosen und voll bejahenden Annahme der neuen Karwochenfeier zuweilen spürbar gegenüber standen. Man muß es verstehen, daß der Seelsorger oft eine gewisse Scheu in sich trägt, „Neuerungen“ im Gottesdienst seiner Gemeinde durchzuführen. Dies vor allem, da es sich in unserem Falle um eine solch einschneidende Änderung handelte. Das Althergebrachte ist uns nun einmal von Haus aus wegen der langen Tradition lieb und teuer. So darf man von da her betrachtet, ehrlich froh sein, daß das Römische Dekret das unmißverständliche „Praescriptum“ verwendet. So ist schon von allem Anfang an eine unsichere Stellungnahme in der Frage der Durchführung beseitigt. Interessant und aufschlußreich gestalteten sich hier die Aussprachen in den verschiedenen obligaten und nicht obligaten Zusammenkünften des Klerus. In manchen Gesichtern kam eine bange Scheu zum Ausdruck und über dem Raum schwebte oft die Frage, wie wird es das Volk aufnehmen. Charakteristisch für die pastoral-psychologische Situation, in der sich mancher Seelsorger befand, war der direkte Ausspruch eines Pfarrherrn: „Die Pfarrer fürchten das Volk, das ist das Ganze!“

Nun darf diesem Satz keineswegs eine Verallgemeinerung unterstellt werden. Dies würde die Wirklichkeit jedenfalls falsch wiedergeben. Aber ein Körnchen Wahrheit, und zwar ein ganz bedeutendes, enthält der genannte Ausspruch. Sicherlich ist nicht zu leugnen: es gehört zu den pastorellen Grundsätzen, nicht unnötigerweise Änderungen, und schon gar einschneidende, in jenen Pfarren vorzunehmen, die eine besondere Liebe zur althergebrachten Form und Ordnung hegen. Aber wo käme

ein Seelsorger hin, wenn die Auffassungen gewisser überstark traditionell gebundener christlicher Kreise die „Marschroute“ in der seelsorglichen Praxis bestimmten. An vielen Beispielen des Lebens abgelesen, verfällt die Seelsorge unter solchen Voraussetzungen einer unfruchtbaren Stagnation.

Oberster Grundsatz muß die gesunde Aufgeschlossenheit und, das Wort sei diesmal erlaubt, eine gesunde seelsorgliche Fortschrittlichkeit bleiben. Dies gerade dort, wo es sich so eindeutig um das Ganze der Kirche, um ihren von oberster kirchlicher Stelle her gelenkten und geformten Gottesdienst und Kult handelt.

Nicht umsonst wurde im Dekret im besonderen darauf verwiesen, daß es von größter Bedeutung sei, wenn der Seelsorger vom Sinn und Geist der Karwochenliturgie erfaßt sei. In der Tat kommt und kam es ja auf ihn in erster Linie an, seine Gläubigen in den neuen Ordo mit aller Umsicht einzuführen. Man darf wohl sagen, daß überall dort, wo sich der Seelsorger die Gestaltung der erneuerten Karwochenliturgie zum Herzensanliegen machte, diese von bestem Gelingen begleitet war. Es wirkt eben die Überzeugung des Pfarrers als die größte pastoralpsychologische Kraft.

Die Wiedererneuerung der Heiligen Woche hat uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit geoffenbart: in erster Linie ist es der Seelsorger selbst, von dem es abhängt, ob der Geist und die Gestaltung unseres christlichen Kultes von unserem Volke aufgenommen wird.

Wenn wir unseren bescheidenen Ausführungen die Überschrift gegeben haben „Mut und Zuversicht“, so wollten wir gerade auf dieses Moment der persönlichen Überzeugung und Zuversicht, aber auch der Bereitschaft zu entschlossenem Mut in Fragen liturgischer Erneuerung hinweisen. Zögernde Haltung bekundet nicht bloß eigene Unsicherheit, sondern trägt diese von Anfang an in unser Kirchenvolk hinein.

Mit großer Weisheit und Umsicht, die ein besonderes Charakteristikum der römischen *Instructio* ist, wurde im besonderen darauf Bedacht genommen, der seelsorglichen Situation der einzelnen Pfarren Rechnung zu tragen. Es bedarf ja wirklich maßvoller, weiser Klugheit, dem gläubigen Volk den Übergang vom alten zum neuen Ordo nicht zu erschweren, sondern es zu gläubiger Annahme hinzuführen. Wo also alte Bräuche sich irgendwie mit dem neuen Ordo in Verbindung bringen lassen, sollten diese keineswegs abgeschafft, vielmehr aber das „gute Positive und Wertvolle“, das sie in sich bergen, aufgenommen und beibehalten werden.

Hier liegt jenes Moment beschlossen, das am meisten pastorelle Klugheit und Erfahrung verlangt. Gott sei Dank sind wir wieder im Vollzug der Heiligen Woche an das Wesentliche herangeführt worden. Dieses Wesentliche muß denn auch auf alle Fälle das leitende Motiv pastoreller Arbeit weiterhin in der seelsorglichen Hinführung zum christlichen Kult bleiben. Wie aus den verschiedenen Diskussionen, die zum Teil ihren kräftigen Niederschlag auch in den einzelnen Publikationen gefunden haben hervorgeht, stehen hier gerade, was Brauchtum und neuen Karwochenordo betrifft, die Meinungen zum Teil sehr abgegrenzt einander gegenüber. Mancher Seelsorger wäre froh, wenn er sozusagen die einmalige Gelegenheit benützen dürfte, Auferstehungsprozession und das „Heilige Grab“ um einer möglichst reinen Liturgie willen abschaffen zu können. Eine solche Auffassung ist um ihrer inneren Haltung willen und wegen der ehrlichen Liebe und Begeisterung für die heilige Liturgie

sicherlich achtbar, und doch darf hier wohl das Bedenken erhoben werden, ob man nicht durch allzu radikales Vorgehen in einzelnen Fällen wirklich mehr zerstört als aufbaut.

Wir möchten uns hier keineswegs einseitig für die eine oder andere Auffassung aussprechen, doch ist die Forderung nach einer sinnvollen und wesensgerechten Verbindung zwischen Tradition und dem neuen Ordo ohne Zweifel berechtigt. Diese ist ja schon durch die Instructio selber erhoben. Wir möchten vielmehr meinen, daß wir auch den Mut haben sollen, eine klaglose Synthese für unser katholisches Volk zu finden. Man kann z. B. dem Volk das „Heilige Grab“ wirklich belassen. Seine überladenen Formen aber, wie sie uns in manchen Gegenden leider begegnen, gehören sicherlich der Vergangenheit an. So wurde dieses denn auch bereits in vielen Kirchen nach Art einer Krippe aufgestellt und statt des exponierten Allerheiligsten erhob sich über dem Grab sehr eindrucksvoll das Kreuz des Erlösers.

Von besonderer Bedeutung wäre aber immerhin eine förderliche Einheitlichkeit in der Begehung der Karwochenfeier. Wir meinen hier, es sollte von Pfarre zu Pfarre nicht eine zu große Verschiedenheit obwalten. Eine praktische Absprache unter den Seelsorgern der einzelnen Dekanate wäre hier sicherlich von besonderem Wert auch für die Zukunft. Störend wirkt es ohne Zweifel, wenn die Pfarrangehörigen oft mit Vorwurf (ob im Einzelfall mit Recht oder mit Unrecht, sei hier nicht entschieden) auf die Nachbarpfarre weisen und dem eigenen Seelsorger Vorhalte machen. Unerläßlich ist es, daß puncto Beginn der einzelnen liturgischen Feiern keine über den vorgegebenen Rahmen hinausgehenden Änderungen gestattet werden. Auch hier ist, wenn auch dann und wann gegen die Meinung des Volkes einzelner Bezirke, der Mut zu sinnvoller Einheitlichkeit um des Ganzen willen bestimmt von Nutzen.

Gegen vielerlei Zweifel, die man dort und da anfangs gehegt, hat unser gläubiges Volk in der Erneuerung der Karwoche kräftig mitgetan. Vor allem war es die Jugend, die eine frische, in Wahrheit erfreuliche Aufgeschlossenheit an den Tag gelegt hat. Nun gilt es mit Gottes Gnade weiter zu arbeiten und das Volk immer tiefer in den Sinn und Geist der Liturgie, im besonderen der heiligen Karwochenliturgie, einzuführen mit Mut und Zuversicht.

Salzburg

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B., Institutum Liturgicum

SEELSORGER SCHREIBEN ÜBER IHRE KARWOCHENFEIER

Osternachtfeier in der neuen Kirche St. Elisabeth in Salzburg

Eine neue Liturgie in einer neuen Kirche. Wohl haben wir sie schon mehrere Jahre gefeiert, aber in einem kleinen düsteren Raum, in dem sich keine Feierlichkeit entfalten konnte. So war es kein Wunder, daß sogar dieser kleine Raum in den vergangenen Jahren für die Osternachtfeier zu groß war. Begreiflich auch deswegen, weil in den Nachbarpfarreien große Auferstehungsfeiern gehalten wurden und selbst der Dom noch Gelegenheit bot zu einer abendlichen Heerschau.

In diesem Jahre aber kam es anders. Um 11 Uhr nachts war bereits der große Platz mit vielen Menschen erfüllt, auf dem die Flamme des Osterfeuers zum dunklen Himmel loderte. Ein Primiziant, ein koreanischer Priester, der Pfarrklerus und gegen 40 gutgeschulte Ministranten zogen mit dem Volk durch das große Tor in die dunkle Kirche. Zum erstenmal dringt in den Raum der Gesang des „Lumen Christi“. Langsam flutet das Licht der vielen Kerzen bis zur Höhe des Kirchenschiffes. Fast ist es, als spürt man wieder den frischen Duft des Salböls an den steinernen Wänden. In den ersten Bänken nehmen unsere Gäste aus Ostasien, Korea, Japan, China, Vietnam und Indonesien Platz. Einige von ihnen sind noch keine Christen, aber tief ergriffen folgen sie der Feierlichkeit der Zeremonien, die im großen Presbyterium ihren Fortgang nehmen. Schon ist das Taufwasser im schweren Taufstein vor dem Altar geweiht. Ein größeres Kind tritt in den Kreis der Ministranten und empfängt die Gnade der Wiedergeburt im Geist und im Wasser.

Schon ist Mitternacht lange vorbei als das Osteramt beginnt. Der Altar, der frei in der Mitte des Presbyteriums steht, wird von allen Seiten beräuchert. Hoch in der Apsis unter einem sechs Meter großen, vom Lichtglanz umflossenen Kreuz verkündet der Neomyst der anwesenden Gemeinde die Osterfreude.

„Als neugeweihter Priester der Kirche Gottes, dem die Gnade zuteil wird an diesem Osterfest sein erstes heiliges Meßopfer zu feiern um dann den Brüdern in Korea das Evangelium zu bringen, verkünde ich euch die Osterfreude. Damit diese Freude vollkommen sei, feiern wir zusammen den Ostergottesdienst und ich darf euch dazu meinen ersten Priestersegen geben.“ Obwohl es schon gegen zwei Uhr nachts ging, empfingen noch ungefähr 500 Leute die heilige Kommunion, die von fünf Priestern ausgeteilt wurde.

Es war eine Nacht der Opfer, aber auch eine Nacht des Erlebnisses von seltener Innigkeit. Es mag wohl darin begründet sein, daß die Neuheit des Raumes und die Neuheit der Liturgie zugleich zurückgehen auf die Frühzeit der Kirche und damit der Geist des Ursprungs und der ersten Liebe ein wenig erwachte. Eine Freude zu all dem war der Besuch der Gottesdienste am Ostersonntag selbst, die bewies, daß die Osternachtfeier dem Ostersonntag keinen Eintrag tut.

Pf. F. W.

Die Karwoche im Krankenhaus

Ort: Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern in Linz, halböffentlich, im Haus sind 600 Patienten, 33 Ärzte, 150 Schwestern, 60 Krankenpflegeschülerinnen, 160 Dienstboten und Angestellte. Zu den Kirchenbesuchern zählen auch Leute von auswärts aus der Nachbarschaft.

Die Karwochenliturgie wurde bei uns unter Mitwirkung von Alumnen des Priesterseminars genau nach den liturgischen Vorschriften gestaltet. Die ganze Feier wurde durch die Hausradiostation übertragen, so daß auch die bettlägerigen Kranken alles miterleben konnten. Als Vorbereitung ging eine Predigt am Passionssonntag und je ein außerkirchlicher Vortrag vor den einzelnen Berufsgruppen des Hauses voraus. Dies genügte vollends.

PALMSONNTAG: Die erste freudige Überraschung! Ohne besondere Aufforderung taten alle Kirchenbesucher mit, alle holten sich die geweihte Palme (Zweig) und beteiligten sich mit allem Ernst an der Prozession, selbst solche Patienten, von denen die Schwestern angenommen hatten, daß sie überhaupt nicht in die Kirche gehen würden.

In den Kartagen legten außergewöhnlich viele Poenitenten ihre — mitunter schon sehr lange fällige — Osterbeichte ab.

GRÜNDONNERSTAG: 17 Uhr assistiertes Hochamt mit Gemeinschaftskommunion. Das Gotteshaus konnte die Leute nicht fassen; doppelt so viele Kommunionen als in den vergangenen Jahren. Zu den Anbetungsstunden bis Mitternacht teilten sich die einzelnen Berufsgruppen bereitwilligst ein.

KARFREITAG: Beginn 15 Uhr. Das Gotteshaus „gesteckt“ voll. Viele Leute wollten von außen kommen, weil ihnen die Stunde um 15 Uhr sinnvoller erschien als die späteren Stunden in den anderen Kirchen. Die Passion wurde von drei Lektoren (Diac. des Priesterseminars) schön vorgelesen. Gefiel den Leuten sehr gut. Ganz besonderen Eindruck machte die Kreuzverehrung (jeder einzelne Kirchenbesucher mit einfacher Kniebeugung). Viele Kommunikanten.

HL. GRAB: Wie alle Jahre in der Josef-Seitenkapelle, genau so geschmückt und beleuchtet wie immer, das Allerheiligste aber nicht mehr exponiert, sondern im Tabernakel. (Der HL.-Grab-Altar war und ist glücklicherweise seit jeher der Sakramentsaltar in den Kartagen.) Auf das Expositorium stellten wir an Stelle der Monstranze ein einfaches, schwarzes Kreuz in der Höhe einer Monstranze. Ich hätte nicht gedacht, daß sich dies so wunderbar gut ausnehmen würde, diese Lösung hat restlos „eingeschlagen“; die Beter, die am Tag der Grabesruhe kamen, waren genau so zahlreich und andächtig wie in den vergangenen Jahren. Die Verwahrung des Sanctissimum im Tabernakel wurde von allen als liturgisch richtiger angesehen als die expositio.

KARSAMSTAG: Volle Grabesruhe, private Besuche und Gebetsstunden. Freiwilliger Fasttag den ganzen Tag. Verhältnismäßig frühe Betruhe, denn:

AUFERSTEHUNGSLITURGIE: Am Ostersonntag, $\frac{3}{4}$ Uhr früh. Diese Stunde wurde von allen Bewohnern des Hauses geradezu mit Begeisterung gewünscht und begrüßt. Viele Leute von auswärts fragten an, ob sie auch kommen dürften, da sie die Liturgie am nächtlichen Ostermorgen ganz besonders passend fänden im Gegensatz zur antizipierten am Karsamstag abends (in allen Kirchen wurde die Liturgie nämlich schon am Abend, nicht in der Nacht gefeiert). Als wir im weiten Spitalsgarten im Schein des lodernen Osterfeuers die Menge Leute sahen, die Schwestern, die Patienten jung und alt, die Leute von auswärts, die zum Teil weit her gekommen waren, und als wir dann in großer Prozession in das Dunkel der Kirche zogen und das „Lumen Christi“ immer heller erstrahlte, und schließlich beim Osteralleluja des Amtes auch in der Natur draußen der lichte Ostertag anbrach — das war ein tiefes Erlebnis, wie alle einstimmig feststellten. In einer späteren Morgenstunde war das festliche Pontifikalamt. Da brauchte es keine eigene Auferstehungsfeier, der Auferstehungstag, der Ostersonntag erhielt seine festlichste Note. Manche Karsamstag-Abendliturgie-Besucher „schenken sich“ den Ostersonntag, wie die Erfahrung zeigt, das gab es bei uns nicht. Niemand ging vor der hl. Messe weg. Die Taufgelübdeerneuerung ist eindrucksvoll, allerdings sollte die Auferstehungsliturgie noch kürzer sein, mit den Proph. weiß das Volk nicht viel anzufangen, das lange Exultet sollte dem Volk noch besser erschlossen werden können. Aber summa summarum ist das Volk mit der neuen Ordnung prächtig mitgegangen. F. B., Krankenhausseelsorger

„Ein Beispiel habe ich euch gegeben“

Weil ich in der Nr. 6 vom 17. März 1956 im „Klerusblatt“ die Mitbrüder ein bißchen angereizt habe, von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, am Gründonnerstag die Zeremonie der Fußwaschung vorzunehmen, und weil ich selber mein Vorhaben angekündigt habe, fühle ich mich verpflichtet, nunmehr über unsere Gründonnerstagsfeier Rechenschaft zu geben. Zunächst muß ich gestehen, daß mir je länger je mehr die Angst gekommen ist, das gutgemeinte Vorhaben könnte ein Fehlschlag werden. Als allerdings der Palmsonntag den besten Eindruck im Volk erweckte, fielen alle Bedenken weg und wir gingen mutig ans Werk. Nunmehr ist es so, daß wir kaum einen Gründonnerstag ohne Fußwaschung feiern werden, weil es in unserer Kirche noch nie so familiär war, wie an diesem großen Abend.

Nach mehreren anderen Plänen für die Auswahl der „Apostel“ kamen wir doch wieder auf den zurück, sie aus den Pfarrältesten auszuwählen, wobei allerdings auf berufliche Aufteilung Rücksicht genommen wurde, damit eben alle Berufsschichten sich angesprochen fühlten. So war ein früherer Bergmann und ein Bauernknecht unter diesen Patriarchen. Diese Männer waren nach anfänglichen Bedenken so erfreut über ihre Auserwählung, daß einige schon um sechs Uhr abends da waren, obwohl die Abendmahlsmesse erst für halb acht Uhr angesetzt war. „Bis 9 Uhr halt ich's leicht aus“, meinte einer, dem ich wegen der Kälte in der Kirche meine Bedenken geäußert hatte. Einigen, die körperlich schon mühsamer waren, haben wir die Beichte schon daheim abgenommen, andere hatten die Gelegenheit am Morgen und die andern am Abend genützt und waren nun alle an Leib und Seele vorbereitet. Zur Vorsorge hatten wir die Angehörigen gebeten, eine verlässliche Begleitperson mitzuschicken, die sich in der Kirche in erreichbarer Nähe halten sollte. Wir hatten den Männern Plätze in den ersten Bänken reserviert und für die Fußwaschung selbst im Halbkreis außerhalb des Speisgitters Sessel aufgestellt. In einem „unbewachten“ Augenblick hatten sie aber vor Beginn der Messe alle diese Sessel besetzt und wir konnten die „Vorführung“ weglassen. In meiner Ansprache nach dem Evangelium munterte ich zur Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes und zur Hochschätzung des Priestertums auf, was bei einem Hinweis auf die Länder der Unterdrückung sehr anschaulich gemacht werden kann, und sagte dann, daß die Zeremonie der Fußwaschung kein bloßes Schaustück sein solle, sondern eine Mahnung, so wie Christus und in seiner Nachahmung der Priester in demütiger Liebe einander zu dienen und nicht bloß durch die Einrichtungen der Caritas, sondern auch ganz von Mensch zu Mensch einander zu helfen. „Wenn jetzt die Männer ihren rechten Fuß entblößen, der Priester Wasser darübergießt, ihn abtrocknet und küßt, so geschieht dies alles nicht für eure Schaulust, sondern zur Weckung der Bruderliebe in euren Herzen.“ Damit war aller Sensation die Spitze abgebrochen und alle Leute sind der Handlung nun in feierlichem Ernst gefolgt. Ein ganz bescheidenes Osterpaketchen mit einem Apostelbildchen und einem Segenswunsch des Pfarrers sollte hier schon der symbolischen Handlung praktischen Nachdruck verleihen. Durch den ruhigen und sicheren Dienst der Ministranten mit Becken, Krug und Tuch ließ sich die Handlung fließend durchführen und bedeutete keine wesentliche Verlängerung des Gottesdienstes. In fünfviertel Stunden war ja die Abendmahlsmesse mit allem Drum und Dran beendet. Und niemand fand sie zu lang, aber auch nicht zu hastig. Ergreifend war es auch, als die 12 Männer nach den zwei Priestern vor den anderen Gläubigen die hl. Kommunion empfingen.

Gern hätte ich die 12 Männer zu einem bescheidenen Imbiß in den Pfarrhof eingeladen; aber wegen des Abends habe ich es nicht gewagt. Und sie eigens wieder einmal herbeischleppen zu lassen, schien mir mehr Last als Liebe. Aber vielleicht kann ich's in einem anderen Jahr mit einer kleinen „Agape“ nach der Abendmahlsmesse wagen, nachdem die kirchliche Feier wirklich nicht zu lange dauert. Es wäre ja zu köstlich und zu schön, diesen ehrwürdigen Greisen auch außerhalb des Gotteshauses ein bißchen zu dienen und ihnen menschlich nahe zu sein. Wie viele Brücken würden da geschlagen über Sprünge und Abgründe!

Wie weit die Pfarrangehörigen die Anregungen aufgenommen und verwirklicht haben, einem Menschen oder einer Familie in der Nachbarschaft einen kleinen Liebesdienst in diesen Tagen zu erweisen, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis. Aber wenn auch keine wirkliche Tat gesetzt worden wäre: Die Atmosphäre, in der sie sich an diesem Abend befanden, bleibt bestimmt nicht ohne Wirkung. Und das pastorelle Ziel, das dem Erneuerungsdekret vor allem vor-schwebt, ist sicher erreicht. So glaube ich, mit dem „Beispiel“ des Heilandes nicht nur für die Mitbrüder ein „Exempel“ statuiert, sondern auch dem Volke wirklich „ein Beispiel gegeben“ zu haben.

Frankenburg, 5. April 1956

H. K., Pfr.

UNSER CHRISTUSOPFER

Zweiter Teil

DAS ERLÖSUNGSOFFER UNSERES MITTLERS CHRISTUS

II. Das Kreuzesopfer

Jesus der Gekreuzigte (1 Kor. 2, 2)

Endlich gelangen wir zum Christusopfer selbst. Es war unerlässlich, zuerst Christus in Seiner Person und in Seinem Mittlerberuf uns vor Augen zu stellen, um Sein Hauptwerk richtig und gebührend zu verstehen. Wird doch Christus immer offener und frecher entstellt und entwürdigt, wie z. B. in jenem Feuilleton vom Dezember 1955 einer großen liberalen Zeitung, worin der Satz stand: „Die einzige geschichtliche Person im Glaubensbekenntnis ist Pilatus“, oder in jenem anderen Artikel derselben Zeitung kurz nach Ostern 1956: „Die Auferstehung Christi zu glauben, ist ein theologischer Denkfehler.“ Wie könnten wir uns das Christusopfer ohne die Menschwerdung des Sohnes Gottes, um Mittler der Menschheit zu sein, verstehen? Die ersten Fragen, die sich da aufdrängen, sind: War Christi Kreuzestod ein Opfer? War dieses Opfer einmalig und end- und vollgültig? Welche Rolle kommt dabei dem Leiden zu?

1. War Christi Kreuzestod ein Opfer?

a) Es ist keine theologische Spitzfindigkeit, dem Opfercharakter des Kreuzestodes Christi am Karfreitag nachzuforschen, da dieser Opfercharakter nicht nur eine große, geschichtliche Wirklichkeit darstellt, sondern auch eine tiefere Erfassung dieser geschichtlichen Wirklichkeit uns vermittelt. Bis zur Reformation um 1520 bestand kein Zweifel darüber, daß Christus am Kreuz sich für alle Menschen dem Vater *geopfert* hat. Mit der Reformation wurde der Schwerpunkt des Kreuzestodes auf den Sühnecharakter durch das Leiden verschoben, und schließlich wurde der Opfergedanke ganz ausgeschaltet. Stauffer, „Die Theologie des NT“, 1948/Seite 109 ff. verliert keine Silbe über den Opfercharakter des Kreuzes und sieht nur „die Lösung der Schuldfrage“ darin. Calvin behält in seinem Hauptwerk „*Institutio christianae religionis*“ = Christlicher Religionsunterricht, das Kreuzesopfer noch bei. Er schreibt: „Ein *Sühnopfer* war notwendig. Um es zu erfüllen mußte Christus mit dem Opfer *hervortreten* . . . darüber hat der Apostel weit und breit im Hebräerbrief vom 7. bis fast Ende des 10. Kapitels gehandelt. Der Kern davon ist dieser: Nur Christus kommt die Priesterwürde zu, weil Er durch Sein *Todesopfer* unsere Schuld getilgt und für unsere Sünden genug getan hat. . . . Im Alten Bund hatte Gott angeordnet, daß man Ihm Tiere zum Opfer darbrachte. *In Christus aber wurde eine andere und neue Opferart eingeführt, daß nämlich der Priester zugleich auch die Opfergabe selbst sei.* Denn weder konnte eine andere geeignete Genugtuung für die Sünden gefunden werden, noch war jemand einer so großen Ehre würdig, Gott den eingeborenen Sohn zu opfern . . .“ Calvin führt dann die Tatsache, daß Christus am Kreuz ein Opfer dargebracht hat, weiter aus, um dann gegen die „*Wiederholung*“ des Kreuzesopfers im Meßopfer zu kämpfen; „Um so verabscheuungswürdiger ist die Auslegung jener, die, mit Christi Priestertum nicht zufrieden, sich selbst zur Schlachtung Christi aufzudrängen

wagen. Das wird im Papsttum täglich versucht, wo die Messe als Christi Opfer angesehen wird . . ." (Liber II, cp. XVII, 6; XVIII, 2, 3, 5 usw. Ausgabe 1559).

Nur mit Wehmut kann man diese Ausführungen Calvins lesen, die zeigen, wie wir im Kreuzesopfer eins sind und doch gerade dort uns dann scharf trennen. Soweit haben sich die Nachfahren Calvins und die Nachfahren der Reformation vom Kreuzesopfer getrennt, daß die liberalen Theologen (Harnack, Sabatier, Modernisten usw.) bis zur Weltanschauung des Nationalsozialismus und des Kommunismus den *Opfercharakter* der Kreuzestat Christi leugnen, statt ihn nur der römischen Messe abzusprechen. Calvin täuscht sich, wenn er von „Schlachtung Christi“ in der Messe spricht. In der Messe wird das Kreuzesopfer nicht erneuert oder wiederholt, sondern selbst *gegenwärtig gesetzt*.

Seit der Reformation verdunkelte auch bei katholischen Theologen der *Sühne*charakter des Kreuzestodes Christi dessen *Opfer*charakter. Man betonte nur zu stark das Sühneleiden Christi für unsere Sünden und die Übernahme unserer verdienten Gottesstrafen durch Christus als Stellvertreter und durch die Genugtuung Christi an unserer Statt. Bossuet und Monsabré z. B. haben untragbare Worte darüber gepredigt und gedruckt.

Auch bei unserem katholischen Volk ist der Opfercharakter des Kreuzesopfers und damit der Erlösung Christi leider zu stark verblaßt, so daß die *Mitfeier* unseres Christusopfers nicht mehr so *lebendig* ist, wie sie sein sollte. Die erhabenste Aufgabe der Seelsorge (Predigt und Katechese) und der Theologie und der Liturgie ist die kräftige Auffrischung dieses zentralen Dogmas in Lehre und Gottesdienst (cf. Denzinger Nr. 122/938).

b) Alle Opfer aller Menschen, aller Orte und Zeiten und aller Arten — als Huldigungsgabe an die Gottheit — streben und zielen auf das *eine* Opfer Christi empor und finden in ihm ihre Erfüllung und Vollendung, so wie die Kanten und Flächen der Pyramide ihren Höhepunkt und Schlußpunkt in der Spitze finden! *Und welche Erfüllung* haben alle Opfer der Weltgeschichte im Kreuzesopfer Christi gefunden! Die Heiden und Juden haben der Gottheit als Huldigungsgabe nur Erstlingsfrüchte und Früchte des Bodens an Pflanzen und Tieren dargebracht, und zwar die Heiden ihren vielen, nicht existierenden Göttern, und die Juden dem einen Schöpfer der Welt: Jahve, dessen Dreipersönlichkeit sie noch nicht ahnten (cf. Hebr. 9).

Beim Kreuzesopfer dagegen hat der menschengewordene Sohn Gottes Sein menschliches Leben und Sein dem dreieinigen Gott dargebracht. Der Sohn Gottes selber ist als Mensch der Opferpriester und die Opfergabe aller Menschen ohne Unterschied. Welcher Opferpriester! Welche Opfergabe! Welcher Opferwert! Dieses Kreuzesopfer hat uns allein die Erlösung gebracht, wie später bei der Wirkung des Kreuzesopfers zu zeigen sein wird.

c) Daß Christi Kreuzestod wirklich ein Opfer und zwar als Gabe an Gott war, läßt sich einwandfrei nachweisen und ist ein festes Dogma des NT und der gesamten Tradition. Zwar finden wir im NT den Ausdruck „Kreuzesopfer“ oder „Christusopfer“ nicht. Aber die *Tatsache* steht im NT und in der Tradition fest.

(1) *Christus selbst* hat uns keinen Zweifel darüber gelassen. Er hat nicht nur mehrmals vorausgesagt, daß Er ausgeliefert und gekreuzigt, daß Er aber am dritten Tag auferstehen würde (Mt. 17, 22 / 20, 18—19 / Mk. 9, 31 / 10, 33 / Lk. 9. 44).

Christus hat aber auch ausdrücklich wiederholt: „Ich habe die Macht *mein Leben zu geben*, und ich habe die Macht, es wieder zu nehmen“ (Joh. 10, 18); „Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt *gibt sein Leben hin* für seine Schafe . . . Und ich *gebe mein Leben* für die Schafe“ (Joh. 10, 11, 15); „Deshalb liebt mich mein Vater, weil ich *mein Leben hingebe*, damit ich es wieder nehme“ (Joh. 10, 17).

Als Christus genau acht Tage vor dem Karfreitag von Jericho nach Bethanien hinaufstieg, sprach er zu Seinen eifersüchtigen Aposteln: „. . . der Menschensohn ist nicht gekommen, damit Ihm gedient werde, sondern damit Er diene und *Sein Leben als Lösepreis für viele gebe*“; was offenbar nur ein Opfer sein kann (Mt. 20, 28; cf. 1 Tim. 2, 6; Tit. 2, 14; Eph. 5, 2). Beim Abendmahl sprach Christus feierlich Sein Vermächtniswort: „Dies ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, das für euch und für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird.“ Mehrfach betonen wir im Abendmahlsbericht unseres Christusopfers mit diesen Worten die *Opfertat Christi* am Kreuz: . . . Sein Blut ist nur Opferblut, . . . Opferblut wie das Opferblut, mit dem Moses den Alten Bund geschlossen und besiegelt hat (Exod. 24, 5—8); . . . vergossenes Blut ist Opferblut; . . . zur Vergebung der Sünden bedeutet Sühnopfer. . . . Also ist der Kreuzestod Christi Sein Kreuzesopfer, das Christusopfer.

(2) *Paulus*, der direkt von Christus belehrt wurde, ganz besonders über das Vermächtnis Christi im Abendmahl, läßt uns keinen Zweifel über die Opfertat des Gekreuzigten (1 Kor. 11, 23—26). Klar beschreibt Paulus im Epheserbrief 5, 2, das Kreuzesopfer: „Christus hat euch geliebt und *sich für uns dahingegeben als Gabe und Opfer für Gott*“ (cf. Hebr. 10, 14; Gal. 2, 2). Ausdrücklich steht im Hebräerbrief 10, 10: „. . . und in diesem Willen (Gottes nämlich, den Christus zu tun, Mensch wurde) sind wir geheiligt durch die Opfergabe des Leibes Jesu Christi ein für allemal“, . . . was nur das Kreuzesopfer sein kann (cf. Hebr. 9, 11—15, besonders Vers 14). „Wie vielmehr wird das Blut Christi, der durch den heiligen Geist *sich selbst makellos Gott dargebracht hat*, unser Gewissen reinigen . . .“ (cf. Apog. 1, 5; 1 Joh. 1, 7 usw.; Tit. 2, 14; 1 Tim. 2, 5—6; 1 Petr. 3, 18; Hebr. 5, 5—10; 7, 27; 8, 3; 9, 11—15; 9, 26; 10, 8—10).

(3) *Die christliche Tradition*, die sich ganz auf das NT stützt, bestätigt den Opfercharakter des Kreuzestodes Christi. In unserem Christusopfer (Messe), das immer zum Gedächtnis des Kreuzesopfers dargebracht wurde, wie Paulus (1 Kor. 11, 23—26) uns bezeugt, wurde im Abendmahlsbericht das Kreuzesopfer gegenwärtig gesetzt. Der Abendmahlsbericht war ja der Kern und das Herz unseres Christusopfers und bleibt es, wie eingehend dargelegt werden wird. Daran kann nicht gezweifelt werden. Die Handschriften beweisen es zur Genüge. Wie Paulus nur von Christus dem Gekreuzigten predigen wollte (1 Kor. 2, 2), so hat es auch die Kirche immer getan in unserem Christusopfer am Tag des Herrn und in der Erlösungswoche und auch tagtäglich.

Für die Tradition seien nur einige wenige Kronzeugen angerufen. Augustinus, Bekenntnisse, Buch 10: „Für uns war Er Dir Priester und Opfergabe und gerade deswegen Priester, weil Opfergabe.“ In seiner Erklärung zum Psalm 129/6 (Migne PL 37, 1952) schreibt Augustinus: „Warum ist Christus Priester? *Weil Er für uns das Opfer dargebracht hat*. Gebt dem Priester, was er opfern soll . . . Gib ihm also ein reines Opfer, aber du bist ein Sünder . . . Was wirst du also für dich darbringen, damit

du rein wirst . . . ? Er (Christus) soll also sich als reiner Priester opfern, und so wird Er rein machen. Gerade das hat Christus getan. Nichts Reines fand Er bei den Menschen, das Er für die Menschen darbringen könnte. *So hat Er sich selbst als reine Opfergabe dargebracht.* O selige Opfergabe, o wahre Opfergabe, o reines Opfer. Er hat also *nicht* das dargebracht, was wir Ihm gegeben haben; vielmehr hat Er *das* dargebracht, was Er von uns angenommen hat, und Er hat es rein dargebracht. Den Leib hat Er von uns angenommen: diesen hat Er als Opfer dargebracht.“ cf. auch die Erklärung zu Ps. 129. Im Werk *De Trinitate* (1. IV cp. XIV n. 19, PL 42, 901) schreibt Augustinus: „ . . . Und was kann besser dargebracht und angenommen werden als das Fleisch unseres Opfers, das der Leib unseres Priesters geworden ist? Weil nämlich in jedem Opfer vier Requisite zu beachten sind: wem, von wem, was, für wen geopfert wird, so hat unser einziger und echter Mediator selber uns mit Gott durch Sein Friedopfer versöhnt und zwar so, daß Er eins mit Jenem (Gott) blieb, *Dem* Er das Opfer darbrachte, und zugleich eins mit Jenen wurde, *für die* Er opferte, und anderseits Er selber sowohl Jener war, der das Opfer darbrachte, als auch das war, *was* geopfert wurde.“ *Der hl. Thomas* hat in seiner *Summa* (III Qu. 48, a 3) diese Stelle angeführt, um den Beweis zu liefern, daß Christus „seipsum obtulit in Passione“, d. h. daß Christus beim Leiden am Kreuze sich als Opfer dargebracht hat.

Schmaus (II, 373 ff.) faßt die ganze christliche Tradition in dem einen Satz zusammen: „Christus hat durch die freiwillige Hingabe Seines Lebens am Kreuz *ein wahres und eigentliches Opfer* dargebracht, und dadurch die gefallene Menschheit mit Gott wieder versöhnt“, was ein Glaubenssatz sei. Die Kirche hat diesen Glaubenssatz mehrfach verkündet cf. Dz. 122; 938; 940; 790; 993; 2038; 1928 . . .

(4) Es wurde oft darüber gesprochen, *wann* die Opferhandlung Christi begonnen habe. Augustinus sagt bündig in seiner Erklärung zum Psalm 129 Nr. 7: „In *Passione* sacrificium factus est (Christus).“ Unser Canon der Messe stellt das auch fest: „Vor Seiner Passion nahm Jesus Brot . . .“ „Unde et memores . . . tam beatae Passionis . . .“ Also bei der Kreuzigung. Der Gesinnung nach war Jesus stets zur Selbsthingabe bereit und entschlossen (Hebr. 10, 5—10; cf. Ps. 39; Phil. 2, 5—12).

Schmaus sagt richtig: „Das ganze menschliche Leben Christi mit all seinen Werken von der Empfängnis an bis zur Himmelfahrt diente unserer Erlösung, doch . . . das Grundlegende am Werke Christi ist daher nicht seine Lehre und sein Forderung, sondern sein priesterliches Opfer (II, 371).“ Vielleicht darf man vermuten, daß der formelle Akt seiner Selbsthingabe als Opfergabe an den Vater bei der Opferformel geschah: „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Die materielle Opferhandlung mag mit der Annagelung ans Kreuz begonnen haben. Hingegen hat die definitive und faktische Einleitung der Opferhandlung im Ölgarten begonnen, als Er gefangen genommen wurde nach dem Verrat von Judas.

Die Darlegungen über den Opfercharakter des Kreuzestodes Christi können wir am besten mit den Worten von Augustinus abschließen: „Es war also Einer von Gott dem Herrn gesendet, unser Priester; Er nahm von uns, was Er dem Herrn als Opfer darbringen wollte, nämlich die heilige Erstlingsgabe Seines Fleisches aus dem Schoß der Jungfrau. Das hat Er Gott als Opfer dargebracht“ (PL 36, 777).

(Fortsetzung)

DIE EVANGELIENPERIKOPEN AN TAGEN VON GEMEINDEGOTTESDIENST IN KERYGMATISCHER SICHT

Zu den Punkten, die in der römischen Liturgie einer Reform bedürfen, gehört die Perikopenordnung des Meßbuches. Schon das internationale liturgische Studententreffen in Maria-Laach (12. bis 15. Juli 1951) stellte fest: „Die Prüfung der gegenwärtigen Perikopenordnung erscheint dringend erwünscht.“ H. Schürmann (Rom), H. Kahlefeld (München) und andere leisteten bereits wertvolle Vorarbeit.¹⁾ Dennoch darf man keine allzu rasche Erledigung dieser Aufgabe durch die zuständigen Behörden in Rom erwarten. Gründliche Arbeit braucht Zeit und darf nicht hasten.

Bis eine solche Reform Wirklichkeit wird, mag es nützlich sein zu untersuchen, ob sich nicht auch an Hand der gegenwärtigen Leseordnung, näherhin: der Evangelien, wenigstens alle wesentlichen Themen christlicher Verkündigung im Laufe eines Jahres zur Sprache bringen lassen. Wir beschränken uns dabei auf die „Tage von Gemeindegottesdienst“, wenn nach der Vorschrift der Kirche oder nach Sitte und Herkommen allgemein „Kirchgang“ gehalten wird: Die Sonntage, gebotenen Feiertage, Aschermittwoch, die letzten Tage der Karwoche, Allerseelen und Heiliger Abend. Die Evangelien dieser Tage sollen — mit ganz wenig Ausnahmen — Grundlage oder doch ungekünstelter Ausgangspunkt für eine Darlegung der unabdingbaren Lehrstücke katholischen Glaubens und Lebens sein. Was gehört nun zum Stamm christlichen Offenbarungsgutes, gleichsam zum Stammkatechismus? „Dazu gehört vor allem das Wissen oder besser das Bewußtsein von der Größe und dem absoluten Herrscherrecht Gottes, die Orientierung nach seinem Willen auf das jenseitige Leben hin. Ferner die Kenntnis von Christus, daß er Gott und Mensch und unser Erlöser ist, der uns den Weg zum Himmel vorangegangen ist, und von der katholischen Kirche, die uns in seinem Auftrage lehrt und führt. Sodann als Mindestausrüstung für das religiöse Leben in der Kirche die Kenntnis von den Sakramenten, durch die wir geheiligt werden, vor allem Eucharistie und Bußsakrament, und von den Erfordernissen für den rechten Empfang des Bußsakramentes; die Grundbegriffe über das Meßopfer und die Weise, daran teilzunehmen... Da sich die Gebote Gottes... durch die Stimme des Gewissens ankündigen, muß den Einzelheiten ihrer Auslegung nicht unbedingt eine gleiche Sorgfalt... zugewendet werden. Wohl aber wird der Katechet immer wieder auf das Grundgesetz zurückkommen, daß wir Gott gehorchen müssen, und auf die dem Christen angemessene Gesinnung, die im doppelten Gebote der Liebe ausgesprochen ist.“²⁾

Wir verzichten dabei auf eine bestimmte Reihenfolge gedanklicher, historischer oder psychologischer Art, wie dies etwa im Schulunterricht oder in der ersten systematischen Darlegung für Taufschüler geboten ist. Das ist nicht Aufgabe des Gottesdienstes. Wenn nur im Gesamtplan des Jahres nichts Wesentliches unterbleibt, greifen wir getrost ein Thema auf, zu dem die liturgische Lesung einen brauchbaren Zugang uns bietet.

¹⁾ Liturgisches Jahrbuch, 2. Bd. 1952, 3. Bd. 1953, Münster i. W.

²⁾ Jos. A. Jungmann S.J., Katechetik, Wien 1953, Herder, S. 113.

1. Die Grundthemen des Apostolischen Symbolums

Von den beiden Fundamentalthemen christlicher Verkündigung: Gottes Liebe zu uns, und: Unsere Antwort auf den Anruf der Liebe Gottes, finden wir das erste ausgeprägt im Apostolischen Symbolum. Es ist in seiner knappen, scheinbar nüchternen Sprache der Hymnus auf die Liebe Gottes. Im Evangelium des 19. Sonntags nach Pfingsten bietet sich Gelegenheit, von dieser Liebe des Vaters zu sprechen, der uns den Sohn geschenkt hat, um Ihm die Kirche, d. i. uns selbst, als Braut zuzuführen (Evangelium vom königlichen Hochzeitsmahl).

Der Inhalt der Frohbotschaft gliedert sich im Apostolicum in drei Abschnitte: die Kunde von Gott, unserem Schöpfer und Vater; die Kunde von Christus, dem Heilsbringer; die Kunde von den Heilsgütern.

Die Kunde von Gott dem Schöpfer und Erhalter mag im Anschluß an das Evangelium des 6. Sonntags nach Pfingsten, das von der Speisung der Viertausend berichtet, dargelegt werden: Er, der durch ein Wunder für Brot gesorgt hat, um seine Zuhörer am Leben zu erhalten, lenkt unsere Gedanken auf Gott den Vater, von dem unser Leben in seinem Ursprung und Fortbestand vollständig abhängt. Man lese die schöne Homilie des vierten Fastensonntags nach, in der der heilige Augustinus im Anschluß an das Brotwunder (Joh. 6) von den alltäglichen Wundern Gottes in der Natur spricht. Die Allmacht Gottes zeigt das Evangelium des 3. Sonntags nach Epiphanie (Heilung des Aussätzigen und des Hauptmannsknechtes). Das richtige Verständnis der Lehre von der göttlichen Vorsehung vermag an Hand des Evangeliums vom 14. Sonntag nach Pfingsten (Seid nicht ängstlich besorgt...) erschlossen werden. Die seelsorglich so wichtige Frage nach Ursprung und Sinn des Leidens darf nicht übergangen werden. Warum gibt es Übel, das Böse, die Sünde in der Welt? Die Parabel vom Unkraut (5. Sonntag nach Epiphanie) und die Voraussage der Passion am Sonntag Quinquagesima zeigt die einzig wahre Lösung: Christus hat uns durch sein Leiden erlöst und wir müssen uns im Leid bewähren und Ihm auf dem Kreuzweg folgen, um zur vollendeten Erlösung der Kirche und unser selbst zu gelangen.

Die Kunde von Christus. Abgesehen von der Tatsache, daß das Evangelium in seiner Gesamtheit frohe Kunde von Christus ist, wird seine Gestalt und sein Werk in besonderer Weise durch die Feste des Weihnachts- und Osterkreises in den Mittelpunkt der Verkündigung gerückt. Weihnachten: am Festtag selber tritt uns im Kind von Bethlehem das Geheimnis seiner gott-menschlichen Persönlichkeit sichtbar, leibhaft vor Augen: Das Wort ist Fleisch geworden, Christus, der Gott-Mensch. Aber schon die Advents-Sonntage geben reichlich Gelegenheit, von Christus zu sprechen: am 1. Adventssonntag ist er der Vollender unserer Erlösung und Wiedererwecker der Toten in seiner Parusie, auf die sich unsere Hoffnung richtet; am 2. Adventssonntag sehen wir Ihn als die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen (wobei ein Wort über die Offenbarungsquellen, Heilige Schrift und Überlieferung, angebracht erscheint), am 3. Adventssonntag steht er in seiner überragenden menschlichen Größe vor uns, die selbst Johannes den Täufer, den größten, den je eine irdische Mutter geboren, himmelhoch überragt; da ist es wohl angemessen, daß wir uns auf das Kommen des Erlösers gebührend vorbereiten, daß wir die Höhen und Tiefen unseres Herzens eibnen, wie uns eben dieser Täufer am 4. Adventssonntag mahnt. Am Vorabend von Weihnachten bewundern wir

die Demut und Armut des menschengewordenen Wortes auf seiner Herbergsuche (das Evangelium der Vigil, das am 19. März wiederkehrt, dürfen wir für das Fest des heiligen Joseph zurückstellen). Christus ist das Schicksal der Welt und eines jeden von uns: er ist „gesetzt zum Fall und zur Auferstehung vieler“ (Sonntag in der Weihnachtsoktav), er ist auch der Herr der Zeit, gestern, heute und in Ewigkeit derselbe, im Zeichen seines Namens treten wir in das neue Jahr; er ist der König über alle Völker, Rassen und Nationen; sie alle müssen seinem Reich eingegliedert werden: das ist der Sinn des Epiphaniestes.

Aber nicht nur der Weihnachtskreis stellt uns das Bild seiner Persönlichkeit vor Augen; seine Hoheit strahlt nicht weniger in seinem Lebenswerk, der Menschheitserlösung, die wir im Osterkreis feiern und erneuern. Als Hoherpriester bestellt er die Apostel zu seinen Liturgen (Gründonnerstag), als der gute Hirt steht er mit erbarmendem Herzen vor uns (2. Sonntag nach Ostern; Herz-Jesu-Fest), bereit, dem verlorenen Schäflein nachzugehen, trotz Ungemach und Undank. — Noch deutlicher strahlt sein Lebenswerk aus den Evangelien der großen Feste, die dessen Erinnerung wachhalten und dessen Kräfte in uns lebendig machen sollen. Nach dem Geheimnis der Menschwerdung, das die Erlösung grundlegt, ist es Christi Leiden, Tod und Auferstehung, die uns zurufen: Ihr seid erlöst! Der Palmsonntag feiert den Triumph der beata passio, in der der große Gegenspieler, der am Holze siegte (im Paradies), auch am Holze besiegt wurde. Am Karfreitag, dem „Freitag des Leidens und Sterbens des Herrn“, wie er nun genannt wird, gehen wir dankend, büßend, sühnend in dieses Herrenleiden ein; sein österlicher Sieg in der Auferstehung kommt auch uns zugute: wenn wir in der Taufe mit ihm sterben und auferstehen zu neuem Leben im Licht der Gnade, werden auch wir, wie die Jünger „dort“, den Herrn sehen, wenn auch unser Leib seiner Osterherrlichkeit teilhaft wird. Himmelfahrt, Geistessendung und sogar seine Wiederkunft zum Gericht lassen uns den verklärten Herrn schauen, der uns, seine Kirche, der End- und Vollerlösung zuführt.

Die Kunde von den Heilsgütern: das ist der Inhalt des letzten Teiles des Symbolums. Es ist die Botschaft vom Heiligen Geist, der Gnade, der Kirche, die Botschaft von den lebensspendenden und erhaltenden Sakramenten, von der Vollendung des einzelnen und der ganzen Welt. Vom Geist der Wahrheit, den der Herr seiner Kirche verleiht, spricht das Evangelium am 4. Sonntag nach Ostern, dessen Herabkunft auf die junge Kirche feiert „mit überströmender Freude“ das hohe Pfingstfest. Er ist es, der in der heiligmachenden Gnade Wohnung in uns nimmt, und nicht nur der Heilige Geist, sondern die ganze Heiligste Dreifaltigkeit wird mit dem begnadeten Menschen eins: nicht umsonst ist die klarste Offenbarung dieses Geheimnisses eben der Taufbefehl des Herrn. Ist ja dieses Geheimnis nicht so sehr Glaubensprobe als vielmehr Quellgrund des Verständnisses unserer Erhebung zu Kindern Gottes. Das sollen wir am Dreifaltigkeitsfest nicht vergessen.

Die Gnade des Erlösers strömt uns zu durch und in der Kirche. Christus hat sie uns geschenkt als bergende Arche in der Sintflut, als das rettende Schiff im Sturm (4. Sonntag nach Epiphanie); sie, die Kirche, ist die zum Baum gewordene Senfstauden, klein in ihren Anfängen, aber nun ein Baum, der seine Zweige über die ganze Erde ausgebreitet hat; sie ist der unsichtbar wirkende Sauerteig, dessen Kraft trotz vielfachen menschlichen Ver-

sagens das Antlitz der Menschheit gewandelt hat (6. Sonntag nach Epiphanie); sie ist der sichtbar-unsichtbare Herrenleib, die vom Vater angetraute Braut, mit der sich Christus in unlösbarer Liebe verbunden hat in der Bluthochzeit der Erlösung (19. Sonntag nach Pfingsten), in der Kirche stehen wir in der Gemeinschaft der Heiligen, die eine Güter- und Schicksalsgemeinschaft mit Christus ist (die acht Seligkeiten im Evangelium des Allerheiligentages).

Die Erlösungsgnade strömt uns zu in den Sakramenten der Kirche Christi: Wie mich der Vater gesendet, so sende ich euch! (Weißer Sonntag): das Geheimnis der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste steht nicht nur in der heiligen Osternacht lebendig vor uns, wir verstehen es auch als christusgeschenktes neues Leben der Seele, als Anbeginn und Angeld auf die künftige Herrlichkeit im Bild der Totenerweckung des Jünglings von Naim (15. Sonntag nach Pfingsten) und des Töchterleins des Jairus (23. Sonntag nach Pfingsten). — Von der Geistesgabe der heiligen Firmung redet das Evangelium des heiligen Pfingstsonntags, wie auch jenes vom Sonntag vorher, wo vom Zeugnisgeben für Christus die Rede ist. — Der natürliche Ort, vom Geheimnis unserer Altäre zu künden, ist das heilige Fronleichnamfest und der folgende Sonntag mit dem Evangelium vom großen Gastmahl. — Fastenzeit ist Bußzeit, ist auch die Zeit für den Empfang des Sakramentes der Buße. Wenn am dritten Fastensonntag die Rede von des Teufels Macht über die Menschenseelen, seine Vertreibung und seine Wiederkehr in die Seele des rückfälligen Sünders ist, erinnern wir uns daran, daß jeder getaufte Sünder in einer ähnlichen Lage ist: in Taufe und Taufgelöbniß hat er feierlich dem Teufel widersagt, dann aber doch ihm wieder Raum gegeben: das verpflichtet nun zur „zweiten, mühevollen Taufe“, zum würdigen Empfang des Bußsakramentes. — Die heilige Krankenölung ist nicht nur die christliche Todesweihe, sondern in ihr werden oft auch für den Leib die heilenden Kräfte des Erlösers lebendig, der dem Kranken gleichsam aus der Ferne Hilfe bringen will: die Erzählung von der Heilung des Beamtensohnes von Kapharnaum (20. Sonntag nach Pfingsten) mag dazu den Anlaß bieten. — Das Sakrament der Weihe, dessen erhabenste Aufgabe die Erneuerung des Kreuzesopfers ist, ist insofern Ausdruck und Wirkung der über Tod und Himmelfahrt weiterwirkenden Liebe des Herrn zu uns Menschen; so nimmt die Belehrung über die Priesterweihe nicht unpassend den Anfang von dem herrlichen Johanneswort: da er die Seinen liebte, liebte er sie bis zum äußersten, bis ans Ende (Evangelium vom Gründonnerstag). Wesentliche Ergänzung bietet die Epistel (ältester Einsetzungsbericht!). Den Primat des sichtbaren Stellvertreters unseres verklärten Hauptes Christus macht die Szene von Caesarea Philippi deutlich (Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus). — Die Hochzeit zu Kana (2. Sonntag nach Epiphanie), durch die Epistel der Brautmesse (Eph. 5, 22—33) ergänzt, kann die Würde der Elternweihe im Sakrament der Ehe darlegen: jede christliche Ehe ist ein Bund zwischen Bräutigam, Braut und Christus; Christus will sie beglücken mit ehrfürchtiger, treuer Liebe bis ans Ende und will die Apostelarbeit der Eltern an den Kindern segnen.

Auch von den großen Wahrheiten der Endzeit, von Tod und Gericht, Hölle und Himmel zu sprechen, gibt es Anknüpfungspunkte genug. Das Totengedächtnis zu Allerseelen mahnt uns an unser eigenes Sterben, das durch Christus in ein Hinübergehen in ein anderes, besseres Leben um-

gewandelt ist: „es kommt die Stunde und sie ist jetzt schon da, in der die Toten die Stimme des Gottessohnes hören werden; und die sie hören, werden leben“ (Allerseelen, erste Messe). Uns wird ja das Leben nicht geraubt, sondern nur neugestaltet (Totenpraefation). Der Blick auf die Hilfsbedürftigkeit der büßenden Seelen am Reinigungsort braucht nicht unterdrückt zu werden; mahnt uns doch die Grabinschrift: Ich war, was du bist, du wirst sein, was ich bin! — Vom Gericht der Endzeit, dessen erste Phase im besonderen Gericht für jeden einzelnen von uns unmittelbar nach dem Tod eintritt, zeigt einen doppelten Aspekt: die ernste Mahnung: Seid jederzeit bereit, auf den Anruf des Herrn vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, wie ihn die Gerichtsparabeln (Matthäus 24 und 25) und das Evangelium des letzten Sonntags im Kirchenjahr zeichnen, aber auch die tröstliche Hoffnung, ja die frohe Sehnsucht der Getreuen des Herrn, die seinem Wiederkommen entgegensehen, weil sie erhobenen Hauptes ihre volle Erlösung erwarten: Maranatha, Ja, komm, Herr Jesus! Das ist das Bild des ersten Adventssonntags. — Die Heilung des Gichtbrüchigen (18. Sonntag nach Pfingsten) läßt uns über den Zusammenhang von Schuld und zeitlicher Strafe nachdenken. — Der unbarmherzige Knecht (21. Sonntag nach Pfingsten), der „den Peinigern übergeben“ wird, erinnert uns an den Ort ewiger Strafe, aus dem kein Entrinnen, weil wir unsere Schuld Gott gegenüber nie bezahlen können. — Die Herrlichkeit der ewigen, vollendeten Freude läßt uns — neben dem Fest der Himmelfahrt des Herrn — seine Trostrede von der „kleinen Weile“ (3. Stg. n. Ostern) ahnen.

Daß wir unsere Himmlische Mutter, die Mutter des Herrn, nicht vergessen, dafür sorgen die beiden Marienfeste.

2. Die Grundlehren christlichen Lebens

Das andere Fundamentalthema christlicher Verkündigung ist: unsere Antwort auf die Vaterliebe Gottes in Gebet, Gottesdienst und christlichem Leben. Wenn auch die rechte Darstellung dessen, was Gott für uns getan hat, bereits zahlreiche und wirkkräftige Hinweise in sich schließt, wie unsere antwortende Liebe zum Vater im Himmel sich zeigen und betätigen muß — etwa wenn sie sich am Beispiel des demütigen und armen Menschensohnes, dem Kind in der Krippe, oder am leidenden Erlöser oder am vielgestaltigen Wirken des Heiligen Geistes entflammt —, so ist es doch notwendig, die christlichen Verhaltensweisen im Leben des Alltags auch ausdrücklich zu behandeln, wenigstens in den Grundzügen; man wird sprechen müssen vom Gebet, den christlichen Tugenden sowie von den Geboten, von der Sünde und vom Gewissen.

Zum vertrauensvollen Bittgebet lädt der Bittsonntag ein (5. Sonntag nach Ostern); man wird aber auch nicht übersehen vom Danken zu reden, wenn das Evangelium von den zehn Aussätzigen verlesen wird: Dankbarkeit gehört zu den Grundhaltungen des Christen. (Von unserem feierlichsten Danken, dem Dankopfer der heiligsten Eucharistie, handelt das Fronleichnamsfest!) Das Grundgesetz der doppelten Liebe verkündet der 17. Sonntag nach Pfingsten im Evangelium vom größten Gebot. Unser Verhältnis zu Gott, den Ruf Gottes und welche Antwort ihm gebührt, ersehen wir aus den Evangelien von Septuagesima (Arbeiter im Weinberg) und Sexagesima (Parabel vom Sämann). Am Berg der Verklärung (2. Fastensonntag) stärken wir unseren hoffenden Glauben, am Beginn des Advents mit seinem der Parusie zugewandten Blick richtet sich unsere

Hoffnung auf, die magnalia Dei, die Großtaten der Liebe Gottes: Menschwerdung, Kreuzestod, Auferstehung, Geistessendung, Kirche und Sakramente bieten unserer Gegenliebe immer neue Nahrung. Am Namen-Jesu-Sonntag, der mit dem Fest der Beschneidung (Neujahr) das gleiche Evangelium hat, möchten wir vorschlagen, die Tugend der christlichen Klugheit und das Gewissen helfen uns das Gottesleben unserer Seele zu bewahren und zu schützen, wie Maria und Joseph das Leben des Jesusknaben behütet haben (Evangelium von der Vigil des Epiphaniestes). Vom christlichen Maßhalten mag man in der Fastenzeit sprechen im Anschluß an das Evangelium von der Brotvermehrung (der Herr bot den Menschen Sättigung — aber nicht mehr!). Der Aschermittwoch ist der Tag, an dem christliche Bußgesinnung empfohlen wird („Wenn ihr fastet...“). Die christliche Tapferkeit ist eng verbunden mit dem Sakrament der heiligen Firmung, das uns zum „Zeugnisgeben“ verliehen wird (6. Sonntag nach Ostern); die Gerechtigkeit ist in der Forderung der Nächstenliebe bereits eingeschlossen und fußt auf der rechten Einschätzung der Erdengüter (7. Gebot).

Die Gefährdung des christlichen Lebens durch die Versuchung und die Notwendigkeit sittlichen Kämpfens und Strebens macht der erste Fastensonntag klar im Evangelium von der Versuchung des Herrn. Wie die Abkehr von Gott in der Todsünde schließlich zum Gottesmord führt, erkennen wir am Passionssonntag („Sie hoben Steine auf, um ihn zu töten“).

Die Gebote. Ehrfurcht vor Gottes Majestät lehrt uns die Tempelreinigung (9. Sonntag nach Pfingsten). — Wie wir die dem Herrn geweihten Tage begehen sollen, durch Gottesdienst und Nächstendienst, lernen wir am Beispiel des Herrn, der uns beides lehrt in der Heilung des Wassersüchtigen (16. Sonntag nach Pfingsten), zusammengehalten mit seinem gewohnheitsmäßigen Besuch der Synagoge am Sabbath (Mk. 1, 21; 3, 1; 6, 2). Beides gehört zusammen: Kirchgang und Werke der Nächstenliebe! — Der zwölfjährige Jesus im Tempel (Fest der Heiligen Familie) weist hin auf unsere Pflichten in der Familie, Eltern sowohl wie Kinder, die Erzählung von der Zinsmünze (22. Sonntag nach Pfingsten) auf die rechte Haltung des Christen im öffentlichen und politischen Leben. — Das fünfte Gebot wird uns vom Herrn selbst in der Bergpredigt erklärt: Jeder, der seinem Bruder zürnt... (5. Sonntag nach Pfingsten), und in der Parabel vom barmherzigen Samaritanen, in der der Feind sich des Feindes erbarmt (12. Sonntag nach Pfingsten), macht er uns die christliche Feindesliebe zur Pflicht. — Die Grundzüge ehelicher Keuschheit lernen wir aus dem sakramentalen Charakter der Ehe an der Hochzeit zu Kana (2. Sonntag nach Epiphanie, siehe oben); der unvermählte Christ hat sein Vorbild am jungfräulichen Gemahl der jungfräulichen Gottesmutter (Josephsfest, 19. März): das Festevangelium schildert uns ebenso seine zarte Rücksicht und Achtung gegen seine anvertraute Braut wie sein feines Gespür für die eigene innere Sauberkeit und Makellosigkeit als konkrete Ausprägung dessen, den Gottes Wort einen „gerechten Mann“ nennt. — Wie der ungetreue Verwalter (8. Sonntag nach Pfingsten) verfügen wir über Hab und Gut, als wären wir dessen unumschränkte Gebieter und sind doch nur Gottes beauftragte Knechte, dessen Willen wir uns beugen müssen, soll unser Besitz nicht ein ungerechter Mammon in unserer Hand werden.

Der Mann, der durch scheinbare Großmut vielleicht frühere Ungerechtigkeit und Übervorteilung der Schuldner ausgleicht, mahnt uns, durch soziale Gerechtigkeit wahre Klugheit zu üben. — Jesus heilt einen Taubstummen, der dann „recht redet“ (11. Sonntag nach Pfingsten): auch unsere Zunge ist oft krank: sie ist stumm, wenn sie reden soll, und spricht, wenn sie schweigen müßte, wie das Volk gegen Jesu Willen spricht. So lernen wir durch rechten Gebrauch der Zunge und (im Zuhören und Weghören) der Ohren, das achte Gebot befolgen.

Äußere Werkheiligkeit allein tut es nicht, sondern gehorsamer Vollzug des göttlichen Willens aus lauterer Gesinnung der liebenden Hingabe, frei von pharisäischer Selbstgerechtigkeit, gute Früchte eines guten Baumes mit gesunder Wurzel (7. Sonntag nach Pfingsten), demütiges Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit nach dem Beispiel des betenden Zöllners im Tempel (10. Sonntag nach Pfingsten), dankbare Liebe gegen Gott, der uns begnadet (13. Sonntag nach Pfingsten), das ist die rechte Haltung des Christen vor seinem Schöpfer und Vater im Himmel.

So kommt im Laufe des Jahres die Substanz christlicher Lehre zur Sprache: es ist im wesentlichen der Inhalt der klassischen catechetischen Formeln: Apostolisches Symbolum, die Gebote Gottes und der Kirche, das Vaterunser. Dazu brauchten wir nur zwei-, dreimal vom Tagesevangelium abgehen: am Heiligen Abend, wo das christliche Volk der Herbergssuche gedenkt, am Namen-Jesu-Sonntag, dessen Evangelium auch zu Neujahr verlesen wird, und in etwa am Gründonnerstag, wenn der Gesamtcharakter des Tages mehr Aufmerksamkeit erheischt als der Wortlaut des Evangeliums. — Wir schließen mit einer tabellarischen Übersicht über die Themen in der Reihenfolge des Kirchenjahres.

Manila

Josef Kellner S.J.

Übersicht über die Themenverteilung in der Reihenfolge des Missale

1. Adventssonntag: Christi Parusie als Vollerlösung. Christliche Hoffnung (Die Erlösung naht).
2. Adventssonntag: Christus im Alten Testament geweissagt. Heilige Schrift
3. Adventssonntag: Christi Größe (Johannes: Ich bin nicht würdig, ihm die Schuhriemen zu lösen).
4. Adventssonntag: Unsere Vorbereitung auf Christi Kommen (Bereitet den Weg des Herrn!).
- Heiliger Abend: Christi Demut und Armut in der Herbergssuche (Sie war gesegneten Leibes).
- Weihnachten: Menschwerdung Gottes: Christus, der Gott-Mensch (Das Wort ist Fleisch geworden).
- Sonntag nach Weihnachten: Christus, Schicksal der Menschen, unser Schicksal (Dieser ist gesetzt...).
- Neujahr: Christus, Herr aller Zeiten und des neuen Jahres (ward ihm der Name Jesus).
- Sonntag nach Neujahr: Gewissen und christliche Klugheit (Er kam ins Land Israel: Evangelium der Vigil von Epiphanie).
- Epiphanie: Christus der Völkerkönig. Unsere Missionspflicht (Da kamen Weise aus dem Osten).
- Familien-Sonntag: Pflichten der Eltern und Kinder: viertes Gebot (Der Knabe Jesu... war ihnen untertan).
2. Sonntag nach Epiphanie: Heiligkeit des christlichen Ehesakramentes. Eheliche Keuschheit (war eine Hochzeit zu Kana).

3. Sonntag nach Epiphanie: Gottes Allmacht im Wunder sich offenbarend (Heilung des Aussätzigen, des Hauptmannknechtes).
 4. Sonntag nach Epiphanie: Kirche als rettende Arche Christi (da erhob sich ein gewaltiger Sturm).
 5. Sonntag nach Epiphanie: Warum Gott das Böse in der Welt duldet (sein Feind säte Unkraut unter den Weizen).
 6. Sonntag nach Epiphanie: Kirche als sichtbar-unsichtbarer Herrenleib (Senfkörnlein... Sauerteig).
- Septuagesima: Die Christen zum Dienst Gottes berufen (Arbeiter für seinen Weinberg zu dinge).
- Sexagesima: Unsere Antwort auf den Ruf Gottes (Ein Sämann ging aus, seinen Samen zu säen).
- Quinquagesima: Verständnis und Nachfolge des kreuztragenden Herrn (man wird Ihn... töten).
- Aschermittwoch: Von christlicher Buß- und Sühnegesinnung (Ihr aber, wenn ihr fastet...)
1. Fastensonntag: Vom geistlichen Kampf und den Versuchungen (Da trat der Versucher an Ihn heran).
 2. Fastensonntag: Von der Tugend hoffenden Glaubens (Da ward Er vor ihnen verklärt).
 3. Fastensonntag: Vom heiligen Bußsakrament (... trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war).
 4. Fastensonntag: Von der Tugend der Mäßigung (Jesus nahm die Brote... und ebenso die Fische...).
- Passionssonntag: Die Todsünde als Gottesmord (Da hoben sie Steine auf, um Ihn zu töten).
- Palmsonntag: Vom beseligenden Leiden Christi (Gesegnet sei der da kommt).
- Gründonnerstag: Christus im Sakrament der Priesterweihe (... liebte sie bis zum äußersten).
- Karfreitag: Dankbares Mit-Büßen mit dem gekreuzigten Erlöser (... dort kreuzigten sie Ihn).
- Oster-Vigil: Die heilige Taufe, Beginn und Pfand unserer Auferstehung (... Er geht euch voraus).
- Ostersonntag: Christi Auferstehung ist auch unsere Auferstehung (... dort werdet ihr Ihn sehen).
- Weißer Sonntag: Die heiligen Sakramente als Weitergabe der Erlösung (Wie mich der Vater gesendet...).
2. Sonntag nach Ostern: Die Erlösung, ein Werk der Liebe des Herrn (Ich bin der gute Hirt).
 3. Sonntag nach Ostern: Von der ewigen Freude des Vaterhauses (Noch eine kleine Weile... in Freude verwandelt).
 4. Sonntag nach Ostern: Der Heilige Geist, Lehrer der Wahrheit in der Kirche (Wenn aber jener Geist... kommt).
 5. Sonntag nach Ostern: Vom christlichen Bittgebet (... den Vater in Meinem Namen um etwas bitten werdet).
- Himmelfahrt: Christi Heimkehr zum Vater. Unser Leben ein Pilgerweg (... in den Himmel aufgenommen).
6. Sonntag nach Ostern: Heilige Firmung, Weihe zum Christuszeugen (ihr werdet... Zeugnis ablegen von Mir).
- Pfingstsonntag: Pfingstgeheimnis, in der heiligen Firmung fortgesetzt (Der Tröster aber, der Heilige Geist).
- Dreifaltigkeitssonntag: Lebensgemeinschaft mit dem Dreieinigen in der Taufe (Taufet sie im Namen des...).
2. Sonntag nach Pfingsten: Eucharistie, Nahrung göttlichen Lebens in uns (... bereitete ein großes Gastmahl).
 3. Sonntag nach Pfingsten: Die verkannte Liebe des Erlöserherzens (Wer von euch, der hundert Schafe hat...).

4. Sonntag nach Pfingsten: Die Hierarchie, Papst, Bischöfe, Priester mit Christus (... Menschen fangen).
 5. Sonntag nach Pfingsten: Christliche Bruderliebe. Fünftes Gebot (Jeder, der seinem Bruder zürnt ...).
 6. Sonntag nach Pfingsten: Gott, Schöpfer und Erhalter unseres Lebens (derer, die gegessen hatten, bei viertausend).
 7. Sonntag nach Pfingsten: Gehorsam gegen Gott in Gesinnung und Tat (Jeder gute Baum bringt gute Früchte).
 8. Sonntag nach Pfingsten: Wir sind nur Verwalter. Soziale Gerechtigkeit. Siebentes, zehntes Gebot (ungerechter Verwalter).
 9. Sonntag nach Pfingsten: Ehrfurcht vor Gott. Erstes, zweites Gebot (Er trieb die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel).
 10. Sonntag nach Pfingsten: Demütige Gesinnung (Zwei Menschen gingen ... um zu beten ... ein Pharisäer ... ein Zöllner).
 11. Sonntag nach Pfingsten: Achtes und zehntes Gebot. Zungensünden (Da brachten sie einen Taubstummen).
 12. Sonntag nach Pfingsten: Christliche Feindesliebe (... von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber).
 13. Sonntag nach Pfingsten: Von der Dankbarkeit und vom Lobgebet (Da begegneten Ihm zehn Aussätzige).
 14. Sonntag nach Pfingsten: Vertrauen in die göttliche Vorsehung (Seid nicht ängstlich besorgt ...).
 15. Sonntag nach Pfingsten: Taufgnade, christus-geschenktes neues Leben (in eine Stadt mit Namen Naim).
 16. Sonntag nach Pfingsten: Rechte Weihe der Sonn- und Festtage (... ein Mann, der an Wassersucht litt).
 17. Sonntag nach Pfingsten: Das Grundgesetz der Gottes- und Nächstenliebe (Welches ist das größte Gebot?).
 18. Sonntag nach Pfingsten: Die zeitlichen Sündenstrafen hier und im Jenseits (Gichtbrüchiger).
 19. Sonntag nach Pfingsten: Vom Liebesbund zwischen Christus und seiner Kirche (seinem Sohne Hochzeit ...).
 20. Sonntag nach Pfingsten: Heilige Krankenölung (königlicher Beamte, dessen Sohn krank darniederlag).
 21. Sonntag nach Pfingsten: Von der ewigen Verwerfung (Voll Zorn übergab ihn sein Herr den Peinigern).
 22. Sonntag nach Pfingsten: Der Christ im politischen Leben (Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist).
 23. Sonntag nach Pfingsten: Von der heiligen Taufe (Er ... nahm das Mägdlein bei der Hand und es stand auf).
 24. Sonntag nach Pfingsten: Bereitschaft zum Endgericht (... wird das Zeichen des Menschensohnes ... erscheinen).
- Fronleichnam: Das eucharistische Geheimnis, Gabe Gottes an uns, unsere Gabe an Gott (wahrhaft Speise).
- Christ-Königs-Fest: Heimholung der Welt zu Gott in Christus (Ja, ich bin ein König).
- Unbefleckte Empfängnis: Die Unbefleckte, von Christus Vorerlöste, und wir (Voll der Gnade).
- Mariä Himmelfahrt: Maria, zweite Eva als Mutter des Erlösers und unsere Mutter (Magnificat).
- Josephfest: Joseph, Vorbild vollkommener Keuschheit (... weil er gerecht war ...).
- Peter und Paul: Der Primat Petri und des Papstes (Du bist Petrus, das ist: der Fels).
- Allerheiligen: Von der Gemeinschaft der Heiligen (Selig seid ihr ...).
- Allerseelen: Vom christlichen Sterben (der ... wird zu mir kommen).

UM EINE NEUÜBERSETZUNG DES PERIKOPENBUCHES

Zum Problem einer einheitlichen katholischen deutschen Bibelübersetzung hat sich letzts Prof. Kosnetter in einem eingehenden Artikel¹⁾ geäußert: er kommt zum Schluß, daß eine einheitliche Übersetzung weder möglich noch nützlich sei: gerade die Vielfalt der Übersetzungen lasse den Urtext in seiner ganzen Tiefe und allen seinen Farben sichtbar werden.

Hier soll vor allem auf eine Art der Bibelübersetzung eingegangen werden, eine Art, die schon wiederholt auch in neuester Zeit versucht worden ist, die Übertragung in die moderne Umgangssprache. Friedrich Pfäfflin schreibt im Vorwort zur 3. Auflage seines „Neuen Testaments in der Sprache von heute“: „Ich kann nur wiederholen, was ich schon bisher ausgesprochen habe, daß Luthers Bibelübersetzung das Meisterwerk bleibt, das nicht überboten und nicht entbehrt werden kann. Wenn ich trotzdem den Versuch wage, das Neue Testament in der Sprache von heute darzubieten, so geschieht dies um der Vielen willen, die dankbar bekennen, daß ihnen das Neue Testament in der vorliegenden Form eine Brücke ist zu dem, was Luther seinem deutschen Volk gegeben hat“²⁾. Luther hatte seinerzeit die Sprache seiner Bibel dem Mund des gemeinen Mannes abgeschaut, sie hat damals kaum sakral gewirkt, sondern modern; heute ist sie selbst wieder nicht mehr verständlich, wirkt altertümlich, ein wenig fremd, erhaben, sakral: zum eigentlichen Verständnis ist eine ganz neue, dem augenblicklichen Sprachgebrauch entsprechende Eindichtung notwendig geworden. Nebenbei: Pfäfflin hat vielfach in vorbildlicher Weise, vor allem, was das Sprachliche betrifft, gearbeitet. Aber das ist nun das Schicksal aller Übersetzungen in moderne Sprachen, „lebende“ Sprachen: dem Gang der Weiterentwicklung folgend braucht es stets neue Versuche, neue Modernisierungen der alten Übersetzungen. Das war von allem Anfang so, man konnte nicht für einen verhältnismäßig engen Kreis aramäisch Sprechender das „katholische“ Evangelium schreiben, es bedurfte der Weltsprache, des Griechischen, nicht des klassischen, literarischen Griechisch, sondern der Weltverkehrssprache, mit all ihren fremden und volkssprachlichen Elementen, gerade so, wie sie auf der ganzen Mittelmeerwelt gesprochen und geschrieben wurde. Dabei ist noch zu betonen, daß die aramäisch sprechenden Evangelisten auch noch manche aramaisierenden Ausdrücke oder Wendungen gebrauchten, die der ohnehin nicht klassischen Schönheit der Sprache noch mehr Eintrag tun mußten. Was uns im Neuen Testament begegnet, ist nicht eine literarische Kunstsprache, sondern vulgäre Umgangssprache mit aramaisierendem Einschlag, eine Sprache, die alles andere als glänzen wollte; ihr oberstes Ziel war, Mittel und Verständigung zu sein. Kein anderes Ziel verfolgte die alte lateinische Übersetzung, auch keine anderen Mittel konnte sie anwenden. Kein Wunder, wenn sich die Gebildeten von solchen „volkssprachlichen“, jeder literarischen Kunstform baren Texten abgestoßen fühlten. So ging es dem großen Bibelübersetzer

¹⁾ Zeit im Buch 9 (1955) 3215—3220.

²⁾ bei Eugen Salzer, Heilbronn 1949.

und Exegeten Hieronymus selbst; in seinem Brief an Eustochium (XXII, 30), erzählt er, daß er nach langen Nachtwachen und Gebeten Plautus zur Hand nahm, Cicero und die Klassiker las. Wenn er dann wieder einmal mehr Bußgeist hatte, griff er zu den Propheten, aber da widerstand ihm der ungepflegte Stil (*sermo horrebat incultus*): „Weil ich mit blinden Augen das Licht nicht sehen konnte“, schreibt er, „schob ich die Schuld nicht auf die Augen, sondern auf die Sonne.“ Nicht anders erging es Sankt Augustinus. In seinen Bekenntnissen schildert er, wie er sich den heiligen Schriften zuwenden wollte, aber sie schienen ihm unwürdig, mit ciceronianischer Würde verglichen zu werden: „Ihre Beschränktheit widerstrebte meiner Aufgeblasenheit, und mein Scharfsinn vermochte noch nicht ihre Tiefen zu erspähen. Und doch war sie bestimmt, mit den Kleinen zu wachsen: ich aber verschmähte es, mich zu den Kleinen zu rechnen, und von Hochmut aufgeblasen glaubte ich mich groß“ (III, 5). So könnte man noch manche Zeugnisse aus der Antike über den Sprachcharakter der Bibel und ihrer alten Übersetzung anführen.

Nach diesen kurzen Feststellungen muß man eigentlich die Frage stellen, wie weit ist die Forderung nach einer „weihevollen“, „sakralen“, „gehobenen“ Sprache heutiger Bibelübertragungen berechtigt? Fragen wir zunächst, was denn das wesentliche Kriterium einer „sakralen“ Sprache sei: ich meine, das „Altehrwürdige“, das „Altertümliche“, und damit das dem profanen Raum entrückte, weil der Gegenwart der Sprache entrückte Stilmoment. Damit ist aber gerade das erste Ziel und der eigentliche Zweck der Übersetzung, wie auch der Urtexte von Anfang an und der alten Übersetzungen dazu, zu einem Teil aufgegeben, nämlich das oberste Ziel: unmittelbarer Verständigung, deutlichster Offenbarungsvermittlung. Wer das sakrale Moment der Bibelübersetzung in der Beibehaltung der griechischen Wortstellung (möglichst sklavisch!) besonders betont sieht, fällt unter das gleiche Urteil. Freilich muß hier eigens herausgestellt werden, daß nicht alle Teile vor allem des Alten Testaments eine solche Behandlung rechtfertigen. Überall da, wo eine poetische oder prosaische Kunstform sichtbar ist und vom inspirierten Autor beabsichtigt wurde, wird man tunlichst eine adäquate Wiedergabe versuchen. Dabei gilt das Gleiche wie bei allen anderen Übertragungen aus antiken Sprachen im besonderen. Es bedarf jeweils der Umsetzung in einen bestimmten, sprachgemäßen Stil, wie Wilamowitz schon ausdrücklich betont hat³⁾. Aber dann ist es eben auch geboten, da, wo jede Kunstform in der Rede fehlt, wo es nur um Mitteilung, reine Offenbarung geht, die den Menschen unmittelbar, in seiner „täglichen“, eben in „seiner“ Sprache „treffen“, zu Herzen gehen soll, diese Sprache zu wählen, bewußt auf den „gemeinverständlichen, volkstümlichen Ton“ zu achten. Ich glaube, das gilt vorab dort, wo die Botschaft Jesu im Kult, während des heiligen Opfers dem Volk in seiner Sprache vermittelt werden soll. Deshalb will ja die Kirche den mitfeiernden Gläubigen das Evangelium, das in seiner feierlichen lateinischen Form mit den anderen sakralen Texten vom Zelebranten gelesen wird, in lingua „vernacula“ bieten. „Verna“ ist der im Haus geborene Sklave, davon kommt „vernaculus“, klassisch lateinisch heißt die Muttersprache „*sermo patrius*“; lingua ver-

³⁾ „Was ist übersetzen?“ in Reden und Vorträgen I, ed. 4. Berlin 1925, S. 13.

macula ist also die Sprache, die man zu Hause, die man gewöhnlich, die jeder spricht. Man achte einmal sorgfältig auf diese Sprache, diese „Umgangs“-sprache. Da gibt es manche Ausdrücke kaum; würden wir streng vorgehen, dann stünden wir vor dem gleichen Problem wie viele Missionare, die in einer primitiven Sprache einfach keine adäquaten Ausdrücke finden. Da geht es uns so ähnlich, wie wenn wir moderne Ausdrücke in das alte Latein möglichst klassisch zurückübersetzen wollten: es heißt da einfach genau den Begriffumfang oder die betreffende Vorstellung ins Auge fassen, bestimmen und dann neu ausdrücken. Mit Recht schreibt Wilamowitz: „Es gilt auch hier, den Buchstaben verachten und dem Geiste folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid muß neu werden, sein Inhalt bleiben. Jede rechte Übersetzung ist Travestie. Noch schärfer gesprochen, es bleibt die Seele, aber sie wechselt den Leib: die wahre Übersetzung ist Metempsychose“⁴⁾

Wir haben also zwei Haupterfordernisse der Bibelübersetzung, und wohl vor allem einer neuen Übertragung des Perikopenbuchs⁵⁾ erhoben: einmal die Stilgemäßheit je nach den Urtexten, das heißt gerade für das Neue Testament: Forderung nach einer möglichst einfachen, schlichten, gemeinverständlichen Sprache, und zweitens vollkommene Eindeutschung im Sinn der von Wilamowitz geforderten Metempsychose.

Die erste dieser Forderungen wird sich ohne größere Schwierigkeiten erfüllen lassen. Die zweite könnte wohl auf die von der philologia sacra zum großen Teil geleisteten Arbeiten bauen, müßte sich aber dann einer Form der Übersetzung nähern, die man eher Paraphrase nennt⁶⁾. Wie berechtigt im Grund eine solche Übertragung ist, kann keinem Verständigen verborgen sein. Ja es ist gerade falsch, biblische Ausdrücke wie ‚aletheia‘ oder ‚dikaiosyne‘ einfach mit ‚Wahrheit‘ und ‚Gerechtigkeit‘ zu übersetzen. Man schlage einmal eine biblische Theologie oder das Theologische Wörterbuch Kittels auf, um eine Ahnung davon zu bekommen, was eigentlich in diesen Worten steckt, daß es meist richtiger wäre, ‚aletheia‘ mit ‚Wirklichkeit‘ oder gar mit ‚Religion‘, ‚dikaiosyne‘ mit ‚rechtes Leben‘ u. ä. zu übersetzen.

Diesen Weg hat Pfäfflin beschritten und vielfach auch Ludwig Albrecht⁷⁾. Entscheidend ist natürlich die Grundeinstellung der Übersetzer; bei den beiden genannten Protestanten darf man sich nicht wundern, bei einer Übersetzung, die Exegese voraussetzt, eben protestantische Exegese zu finden, was sich besonders in den Paulinen auswirkt. Einen beachtlichen Versuch hat unser katholischer Wiener Professor Nivard Schlögl unternommen, wenn er auch dabei nicht in jedem Fall sehr glücklich mit seiner Interpretation war, so daß sein Neues Testament indiziert wurde.

Die neueste katholische Übertragung, die unseren Forderungen am meisten entgegenkommt, ist die vorzügliche Ausgabe des Neuen Testa-

⁴⁾ ebd. S. 8.

⁵⁾ zu dem neuesten Perikopenbuch von A. Zwettler vgl. die berechtigte Kritik in Bibel und Liturgie 22 (1954) 92—94.

⁶⁾ Paraphrasis est liberior textus versio, vgl. Inst. Bibl. Rom de. 6. 1951, S. 495.

⁷⁾ 7. Aufl. Brunnenverlag, Gießen 1953.

ments in der Übersetzung von Otto Karrer, Ars Sacra München, Neuauflage 1953. „Sie versucht“, sagt Karrer eingangs, „den heiligen Text in möglichster Wahrung des Wortsinnes in unserer heutigen Sprache wiederzugeben, mit jener Einfachheit und religiösen Würde, die dem Charakter des heiligen Buches entspricht.“ Diesem Ideal recht nahezukommen, ist Karrer auch gelungen. Und doch möchte man vielleicht gerade für die Evangelienperikopen, die den einfachen Leuten vorgelesen werden, noch einen Schritt weiter gehen. Es ist nicht ganz gleichgültig, ob man „Antlitz“ oder „Gesicht“ sagt u. ä. Man müßte sich einmal die Mühe nehmen und etwa die griechischen Ausdrücke des Neuen Testaments auf ihre „Popularität“ untersuchen, z. B. die zahlreichen Verkleinerungsformen wie *ky-ná-ion*, *kynídion*, *ótíon*, *ôtá-ion* *kliná-ion*, *klinídion* u. a., wobei die *Deminutiva* die Bedeutung des Grundworts angenommen haben, so wie das auch in modernen Sprachen geschieht; in der Schweiz etwa ist der Gebrauch der *Deminutiva* statt der Grundworte überwiegend, aber auch bei uns in der Umgangssprache: wer denkt eigentlich noch an „Verkleinerung“ bei Worten wie *Bankl* (= Bank), *Bussl* (= Kuß) u. a.

Weiters könnte man noch manche stereotype Wendungen eindeut-schen, etwa das aufrüttelnde, packende: *amen, amen dico vobis*: „Im Ernst, ich sage euch:“ oder „ich sage euch mit allem Ernst:“. Noch einige andere Beispiele aus dem Alten Testament: Das bekannte *tota pulchra es . . .* wird stets mit „ganz schön bist du“ wiedergegeben, aber gerade in der Umgangssprache wird mit „ganz“ der nicht vollkommene Grad einer Eigenschaft bezeichnet; treffend würde man sagen: „Alles ist schön an dir“. Oder: die kraftvolle und unmittelbare Sprache des Psalmisten (73/74, 11):

Quousque Deus, exprobrabit inimicus . . . ? quare avertis manum tuam, et dexteram tuam retines in sinu tuo? das heißt nichts anderes, als: „Herrgott, wie lange dürfen die Feinde noch schmähen . . . ? Und Du rührst keinen Finger, stehst da, die Hände in den Hosentaschen?“

Grundbedingung ist natürlich, daß eine derartige interpretierende Übersetzung fest auf dem Boden der modernsten katholischen Forschung steht. Ich meine, ein Versuch müßte in dieser Richtung einmal gewagt werden, vielleicht zunächst allein für die Evangelienperikopen. Aber dazu wären jetzt schon Ansichten, Urteile, Wünsche vor allem von vielen praktischen Seelsorgern erwünscht, möglichst auch Stellungnahmen zu den hier vorgebrachten Übersetzungsgründen⁸⁾! Ich füge im Anschluß auch noch ein beliebiges Stück (Mt 6) als einzelne Probe an, man müßte natürlich mehr bieten und auf Grund von Probelesungen und zeitweiliger Verwendung einer größeren Anzahl von Perikopen urteilen können. Nach Eingang der erbetenen Zuschriften soll deshalb noch einmal ein Bericht erscheinen und dementsprechend auch eine Ausgabe der Evangelienperikopen des ganzen Kirchenjahres.

„Ich sage euch: Ihr dürft nicht aufgehen in euren Sorgen, weder um euer Leben, was ihr denn zum Essen, was ihr denn zum Trinken habt, noch um euern Leib, was ihr zum Anziehen habt! Ist das Leben nicht wichtiger als gerade etwas zum Essen? Ist der Leib nicht wichtiger als gerade etwas zum Anziehen? Schaut auf die Vögel am Himmel hinauf! Die säen nicht, ernten nicht, führen nicht ein: Euer Vater im Himmel erhält

⁸⁾ meine Anschrift: Wien 82, Steinbauerg. 1/14/17. (Bis Juli 1956 auch: München 23, Tristanstr. 4/0).

sie. Steht ihr nicht weit über ihnen? Aber kann etwa einer von euch mit all seiner Sorgerei sein Leben auch nur um eine Kleinigkeit länger machen? Und was macht ihr euch solche Sorgen um etwas zum Anziehen? Schaut euch einmal die wilden Lilien an! Wie sie wachsen! ohne zu arbeiten, ohne (für Stoff auf Kleider) zu spinnen! Aber ich kann euch sagen: Nicht einmal König Salomo in seiner Glanzzeit hat sich so herrlich anziehen können wie eine davon.“

Wien

Lic. Dr. Johannes Bapt. Bauer

Einige Bemerkungen dazu

Der Wichtigkeit der Frage halber erbat man uns zu diesem Aufsatz die obige Stellungnahme eines bekannten Exegeten. Es geht doch darum, jene drei Elemente zu vereinen: getreue Wiedergabe des Urtextes, lebensnahe Ausdrucksweise und vor allem auch eine sakrale Form der Sprache.

Die Schriftleitung

Der Aufsatz über „eine neue Übersetzung des Perikopenbuches“ ist zweifellos von großer Sachkenntnis und Einfühlungsgabe in den heiligen Text getragen. Zu begrüßen ist auch das Bestreben, zu einer möglichst leicht verständlichen Sprache vorzustoßen.

Dennoch muß man sagen, daß es eigentlich zu allen Zeiten — auch Luther miteingeschlossen — das Bestreben der maßgebenden Übersetzer war, eine möglichst getreue Wiedergabe des Urtextes zu erreichen. Es spielt dabei doch auch die ehrfürchtige Anerkennung der Vorsehung eine Rolle, die nun einmal es so fügte, daß die heiligen Bücher gerade in jener Zeit und in dieser Sprache geschrieben wurden, wie sie eben entstanden sind.

Wir haben im Evangelium selbst ein ganz ausgezeichnetes Beispiel hierfür, wie ein Verfasser des heiligen Buches vorgegangen ist. Lukas hat z. B. seinem Evangelium einen kurzen Prolog vorausgeschickt, in dem er zeigt, wie schön und gut griechisch er eigentlich zu schreiben verstünde. Nichtsdestoweniger beginnt er im 5. Verse des 1. Kapitels — also nach dem schwungvoll geschriebenen Prolog — die eigentliche heilige Geschichte in einem ganz anderen Stile und, fast kann man sagen, in einer anderen eben doch „heiligen“ Sprache zu schreiben. Man merkt es an jedem Satze, daß er hier sich Mühe gibt, ein vielleicht vorliegendes hebräisch oder aramäisch geschriebenes Original möglichst wortgetreu wiederzugeben. Freilich ist zuzugeben — und das spricht wieder zugunsten der Aufstellungen Dr. Bauers, daß er manche Ausdrücke sicher dem griechischen Sprachgebrauch anpaßt. So hat der Engel den Gruß an Maria sicher, wenn er aramäisch gesprochen hat, nicht so formuliert, wie er heute im griechischen Text steht, wo er, genau übersetzt, ja heißt: „Freue dich, Du Gnadenvolle...“ Der Engel wird sicher das gewohnte aramäische Grußwort: „Friede sei mit Dir“ oder ähnliches gebraucht haben. Aber gerade dieses Beispiel zeigt, daß man an solchen Stellen von jeher das Gespür gehabt hat, hier müsse man aus dem Sprachgebrauch der jeweiligen Sprache heraus übersetzen, was denn auch geschehen ist, da man im Deutschen den deutschen Gruß: „Sei begrüßt...“, im lateinischen das

„Ave“ dafür eingesetzt hat. — Trotzdem darf man selbst hier noch fragen, ob mit dem Auflassen des „Freue Dich . . .“ nicht doch Wertvolles verlorengegangen ist. Wenn man vergleicht, was manche griechische Väter und Prediger aus dem „Freue Dich . . .“ heraushörten, muß man sagen, daß das in keiner anderen Sprache möglich wäre, sobald man die Übersetzung: „Freue Dich . . .“ aufgibt. So heißt es in der Predigt des Bischofs Sophronios zu diesem Evangelium: „Mit der Freude beginnt er, sie anzusprechen, jener Bote der Freude! Denn er wußte ja, wußte genau, daß diese Botschaft der gesamten Menschheit, ja allen Geschöpfen Freude bringen und alles Leid allüberall vertreiben werde; er wußte, daß aus der Kenntnis dieses göttlichen Geheimnisses die Welt mit Licht erfüllt werde . . . usw.“ Niemals könnte aus dem bloßen Grußwort: „Sei gegrüßt . . .“ so etwas herausgehört werden.

Und darum: Es hat alles doch seine zwei Seiten, wie immer. Richtig ist, daß die Bemühungen nicht aufhören dürfen, den Text der Heiligen Schrift der jeweils gebrauchten Sprechweise anzupassen. Aber andererseits kann eine bloße Übersetzung eben doch nicht schon volle Verdeutlichung sein — ein wenig boshaft dürfte man dann doch fragen, was denn die Erklärer der Schrift noch zu tun hätten. Und das Bedürfnis, daß die heiligen Schriften zusätzlich zur Übersetzung noch einer eigentlichen Erklärung bedürften, war doch immer vorhanden. Von der rechtgläubigen Kirche gar nicht zu reden, die ohnehin verbietet, einen Text ohne erklärende Anmerkungen zu veröffentlichen, muß man doch sagen, daß auch alle sogenannten Häretiker, die nur die Bibel allein gelten lassen, faktisch auch immer eine Erklärung in ihrem Sinne getrieben haben. Auch Luther wollte doch, daß die Bibel in seinem Sinne gelesen werde und hat an jene Stellen z. B. im Römerbrief, die in seinem Sinne auszulegen seien, Erklärungen am Rande eingefügt. Und die Protestanten haben sich wahrlich zu keiner Zeit bemüht, bloß eine jeweils verbesserte Übersetzung der Schrift herauszubringen — als ob damit schon alles geleistet wäre (obwohl nach ihrem Standpunkt das beinahe gerechtfertigt wäre!) Deshalb wird man genau abwägen müssen, was man „noch“ als Übersetzung gelten lassen kann und was schon in die „Erklärung“ hineinzunehmen ist. Ich würde etwa das Beispiel vom Herrgott mit den Händen „in der Hosentasche“ wohl lieber in der Erklärung lesen, zur Verdeutlichung dessen, was im Text gesagt ist, als im Text selbst. — Das Beispiel aus dem neuen Testament wird man sicher anerkennen müssen, aber man wird dabei nicht übersehen dürfen, daß es sich um einen Text handelt, der in besonderer Weise Dinge aus dem alltäglichen Leben nennt, wo es auch leichter ist, solche packende Formulierungen zu finden. Hingegen nehme man einen Text aus den Abschiedsreden des Herrn, aus seinem hohepriesterlichen Gebet — oder aus dem Prolog des Johannesevangeliums, da wird man sicher mit großer Vorsicht zu Werke gehen müssen, und das gilt von vielen anderen Stellen, um die Weihe des Wortes nicht zu zerstören. Aber das hat ja der Verfasser ohnehin selbst auch zugegeben, daß ein Unterschied ist zwischen Text und Text.

So wird man alle Bemühungen im Sinne des Verfassers anerkennen und fördern, aber man wird auch manchmal ein Wort der Warnung einlegen müssen, das er sich zweifellos auch sagen läßt.

Die Erneuerung der Liturgie aus dem Geiste der Seelsorge unter dem Pontifikat Papst Pius XII.

I. Internationaler Pastoralliturgischer Kongreß vom 18. bis 21. September 1956 zu Assisi und am 22. September 1956 zu Rom.

Präsidium:

Kardinal Cicognani, Präfekt der Heil. Ritenkongregation, Präsident; Kardinal Frings, Erzbischof von Köln, Vizepräsident für die Länder deutscher Zunge; Kardinal Mooney, Erzbischof von Detroit, Vizepräsident für die Länder englischer Zunge; Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon, Vizepräsident für Frankreich; Kardinal Lercaro, Erzbischof von Bologna, Vizepräsident für Italien; Kardinal de Arriba y Castro, Erzbischof von Tarragona, Vizepräsident für die Länder spanischer Zunge.

Ehrenkomitee:

Die übrigen anwesenden Kardinäle und Erzbischöfe. Die Bischöfe, die in den einzelnen Ländern mit der Förderung des liturgischen Apostolates betraut sind.

Organisationskomitee:

Bischof Rossi von Bielle, Präsident des Centro di Azione Liturgica, Genua (Italien); Dr. J. Wagner, Leiter des Liturgischen Institutes, Trier (Deutschland); Pierre-Marie Gy O.P., Centre de Pastorale Liturgique, Paris (Frankreich); Luigi Augustoni, Centro di Liturgia Pastorale, Lugano (Schweiz).

PROGRAMM

Assisi

Dienstag, 18. September:

Eröffnungsversammlung (21 Uhr): Bischof Rossi; Begrüßung der Teilnehmer; Kardinal Cicognani; Papst Pius XII. und die Erneuerung der Liturgie aus dem Geist der Seelsorge.

Mittwoch, 19. September:

1. Sitzung (vormittag): Jungmann S.J., Josef A., Innsbruck, Liturgiegeschichte im Lichte der Seelsorgsgeschichte; Capelle O.S.B., Abt Bernard, Mont César, Die Pastoraltheologie der Enzykliken „Mystici Corporis“ und „Mediator Dei“.

2. Sitzung (nachmittag): Gerlier, Kardinal Pierre, Lyon, Die neuen doppelsprachigen Ritualien und ihre Auswirkung in der Seelsorge; Wagner, Dr. Johannes, Trier, Liturgie und christliche Kunst.

Donnerstag, 20. September:

3. Sitzung (vormittag): Bea S.J., Augustinus, Rom, Die seelsorgliche Bedeutung des Wortes Gottes in der Liturgie; van Bakkum, Wilhelm, Apostol. Vikar von Ruteng (Indonesien), Liturgische Erneuerung im Dienste der Mission.

4. Sitzung (nachmittag): Stohr, Bischof Albert, Mainz, die Enzyklika „Musicae Sacrae Disciplina“ und ihre Bedeutung für die Seelsorge; Vicente, Weihbischof Francesco Miranda, Toledo, Die Apostolische Konstitution „Sacramentum Ordinis“ und ihre Bedeutung für die Weihetheologie; N. N., Das Verhältnis von Liturgie und Seelsorge in den orientalischen Riten.

Freitag, 21. September:

5. Sitzung (vormittag): Antonelli, O.F.M., P. Ferdinando, Rom, „Ordo Hebdomadae Sanctae Instauratus“, Bedeutung, Durchführung, Ausblicke; Korreferenten: O' Hara, Erzbischof Edwin Vincent, Kansas City; Weskam m. Bischof Wilhelm, Berlin.

6. Sitzung (nachmittag): Lercaro, Kardinal Giacomo, Bologna, Rubrikenvereinfachung und Brevierreform; Garrone, Erzbischof-Koadjutor Gabriele, Toulouse, Die seelsorgliche Tragweite der Apostolischen Konstitution „Christus Dominus“; Cicognani, Kardinal Gaetano, Schlußwort.

Rom

Samstag, 22. September:

Anreise nach Rom. Am Nachmittag Empfang des Kongresses durch Seine Heiligkeit Papst Pius XII. Ansprache des Heiligen Vaters.

Liturgische Frömmigkeit

Unter dieser Überschrift weisen wir auf zwei Werke hin*), deren eines diesen Titel trägt, das andere, *Mélanges Liturgiques*, Abbaye du Mont César, Louvain 1954, ein Auszug aus den Schriften von Dom Lambert Beauduin OSB zu seinem 80. Geburtstag, als ersten Aufsatz den über „Die Frömmigkeit der Kirche“ enthält. Der Verfasser des ersten Buches: „Liturgical Piety“ (Liturgical Studies Vol. I., University of Notre Dame Press 1955), der Oratorianer Louis Bouyer, widmet nicht weniger als sieben Seiten dem Lebenswerk Dom Beauduins, den er als den Begründer der liturgischen Erneuerung in Belgien bezeichnet. Er hebt hervor, daß nach Dom Beauduin die Liturgie die grundlegende Katechese der christlichen Lehre ist, und ihre Darstellung das geeignetste Mittel sei, das höchste und reinste geistliche Leben anzuregen und zu nähren. Die Liturgie ist nach ihm der Quellgrund geistlicher Lebendigkeit und der Nährboden für das gesamte Leben des Christen. Was würde, so fragte Dom Beauduin im Jahre 1914, für ein neues Leben in der Kirche erblühen, wenn die Anstregungen, die mancher Priester ein Leben lang für die gewiß notwendigen, aber sekundären Forderungen des sozialen Lebens aufbringt, der Liturgie als der ersten Quelle christlichen Lebens geschenkt würden? Die Pflege des liturgischen Lebens ist die vornehmste Verpflichtung pastoralen Wirkens. Gegenüber dem Individualismus in der Frömmigkeit, dem Nachlassen im Gebete, den Irrwegen der Frömmigkeit, dem liberalen Geiste der Trennung des Glaubenslebens vom weltlichen Leben, dem oft spürbaren Mangel einer wirklich kindlichen Liebe zu den von ihren Hierarchen väterlich geleiteten Gläubigen hebt er die Vorzüge liturgischer Frömmigkeit hervor: den sozialen, universalen, dogmatisch sicheren, heiligenden, humanen Charakter der Liturgie. Man müßte den ganzen Aufsatz Dom Beauduins und auch den folgenden: „*Essai de manuel de Liturgie*“ ausschreiben, um den Gedankenreichtum, die theologische Einsicht und die auf das christliche Leben zielende Verlebendigung der liturgischen Handlungen und Texte sichtbar zu machen. Durch die französische, der lateinischen so nahe Sprache ist eine Klarheit gegeben, die, echtes Erbe scholastischen Denkens, die Sätze Beauduins einsichtig und unwiderlegbar macht. Gerne erinnern diejenigen, die aus der Schule eines anderen Erneuerers liturgischen Lebens, des hochseligen Abtes Ildefons Herwegen von Maria-Laach, kommen, sich der kämpferischen Persönlichkeit des belgischen Mitbruders und bringen ihm ihre dankbare Huldigung dar, nicht nur für das, was er geschrieben, sondern auch in langen Jahren erstritten hat. Wenn wir heute freier und glücklicher, weil von vielem Überflüssigen und Inkonsequenten innerhalb des liturgischen Dienstes befreit, das erhabene Werk der Liturgie in Opfer und Gebet vollziehen können, so danken wir das Männern wie ihm und Abt Herwegen, die, ihrer Zeit weit vorausseilend, für die oberste Entscheidung des kirchlichen Hirtenamtes die Wege bereitet haben.

Wie sehr Dom Beauduin aber nicht nur geistvoller Anreger zum Leben in der Liturgie, sondern auch ein tiefgründiger Kenner ihrer Geschichte war, zeigen die weiteren Artikel der *Mélanges*: der Advent, die Fastenzeit, das altgewordene Paschamysterium, die fünfzig österlichen Tage, die eucharistische Liturgie auf dem Konzil von Trient, der pfarrliche Geist in der Tradition, das Abendland in der Schule des Morgenlandes. Sie bieten aus sicherem historischen Wissen eine Fülle von Belehrungen und Anregungen für die Bildung des christlichen Lebens im Mitfeiern des kultischen Jahres. Der kurze Aufsatz über das Paschamysterium, im Jahre 1923 geschrieben, ist ein Aufruf zu dem, was in

*) Dom Lambert Beauduin: *Mélanges Liturgiques*. 270 S. br., Abbaye du Mt. César, Louvain. 1954. — Louis Bouyer: *Liturgical Piety*. 284 S; Hln. \$ 4.75; University of Notre Dame Press, Indiana. 1955.

diesem Jahre zum ersten Male wieder seit Jahrhunderten erfüllte Wirklichkeit für das Volk Gottes geworden ist.

Gleichen Geistes, aber mit deutlicher Beziehung zu dem seit den frühen Anregungen Dom Beauduins durch die liturgische Forschung Erarbeiteten, sind die Vorlesungen des hochw. Herrn Louis Bouyer, die er an der Universität von Notre Dame, Indiana, gehalten hat. Seit 1947 veranstaltet der liebenswürdige, dynamische, für die Liturgie begeisterte Father Michael A. Mathis C.S.C. jährlich diese liturgischen Kurse, zu denen Liturgiker und Exegeten von Namen, wie Balthasar Fischer, Josef A. Jungmann S.J., Jean Daniélou S.J., Dom Godfrey Diekmann O.S.B. u. a. eingeladen wurden. Unter dem nicht ganz zutreffenden Titel „Liturgical Piety“ faßt L. Bouyer seine Vorlesungen zusammen. In Wirklichkeit enthalten sie eine auf den neuesten Forschungen aufgebaute, natürlich gedrängte Darlegung des Begriffes, Inhaltes und der Geschichte der Liturgie bis auf die liturgische Erneuerung unserer Tage: Opfermysterium, Sakramente, Liturgisches Jahr, Gedächtnis der Heiligen, das göttliche Offizium, der Geist der Liturgie, das Mysterium und die Welt, und ein Anhang über liturgische Studien. Schon diese Inhaltsangabe zeigt, wieviel dazu gehört, auf 281 Seiten eine einigermaßen genügende Übersicht über ein so gewaltiges Gebiet wie die Liturgie und ihre Geschichte zu geben. Nachdem der Rezensent ungefähr das Gleiche im ersten Jahr der Kurse 1947 in Notre Dame versucht hat, darf er wohl feststellen, daß L. Bouyer dieser Versuch in einer bemerkenswerten Weise gelungen ist.

Mit freudiger Genugtuung liest man, was der französische Oratorianer im 2. Kapitel „From the Romantic Reaction to the Patristic Ideal of Liturgy“ über das liturgisch-theologische Werk des Abtes Ildefons Herwegen und P. Odo Casels schreibt. Es gibt im deutschen Sprachgebiet nicht viele Theologen, die wie er bei ernster Abwägung der Einwendungen gegen die Lehre vom Kultmysterium diese selbst aus seinem Wissen um die echte Tradition heraus bejaht. Wenn er dabei ernste Worte über manche Produkte einer „liturgischen“ Kunst findet, die, sei es aus künstlerischem Unvermögen, sei es aus unzureichender Einsicht in das Wesen sakraler Kunst nicht an die Höhe der Doktrin selbst heranreicht, so steht er nicht allein mit seinem Urteil. Aber die daraus sich ergebende Forderung an die Hüter des Heiligtums ist klar, besonders in einem Jahr, in dem die ehrwürdige Basilika von Maria-Laach aus Anlaß des 800. Jahrestages ihrer Weihe im Geiste ihrer monastischen Bauherren erneuert wird.

Maria-Laach/Salzburg

P. Thomas Michels O.S.B.

Bugnini-Brega: Ordo Hebdomadae Sanctae instauratus. Brosch., 176 Seiten, Dollar 1.50. Edizioni Liturgiche, Roma, 1956.

Von berufener Seite wird uns hier ein Kommentar zum neuen Karwochenordo vorgelegt. In der Einleitung beklagen es freilich die Autoren, wenig Zeit zur Ausarbeitung eines so wichtigen Gegenstandes zur Verfügung gehabt zu haben: „Commentarium . . . paucis hebdomadibus necessario conscriptum et impressum, modeste ac timide nostris lectoribus praebeamus.“ Aber es galt, Sinn und Verständnis für die neue Liturgie der Heiligen Woche fördern zu helfen.

Dieses Ziel ist jedenfalls erreicht. In der Tat wird dem Leser eine reiche Fülle von Material einsichtig gemacht, die es ihm ermöglichen, in den Gegenstand immer tiefer einzudringen. Wertvolle Erkenntnisse bringen jeweils die historischen Hinweise, die das Werden und den Vollzug der heiligen Riten im Orient und Okzident beleuchten. Man bringt doch vor allem auch der heiligen Liturgie mehr persönliches Interesse entgegen, wenn man ihre bis in die ersten Zeilen hinaufreichende Entwicklung verfolgen darf.

Dabei ist jedoch nie außer acht gelassen, auf das Wesen und Kernstück, auf die eigentliche Wirklichkeit und Bedeutung der Riten hinzuweisen, den eigentlichen Inhalt der liturgischen Feier herauszustellen.

Die Erläuterung einzelner Rubriken wird gerade in pastoreller Sicht vollzogen und die Gelegenheit wahrgenommen, dem Seelsorger die innere Absicht des rituellen Vollzuges, seine symbolhafte Gestalt und Richtung aufzuzeigen.

So sind wir für diese Arbeit, die, wenn auch in kürzester Zeit erstellt, so vieles vermittelt, ehrlich dankbar. Sie wird uns eine dankenswerte Hilfe sein, wenn wir in den kommenden Jahren die Mysterien der Heiligen Woche vorbereiten helfen.

Rudolf Fattinger: Liturgisch-praktische Requisitenkunde. Leinen, 284 Seiten, DM 15.80, sfr. 18.40. Verlag Herder, Freiburg. 1955.

Fattinger hat diese Liturgisch-praktische Requisitenkunde in lexikaler Form bearbeitet und damit die Benützung seiner Arbeit praktisch und leicht gemacht. Man staunt über die Fülle des Materials, das in diesem Buch behandelt ist. So wird es jedem Seelsorger eine besonders wertvolle Hilfe bedeuten. Der Autor ließ sich in weniger einsichtigen Fällen jeweils von zuständigen Fachmännern beraten, so daß wir also ein Elaborat vor uns haben, auf das man sich gewiß stets verlassen kann. Dazu bringt das Buch auch eine sehr reiche Quellenangabe, was von solider Ausarbeitung des Textes zeugt. Wir möchten diese Liturgische Requisitenkunde allseits besonders empfehlen.

F. Schreibmayer — K. Ti'mann: Handbuch zum Katholischen Katechismus. Band I. Von Gott und unserer Erlösung, erster Halbband, Lehrstücke 1—21. Kartonierte S 221.—. Verlag Herder, Freiburg, 1955.

Diesem Handbuch zum Katholischen Katechismus Deutschlands kommt eine grundlegende Bedeutung zu. Dies nicht bloß, weil es wohldurchdachte Katechesen bringt, sondern weil es in seiner Einleitung ganz eindeutig und klar die Aufgaben und vor allem das Wesen der Katechese umreißt und bestimmt. Diese ist ja nicht so sehr eine Vermittlung von „Material“, sondern die lebendig entfaltete Christusbotschaft selbst. So ist ihr eigentlicher Inhalt immer wieder das große Heilsgeschehen, in dessen Mittelpunkt Christus selber steht. Eindrucksvoll wird hiebei auf die Methode verwiesen, wie sie Christus der Herr in seiner Verkündigung verwendet hat. Seine Unterweisungen waren keine dürrten Schriftauslegungen und -erklärungen. Er ging vielmehr vom Leben, von der jeweiligen Situation aus, seine Schilderungen haben die Zuhörer gepackt und mitgerissen. Am Schlusse aber steht immer wieder machtvolle Aufforderung zur Tat. Die Methode des Herrn bleibt auch die Methode des Katecheten. Dabei greift man aber auch auf die alte katechetische Tradition zurück, wie sie in der Väterzeit in Geltung war: die „verkündigende“ Darbietung. Man kann darüber nur froh sein, daß unsere Zeit dahin zurückkehrt; dies ist nicht ein antiquierendes Rückwärtsschreiten, sondern eine fruchtbare Besinnung hin auf das Wesen jeglicher Katechetik.

Das Handbuch leitet jedes Lehrstück mit einer „Besinnung des Katecheten“ ein. Dieser Abschnitt stellt den großen Zusammenhang her, in den das Lehrstück hineinverwoben ist. Damit bleibt der Blick aufs Ganze gewahrt. Der kleine Absatz „Zur Betrachtung und Selbstbesinnung“ ist ebenfalls für den Katecheten bestimmt und ruft ihn zur Glaubensüberzeugung und Berufstreue auf. Erst auf solchem Grunde kann gedeihliche Arbeit vor und an den Kindern geleistet werden. Wesenhaftes, priesterliches, katechetisches Ethos ist die unentbehrliche Vorbedingung.

Die Katechesen selbst, die hier vorgelegt werden, sind zielklar durchdacht und abgewogen. In solcher Form bedeuten sie eine überaus wertvolle Hilfeleistung für den Religionslehrer.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieses Handbuch auch außerhalb des deutschen Reichsgebietes dankbare Abnehmer finden wird und auch schon gefunden hat.

Josef Hüßler: Religionslehrbuch für Sekundarschulen. Leinen, X., 302 Seiten. Rex-Verlag, Luzern, 1955.

Die Diözese Basel hat dieses Religionslehrbuch als Lehrmittel für die Sekundarschulen bestellt. Um es gleich vorwegzunehmen, es ist eine wertvolle Arbeit, die uns hier an die Hand gegeben wird. Die Einteilung des Stoffes wurde mit gutem Bedacht vorgenommen. Ausgehend vom Werk der Schöpfung und Erlösung kommt das Reich Gottes auf Erden zur Darstellung: die Kirche und die Sakramente. Der Abschnitt über die heiligste Eucharistie, die Behandlung des Meßopfers als Opfer Christi und seiner Kirche verdient u. a. besonders hervorgehoben zu werden. Aber auch die übrigen Hauptabschnitte zeigen

klare stoffliche Durchleuchtung und unmittelbare religiöse Lebensnähe. Die Sprache ist dem heutigen Menschen angepaßt, folgt seinem Denken und seinem Lebensgefühl und wird dem hohen Ziel religiöser Unterweisung und Formung eingeordnet. Der letzte Teil bringt eine kurze Geschichte des Gottesreiches auf Erden, die in Kürze alles Wichtige und Wissenswerte zur Darstellung bringt.

Karl Rudolf: Heilige Schrift und Seelsorge. Wiener Seelsorgertagung vom 27. bis 30. Dezember 1954. Kartoniert 192 S. Seelsorger Verlag im Verlag Herder, Wien, 1955.

Die traditionelle Wiener Weihnachts-Seelsorgertagung des Jahres 1954 beschäftigte sich eingehend mit dem Thema „Heilige Schrift und Seelsorge“. Wie Prälat Dr. Rudolf im Vorwort bemerkt, standen den Veranstaltern (dem Österreichischen Seelsorge-Institut) vor allem zwei Ziele vor Augen: den Seelsorgsklerus erneut zu eingehendem Studium der Heiligen Schrift zu ermuntern, aber auch „das Gros der praktischen Seelsorger wenigstens mit den wichtigsten gesicherten neuen Erkenntnissen bekannt zu machen“. Man muß es dankbar begrüßen, daß die Wiener Referate einem weiteren und größeren Kreis durch deren Drucklegung vorgelegt werden. Die einzelnen Themen werden jeden Seelsorger von Haus aus interessieren ob ihrer grundlegenden Bedeutung und ihrer lebensnahen Bezugnahme auf die konkrete Situation der Seelsorge.

Jos. Hofinger S.J. und Jos. Kellner S.J.: Der priesterlose Gemeindegottesdienst in den Missionen. Heft XIV der Schriftenreihe der neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft, Administration Schöneck-Beckenried (Schweiz), 42 S.

Diese wertvolle Arbeit des um die liturgische Erneuerung in den Missionen verdienten P. Hofinger sollte nicht nur von den Missionären, sondern auch von allen, die sich in europäischen Diasporaverhältnissen mit priesterlosen Gottesdiensten behelfen müssen, beachtet werden. Das postulierte Grundschema entspricht durchaus den liturgischen Prinzipien: A) Wortgottesdienst: Gebet (oder Lied), Erste Lesung (Epistel der Tagesmesse), Psalm als Zwischengesang, Zweite Lesung (Evangelium), Psalm, Katechese (nach einem vom Oberhirten vorgelegten Lektionar), Apostolisches Glaubensbekenntnis; B) Gebetsgottesdienst: Bittgebet (Allgemeines Gebet — „Oratio Fidelium“), Lied, Dankgebet der Gemeinde mit Sanctus und Pater noster (Kommemoration der Festzeit), Schlußlied. Die vier von P. Kellner ausgearbeiteten Formulare für Weihnachten, Ostern, Pfingsten und den 14. Nachpfingstsonntag beweisen, daß sich tatsächlich auf diese Weise ein liturgisch und katechetisch befriedigender Gottesdienst gestalten läßt. (Bei Gelegenheit dieser Besprechung sei noch darauf hingewiesen, daß die Bände I [P. Dr. Walbert Bühlmann O.F.M.Cap., Die christliche Terminologie als missionsmethodisches Problem] und II [Der einheimische Klerus in Geschichte und Gegenwart] der Supplementa der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft eine Fülle von Gedanken zum Problem der Liturgie in den Missionen enthalten).

W. Heim

Urs v. Balthasar: Augustinus. Das Antlitz der Kirche. 363 Seiten, Leinen, sfr. 14.80. Verlag Benziger, Einsiedeln, 1955.

Wohl kaum ein anderer hat das Mysterium der Kirche derartig aus der Mitte seines Herzens, ja seines ganzen Seins erlebt wie Augustin. Hat er doch auf dem Weg zur Wahrheit die verschiedenen Varianten menschlicher Wirrnisse und menschlichen Suchens verspüren müssen, bis ihm inmitten anbrechender Verzweiflung das reine Geschenk der Wahrheitsgewißheit geschenkt wurde, in der Kirche. Nichts ist ihm also lebendiger als sie, durch die Gott selber zum Menschen tritt und in der der Mensch Ihm macht- und hüllenlos gegenübersteht.

In tiefeschürfender Weise zeichnet zunächst Hans Urs von Balthasar ein Bild der Kirche mit all ihren Kreuz- und Querverbindungen des Verhältnisses Gott-Mensch, auf das projektionsartig der Glaube Augustins gelenkt wird. Um so heller strahlt dieses Bild seiner geliebten Kirche auf diesem Untergrund auf. Dann kommt aber Augustin selbst zum Wort, eine Auswahl aus seinen Predigten, den Psalmenerklärungen, dem Traktat zum Johannesevangelium zeichnen an 357 Stellen ein vollständiges Bild augustinish persönlich ausgeprägter Art. Das Bild der Kirche, wie es ein Seelsorger sieht; des Menschen in der Kirche also, der erlöst werden muß, zu dem sich Gott liebevoll hinneigt;

des Leibes Christi, der Haupt und Bräutigam der Kirche ist; der Kirche als der Nachfolge Christi als Liebe und als Ärgernis der Menschen.

Augustins Sprache aber, die Liebe in der Begeisterung oder die Begeisterung der Liebe, tritt uns kaum irgendwo anschaulicher und lebendiger, persönlicher und eine Entscheidung fordernder entgegen, als in dieser, das Leben jedes Christen im letzten Ernst aufwühlenden Fragestellung um die Kirche.

DDr. P. Friedrich Hermann O.S.B.

Paul Maria vom Kreuz: Der Geist des Alten Testamentes, Band III. Die Wege Gottes. 249 Seiten, Leinen, sfr 8.90, DM 8.60. Verlag Benziger, Einsiedeln. 1955.

In einem geraden Weg führt dieser vorliegende dritte Band, der das Gesamtwerk nun abschließt, hin zum Ziel: zum Ziel der Vollendung des Menschen, der nur auf diese Art der Gottesoffenbarung des AT sich vollenden konnte, zu dem anderen Ziel, daß auch die Vollkommenheit des AT nur — ein manchmal dunkles — Abbild des kommenden herrlichen und klaren NT darzustellen vermochte.

Hat uns der erste Band die Realitäten Gottes und der Seele aufgezeigt und jenes Moment, das diesen Realitäten in ihren Relationen zueinander erst den letzten „Sinn“ gibt, und hat der zweite Band sozusagen den oberen Weg zum Ziel, die Arbeit und Bereitschaft Gottes in seiner unendlichen Liebe zu uns aufgezeigt, so ergibt sich als Folge die Frage, was nun der Mensch eigentlich dazu tue. Die Antwort kann auch im AT nur heißen: er glaubt und leidet. Im wesentlichen ist es also derselbe Weg wie im NT, den der Mensch gehen muß, nur dunkler und daher schwerer. Die Geschichte des Glaubens ist die Geschichte des AT. Dies zeigt nun der Verfasser zeitgeschichtlich in den großen Vorbildern von Abraham bis zu den Propheten, und geistig-übernatürlich von der Verheißung über die Setzung der Gesetzestafeln bis zu Isaias und dem Erscheinen Christi. Der Weg des Glaubens ist jedoch auch für den alttestamentlichen Menschen nur der eine Weg, der den anderen Weg des Leidens stützen und erhalten muß. Er hat auch hier den Sinn der Läuterung von der Sünde, der Reinigung und der Sühne, also in einer individuellen und einer kollektiven Gebärde vor Gott ohne Ausnahme. Es bereitet so das NT, den Einzug der nun klar geoffenbarten Liebe und Güte Gottes in den Menschen vor, die Liebesregung Gottes im Menschen, die Umwandlung der Seele hin zur Vereinigung mit ihm. Am Beispiel des Jeremias und des Job erläutert der Verfasser dieses Wesen des Glaubens und des Leidens in der alttestamentlichen Sicht.

Und abschließend sei es nochmals gesagt: Dies Werk atmet den Geist des Gebetes, ja es lebt aus einer besonderen Art der ständigen und erlebten Nähe Gottes, wie sie uns der begnadete sichere Besitz des NT bietet.

DDr. P. Friedrich Hermann O.S.B.

Alfons Hiemer S.J.: Die Kunst des Herzensgebetes. — Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 1956. Kartonierte, 88 Seiten, DM 2.50.

Das wirkliche Verdienst dieses Büchleins ist die Verpersönlichung des Gebetslebens seiner Leser. Auf einfache, schlichte und gerade darum so wirksame Weise führt es aus einem Gebetsformalismus heraus, der schon bei vielen ehrlich um religiöse Vertiefung ringenden Menschen den letzten Durchbruch zur Innerlichkeit und Weiterentwicklung verhindert hat. Die praktischen Beispiele machen das Ganze noch lebensnaher und brauchbarer. P. Sebastian Goor O.S.B.

Francois Mauriac: Brot des Lebens. 117 Seiten, Kartonierte DM 4.80, Leinen DM 5.80. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1955.

Mauriac, der große Meister der Form und Sprache, legt hier ein Schauspiel vor, das man als „Sakramentsspiel“ bezeichnen könnte. Einfachheit und Schlichtheit im Ausdruck, scharfe Zeichnung der Charaktere und konsequente Handlungsführung heben es besonders hervor. Es zwingt jeden zur Stellungnahme, zur Entscheidung gegenüber jenem Kreuz, das am Ende des Geschehens steht. Mauriac selbst bezeichnete sein Schauspiel als eines „das ins Helle mündet“, womit der nicht mehr ausgesprochene lichtvolle Ausgang positiv bestätigt erscheint. Die geschmackvolle Ausstattung wäre noch besonders zu erwähnen.

J. P.

CHRISTLICHE KUNST HEUTE

Giacomo Kardinal Lercaro, Erzbischof von Bologna

Wenn der Geist der göttlichen Liturgie die Seele des Künstlers erfüllt, wird es ihm ein leichtes sein, die Größe Gottes in der Melodie unserer Zeit zu singen. Die Mitlebenden werden ihn begreifen und einstimmen in seinen Lobpreis. Die Mitlebenden, ja denn Gott ist nicht der Gott der Abgeschiedenen, er ist der Gott der Lebendigen. Darum glaube ich, daß vor allem das Volk die Sprache der kirchlichen Kunst verstehen und begreifen muß. Klerus, Künstler und Kirchenvolk scheinen mir jene feste Gemeinschaft zu bilden, über der sich der Bau der christlichen Kunst erhebt. Dem Klerus ist aufgetragen, die Erfordernisse des Kults zu nennen und zu deuten. Der Künstler hat diese Forderungen in die künstlerische Aussage zu übertragen. Das Kirchenvolk muß willens sein, mit Einfühlung und Zustimmung das Werk unbefangen anzunehmen, das zu seinem und zu Gottes Dienst geschaffen wurde.

Nach einer langen Zeit des gegenseitigen Mißtrauens und völliger Entfremdung scheint sich nun tatsächlich großzügig und von hoher Warte aus ein religiös-künstlerisches Gespräch anzubahnen, das in der Vergangenheit doch jahrhundertlang intensiv und fruchtbar, zuweilen sogar mit schöpferischem Elan geführt wurde. Heute isoliert sich der Künstler, befangen in einem überspitzten Individualismus, von der Gemeinschaft. Der Klerus macht es sich leicht, indem er sich mit Imitationen vergangener Stilepochen begnügt. Das Volk aber findet in unserer Zeit nicht mehr das, was in alter Zeit die „Biblia pauperum“ gewesen ist.

Der nahezu völlige Verzicht auf sakrale Themen im Bereich der Kunst hatte das Ferment der gesamten Gemeinschaft geschwächt, in der die Kunst doch immer eine wunderbare Mittlerrolle zwischen den edelsten Regungen der Menschen und der übernatürlichen Wirklichkeit gespielt hat.

Als sich nun — vor allem in der Liturgie und im Volk — das Bewußtsein eines gemeinsamen Anliegens einstellte, setzte sich eine grundlegende künstlerische Erneuerung durch, willens, die künstlerische Tradition zu sichern — nicht um sich der Verantwortung zu entziehen und sich auf vergilbtem Lorbeer auszuruhen — sondern um sie folgerichtig zu entwickeln und weiterzuführen. Denn jeder Augenblick in der Geschichte soll wahrhaft den lebendigen Gott in der Sprache der Lebenden preisen!

Dieser neue Antrieb verwirklichte sich vor allem auf dem Gebiet der Architektur, weil sie ihrem Wesen nach gegen alle unverbindlichen Formulierungen ihrer Aufgabe, die sie mit klarem Blick angeht, gerichtet ist.

Schwieriger und problematischer ist die Erneuerung der bildenden und schmückenden Künste, die heute noch auf der Suche nach einer neuen Synthese sind.

Mir als Bischof sei es nun gestattet, einige Richtlinien aufzustellen, die wohl geeignet sind, das Gespräch fortzuführen:

1. Wir müssen zu den Quellen gehen, um den Sinn des Göttlichen zu deuten, den Geist und die Funktion jeder Einzelheit in der christlichen Kunst zu klären und die echte Tradition aufzunehmen. Diese Quellen sind: Die Heilige Schrift, die Liturgie und die Lehre der Kirche.
2. Wir müssen für die Gemeinschaft arbeiten. Das Kunstwerk darf nicht im persönlichen Erlebnisbereich seines Schöpfers beschlossen bleiben. Es muß zu allen sprechen und faßlich sein.
3. Der künstlerische Ausdruck des Werkes muß die lebendige und aktuelle Sprache u n s e r e r Zeit sprechen, um seinen Sinn zu erfüllen: Vor Gott das Zeugnis unserer Epoche abzulegen.

Jede Initiative, die in dieser Richtung geht, verdient die lebhafteste Ermunterung und die volle Aufmerksamkeit aller Gleichgesinnten, die guten Willens sind*).

*) Entnommen mit gütiger Erlaubnis des Verlages Styria, Graz, dem Katalog „Internationale Ausstellung christlicher Kunst in Salzburg 1956“.

Aus der Enzyklika „Mediator Dei“ Pius' XII.:

„Gestützt auf die päpstlichen Richtlinien und Bestimmungen, bestrebt euch eifrig, ehrwürdige Brüder, Geist und Herz der Künstler zu erleuchten und zu leiten, denen heute die Aufgabe zufällt, so viele durch den Krieg beschädigte und vollends zerstörte Kirchen wiederherzustellen oder neu aufzubauen. Könnten und möchten sie doch aus den göttlichen Quellen der Religion die Motive schöpfen, die passender und würdiger den Anliegen des Kults entsprechen. Dann werden in der Tat die menschlichen Künste, die gleichsam ein Geschenk vom Himmel sind, beglückend in geklärtem Licht erstrahlen, die Kultur in höchstem Maße fördern und zu Ehre Gottes wie zum Heil der Seelen ihren Beitrag leisten. Denn die schönen Künste stehen erst dann im Einklang mit der Religion, wenn sie wie vornehme Mägde in den Dienst des göttlichen Kultes treten.“

VOM SINN DER MODERNEN KUNST IM SAKRALEN RAUM

Immer noch stehen sich im Wirrwarr der Kunstfragen *zwei Fronten* gegenüber, die in mehr oder weniger schroffem Gegensatze zueinander stehen: *Konservative* Geister, die als Hüter heiliger Traditionen sich gegen die Auswüchse der Kunst, vor allem der Kunst an heiligem Orte, stemmen und es als Pflicht und Auftrag ansehen, dies zu tun, die deshalb allem Neuen abhold sind und durch besonders extreme moderne Schöpfungen, Ausartungen usw. sich eine scheinbare Legitimität für ihr Vorgehen borgen. Auf der anderen Seite sind es mutige, zum Teil sogar kühne, unternehmungslustige Künstler und Kunstfreunde, die unbeirrt durch Mißkennung, sogar Verketzerung ihren Weg gehen und erst von der Zukunft verstanden zu werden hoffen. Dieser Kampf entbrannte nicht in allen Ländern Europas zu gleicher Zeit in gleicher Hitze. In Frankreich, von wo aus seit ca. 1860 alle Kunstrichtungen ihren Ausgang nahmen, ist auch der Streit um die *moderne Kunst im sakralen Raum* seit längerer Zeit mehr oder weniger zugunsten der modernen Kunst entschieden, nicht zuletzt dank der großzügigen und zeitaufgeschlossenen Arbeiten von Theologen wie Couturier O. P., Regamey u. a. Es ist dabei zu bedenken, daß man in den romanischen Ländern fast unmittelbar an die gotische Kirchenkunst anschließen konnte. Anders ist es in unseren Gegenden, wo eine kraftvolle, fast überschäumende (wenn auch nicht ohne Schwächen) sich gebende *Barockkunst* die Gotik abgelöst hat, jener Barocke, in der wir, gerade weil sie stark war, heute noch, allerdings in hundertfach verdünnter Form, schwimmen und uns fast gemütlich treiben lassen. Bei uns ist von der barocken Farb- und Formfülle weg ein größerer Schritt zur Moderne zu tun, als das in Frankreich, Belgien etc. der Fall war, weshalb auch der Kampf notwendig intensiver und schmerzlicher sich ausnehmen muß.

Ich will, um dem gestellten Thema gerecht zu werden, in *zwei Teilen* das zu Sagende vorlegen: 1. von den Schwierigkeiten, die sich der *modernen Kunst im sakralen Raum* entgegenbäumen, und 2. welche positiven Wertmomente der modernen Kunst empfehlen sich gerade für den sakralen Raum.

I.

Ein Blick auf die kirchliche Kunstgeschichte zeigt, daß sich die Kirche ebensowenig wie auf eine bestimmte Staatsform auf eine bestimmte Kunstform für immer und ewig festgelegt hat. Sie trug das Heilige in ihren Händen sowohl in den *dunklen Grüften* der Katakomben und deren bescheidenem Schmuck wie in den *Basiliken* und Zentralbauten mit ihren hieratischen Monumentalgestalten der byzantinischen Kunst, später in den ernsten romanischen Domen mit ihrer klaren Verbindung von Vertikale und Horizontale, von Natürlichem und Übernatürlichem; die Kirche opferte und betete in den himmelragenden gotischen Kathedralen, durchflutet von unendlicher Lichtfülle, die durch die herrlichen Glasfenster einbrach; sie zelebrierte unter den gewaltigen Wölbungen und Kuppeln der Renaissancezeit mit so viel fast heidnisch anmutenden Plastiken und Gemälden; sie war der fortlebende Christus in den lichtdurchfluteten Prunkräumen der Barockzeit, die Hochaltäre mit wandgroßen Bildern

schuf, die große Tribünenwerke zwischen die eingezogenen Streben legte und als Gegenstück zum Prunkaltar die Prunkprospekte der Orgeln setzte.

Und, man beachte es wohl, die Kirche folgte hiebei keineswegs jeweils dem modischen Geschmack der Zeit, sondern sie selber trieb immer neue Zweige und Äste künstlerischer Ausdruckskräfte hervor und die weltliche Kunst folgte ihr eher, als daß sie die Kirchenkunst beeinflußt hätte.

Hinter jeder neuen Welle künstlerischer Ausdrucksmacht lag eine *geistig-religiöse Kraft*, denken wir an die benediktinisch-liturgische Zeit der Romanik, an das franziskanische und Kreuzzugsideal der Gotik, an die neugespannten Kräfte der Gegenreformation, die uns mit anderen Komponenten die barocke Kirchenkunst geschenkt hat.

Und wie steht es in unserer Zeit? — Weltgeschichtlich ist man sich einig, daß mit unserem Jahrhundert, vor allem mit den Kriegen, welche die erste Hälfte desselben charakterisierten, eine *neue Zeit* angebrochen ist. Es ist uns weit mehr unter den Händen zerbröckelt, als wir wahrhaben wollen. Ein neues wissenschaftliches Weltbild — Physik und Chemie —, ein neues Menschenbild, andere wirtschaftliche Verhältnisse, veränderte politische Situation, neue technische Möglichkeiten usw. haben trotz der unausrottbaren *laudatores temporis acti* und trotz ihrem unsinnigen Zurückdrehenwollen der Geschichte und trotz ihrer Tränen über das vergehende Alte eine erbarmungslose und gnadenlose *Jetztzeit* geschaffen, in der so Vieles aus früherer Zeit (man darf sagen leider) *nur noch historischen Wert* hat. Das bedeutet keine Herabsetzung dieses Wertes, bedeutet auch nicht, daß seine erhebende Kraft gezeugnet werden soll, sondern das heißt, ganz konkret gesprochen: daß ein moderner Fabrikarbeiter vielleicht keinen oder wenig Kontakt zu einem Gotteshaus mit geradezu spanischer Goldverschwendung fühlt, daß er vielleicht leichter zum Wesen des Opfers Christi findet, wenn das brutale Kreuzgeschehen den Operaltar überragt, wenn alle überflüssige, rein dekorative Schmuckbeladenheit wegfällt, die ihm nur eine falsche Scheinwelt vorgaukelt, aber sein Leben nicht mehr zu erhöhen vermag. Solche Erwägungen setzen sich energisch über alle Einwände romantischer Seelen hinweg. Mit welcher Feinhörigkeit und welcher Führerkraft hat früher die Kirche solchen Erscheinungen gegenübergestanden!

a) Heute sind, gestehen wir es offen, viele Kirchenkreise der Gefahr der *Gewohnheit* nicht ganz entronnen und zeigen sich als schweres Hemmnis gegen die Zeitgemäßheit kirchlicher Kunstübung. Es handelt sich um eine Art psychischen Mechanismus' eingeschleifter Fahrrinnen des geistigen und künstlerischen Lebens. Wir wissen wohl, daß der psychische Automatismus seine große Rolle im menschlichen Leben besitzt, daß notwendig und wertvoll gewisse Abläufe glücklicherweise mehr oder weniger automatisch erfolgen. Aber dieser Automatismus hat seine Gebietsbegrenzung, und zwar so, daß er zum Fehler, ja zum Verbrechen werden kann. Z. B., wenn der eminent geistige Akt des Betens bloß mechanisch abläuft. Hier wird der Automatismus zu einer Art Sünde.

Es gibt aber gutwillige, auch intellektuell sehr hochstehende Menschen, die sogar ein künstlerisches Weltbild aus Kunstgeschichte und Stilkritik und vergleichenden Bildanalysen gewonnen haben und es derart in ihren *gewohnten* Betätigungsbereich eingebaut wirken lassen, daß ihre sogenannte berühmte „*Geschlossenheit des Weltbildes*“ (ich spreche ausdrücklich vom kunstgeschichtlichen Weltbild) zur armseligen „*Verschlossenheit*“

wird, die nichts Neues mehr aufzunehmen vermag und alles Neu-begegnende nur nach den strengen und engen Kategorien des *schon Bekannten*, des schon *Vorhandenen* beurteilen, resp. verurteilen. Es kommt immer wieder vor, daß selbst Intellektuelle (oder vielleicht gerade Intellektuelle) Neues in der Kunst kurzerhand mit ihren bekannten, etwas primitiv pauschal genommenen Stilarten vergleichen; paßt es in eine hinein, so wird zugestimmt, wenn nicht, so wird es abgelehnt — eben wegen der Unfähigkeit des Subjektes, nicht wegen der Tücke des Objektes. Die Kanonisierung bestimmter Stile, z. B. im Erzbistum Köln war es bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges strenge Vorschrift, daß jede Kirche im gotischen Stile zu bauen sei —, ist psychisch gesehen nichts anderes als *Trägheit, Gewohnheit* im Sinne von Trägheit, eine exklusive Engheit, die alles andere ist als katholisch, selbst wenn berühmte und hochstehende Katholiken davon nicht frei sind.

Jeder Feinsinnige wird dabei eine vornehme Zurückhaltung der Kirche in bezug auf *extrem anders geartete Kunstwerke*, die zur öffentlichen Verehrung im kirchlich-liturgischen Raum bestimmt sind, verstehen. Es soll die Zurückhaltung der Kirche nicht ein Hemmnis für schöpferische Kraft, sondern ein begründeter Schutz gegen überbordende Willkür sein und zugleich eine wertvolle Möglichkeit schaffen, um dem künstlerischen Ausbruch die oft recht nützliche Quarantäne der Bewährung zu verschaffen. Stärkste künstlerische *Erlebnisse religiöser Natur* könnten leicht *entweiht* werden, wenn sie sofort und unüberlegt vor die große, oft un-verstandene und eben träge Masse geworfen würden. In diesem Sinne verurteile ich jene hämischen Bemerkungen gewisser, selbst kirchlicher Alt-Töner, die kirchlich angeordnete Entfernungen modernster Werke aus Kirchen (wie in Assy und anderwärts) so kommentiert haben, als ob die Kirche ihre trägen Engheiten heiligesprochen hätte.

Wir sind keineswegs für absolute Bindungslosigkeit, aber wir sind der Meinung, daß die *bloße Gewohnheit*, die bloße Denkfaulheit keine legitime Bindung ist. Die freie Willkür des Künstlers kann wirklich entarten, kein Mensch ist gegen Ent-artung absolut gefeit — er kann aus der Art, aus der Wesenheit fallen. Aber man wird sehr vorsichtig sein müssen, *wer und mit welcher Berechtigung* und vor allem mit welchen *Gründen eine Instanz* (und sei es eine Regierung!) das Verdikt der Ent-artung zu verhängen sich erlaubt oder anmaßt.

Es gibt neben der Verslossenheit auch eine prachtvolle *Auf-geschlossenheit*. Sie erst ermöglicht die bereichernde und befruchtende Hingabe.

b) Es fehlt auch vielen unserer Leute, die durch viele Enttäuschungen gegangen sind, jener Frohmuth und jener Optimismus, jene geistige Lebendigkeit und kräftige Lebensfülle, die zu einer mutigen Eroberung der Zeit, zu einer kühnen Einstellung zur Gegenwart notwendig wäre. Es handelt sich hier um jene „*Müdigkeit der Guten*“, die nur noch rein bewahrend und defensiv-konservativ eingestellt ist. Sie sind überwältigt von den *zweifellos furchtbaren Zersetzungsmomenten*, die sie allüberall und deshalb auch in der modernen Kunst am Werke sehen wollen. Gerade der Gebildete sucht oft in der *Kunst* nur den für ihn subjektiven Gradmesser der geistigen Krankheitserscheinungen, er degradiert die Kunst zu einem psycho-diagnostischen Hilfsmittel, wobei allzu oft gerade die Symptome ausgewählt werden, die die voreingenommene Meinung des

Diagnostikers zu bestätigen scheinen; aber am Ganzen gehen sie blind vorüber. *Kunst-Urteile* sind allzu leicht *subjektiv*. Sie sind bestimmt durch unseren ganzen Lebensstil, unser Lebensgefühl, durch unsere seelische Armut oder unseren seelischen Reichtum. *Selbst die religiöse Glaubenshaltung* ist davon weitgehend beeinflusst. Unsere individuelle, seelisch-geistige religiöse Art läßt uns mit einer Reihe von individuellen *Wünschen und Forderungen* an die Werke der religiösen Gegenwartskunst herantreten; es soll das Kunstwerk geben, was dem Kunstbetrachter fehlt. Deshalb wird (wie Prof. Jedlicka sehr richtig sagt) die Kunst der Gegenwart für sie ein Marktplatz, ein Tummelplatz ihrer unbefriedigten Wünsche, Hoffnungen, Forderungen — ihres Ressentiments — selbstverständlich in voller Analogie zu gewissen „Künstlern“ selber. — Viele verwechseln das Schöne mit dem Angenehmen und glauben, weil sie alles erkämpfen und erringen müssen, sei es Aufgabe der „heiteren Kunst“, ihnen mühelos das Angenehme zu schenken. Daß endlich, wie bereits angedeutet, Menschen, die selbst durch eine Woge von Enttäuschungen zu einem gewissen Pessimismus gelangt sind, eben eschatologisch, d. h. in einer beständigen Weltuntergangsstimmung leben, in der Kunst nur Zerfallerscheinungen sehen können, ist eben durch ihre psychische Eigenart, die Ent-artung ist, begründet. „Weil eine Welt in ihnen und mit ihnen zusammenbricht, fällt alles andere, zum mindesten *für sie*, auch zusammen“ (Jedlicka). Und mehr noch: weil sie nicht mehr den Mut und wohl auch nicht die Fähigkeit haben, eine Welt zu schaffen (ich meine künstlerisch), muten sie es auch keinem andern zu.

Kein Wunder, daß es deshalb leicht zu einer „*Flucht aus der Gegenwart*“ kommt. Wir erleben sie heute bei den kleineren Geistern ohne Eroberer-drang auf fast allen Gebieten. Die Gegenwart ist für sie nur eine fortwährende *Verwundung der Seele*; sie geben auf und ziehen sich in ihre eigene Bequemlichkeit zurück. Kunst ist ja Luxus, Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Sie vergessen zu leicht, daß das sogenannte Schöne *nicht leicht erkannt, nicht leicht getan* ist, sondern daß es um den Einsatz des ganzen Menschen geht. Religiöse Kunst darf schon gar nicht der Bequemlichkeit überantwortet werden; gerade sie bedarf der großen und uneigennütigen Opferfähigkeit, die auch die Anstrengung nicht scheut.

c) Nehmen wir noch die Gefahr der *ungerechten Verallgemeinerung* hinzu. Gewiß ist in der modernen religiösen Kunstproduktion auch nicht alles, längst nicht alles *ein reifes und ein vollgültiges Werk*. Es gab Kitsch und weniger Gutes auch zu Zeiten eines Michelangelo, wie es heute unter viel Prübeleien und Ramschware auch Gutes und Bestes gibt. An Extremen läßt sich alles beweisen. Es gab nie eine Zeit, in der nur Meisterwerke entstanden, es gab immer auch Machwerke und es wird sie immer geben. Gerade unter den modernen Meistern fand ich auch die Selbstkritischesten!

Das Urteil auch über die religiöse Kunst ist oft wie ein *Test*, mit dem der Urteilende sich selber empfiehlt oder blamiert. Dazu kommt, daß der Urteilende, der Kritiker, es meist leichter nimmt mit seinem Urteil als der Künstler mit seinem Werk. Es macht mir immer wieder größten Eindruck, wie Künstler für ihre Werke, ihre Ideen hungern und Not leiden, und wie andere „Künstler“ sich so leicht nach dem Winde drehen und sogar „auch abstrakte religiöse Kunst“ machen können, sobald sie sehen, daß dies gewünscht wird, oder wie „Kritiker“ so leicht und unbeschwert

über künstlerische Arbeiten, die buchstäblich erlitten wurden, aburteilen und absprechen.

Gewiß ist nicht jeder Künstler geeignet, auch sakrale Kunst zu schaffen. Man hat die Frage gestellt, ob der für die Gestaltung des Kirchenraumes beigezogene Künstler notwendig ein gläubiger oder gar katholischer Christ sein müsse. P. Regamey verneint die Frage, offenbar in Erinnerung an Matisse und Corbusier u. a. In erster Linie wird der Wert einer künstlerischen Leistung von der Begabung des Künstlers bestimmt. Wo diese fehlt, ist *alles religiöse Bekennen nicht imstande, Kunst hervorzubringen*. Es ist gut gemeint, aber keine Kunst!!! Z. B. eine unkünstlerische Kirche oder Statue! Denken wir hier insbesondere an die Lourdes-Statuen, die alles andere als ein Kunstwerk darstellen. Gewiß haben sie großen Pietätswert, aber der Pietätswert deckt sich hier leider, wie in so vielen anderen Fällen, nicht mit dem Kunstwert. Und doch sollte beides miteinander verbunden sein! Die heilige Bernadette selbst sagte beim Anblick der ersten Lourdesstatue in der bewußt süßlichen Form: „Nein, so hat sie nicht ausgeschaut!“

Umgekehrt aber kann die künstlerische Begabung sehr wohl den gültigen Ausdruck höchster Wahrheiten schaffen, obwohl sich der Künstler diese vielleicht nicht zur Leitnorm seines persönlichen Lebens nimmt. Ähnlich braucht auch der größte Theologe noch nicht unbedingt ein Heiliger sein. Das wäre ja wunderbar, wenn jeder Theologie-Professor ein Heiliger wäre. Zum mindesten muß man dem Künstler zubilligen, daß auch er, wie alle Menschen, nur ein *Werdender* und ein *Reifender* ist.

II.

Die Frage ist, ob, wenn Künstler und Kunstfreund die richtige Einstellung zu sakraler Kunst besitzen, auch *genügende Impulse* und *durchschlagskräftige Momente* in der Gegenwart vorhanden sind, um sie speziell für die künstlerische Gestaltung des sakralen Raumes zu empfehlen.

Wie bereits angedeutet, hatte eigentlich jede neue Periode kirchlicher Kunstübung auch neue *theologische Bewegungen* als anregende Komponenten zur Voraussetzung. Sie fehlen heute keineswegs, sind seit Jahrzehnten da und wirken sich bereits auch weitgehend in der Kunst des sakralen Raumes günstig und sehr günstig aus.

Ich denke hier an die Bibelbewegung und an die liturgisch-eucharistische Erneuerung, die Pius X., der Heilige, so machtvoll inaugurierter. Wer das Ohr feinhörig an die Pulsader des kirchlich-religiösen Lebens hält, weiß um diese innerlichst lebendigen Kräfte des religiös-kirchlichen Geschehens; dem Außenstehenden, dem Abseitsgegangenen oder dem Schwerhörigen (der aber vielleicht trotzdem glaubt, in diesen Dingen mitreden zu müssen) sind sie freilich unbekannt.

Die *allgemeine Richtung* der modernen Kunst und unter lebendigem Anhauch der eben genannten theologisch-religiösen Bewegungen, insbesondere die religiöse *moderne Kirchenkunst* verläuft im Sinne

1. einer starken *Hinordnung zum Wesentlichen*. Als Schulbeispiel dienen die zwölf Zustände einer Stier-Zeichnung von Picasso oder die achtzehn Zustände von „zwei Frauen“, ebenfalls von Picasso. Es sind Beispiele von geradezu phantastischer Abstraktion und Reduktion auf das *Urwesentliche*. Bedenken wir, wie notwendig das ganze moderne europäische Kulturleben, wie das Leben des Kultus, diese Säuberung vom

„Überschwang des bloß Dekorativen“ hatte. Konstruktion und Dekoration waren oft in ein schlimmes Mißverhältnis geraten. Letztere überwucherte wie ein Efeustrauch die erstere. Die „Tugend der Dinge“, das Wesen war verdeckt und versteckt unter allerhand Zugemüse und fast lächerlichem Popanz, das Zierat sein sollte. Die Hauptsache war Nebensache und die Nebensache Hauptsache geworden.

Das Gotteshaus ist in erster Linie *Wohnung* des Allerhöchsten und Opferstätte geworden. Nach einem alten Stich soll bei der Kathedrale von Grado zuerst der Altar gebaut worden sein und erst darum und darüber entstanden wie ein hüllendes Kleid die Wände und die Wölbungen, eine Gebärde von zeitferner Größe und Erhabenheit. Schon das Zerreißen der Kirche in Hochaltar vorn und in Orgelempore hinten, zwar in der gleichen Achse, aber an beiden äußersten Enden derselben, bedeutete einen Abgang vom Wesen der Kirche, indem Gesang und Musik in der Kirche mit dem räumlichen Auseinander auch in ein geistiges Auseinander sich begaben. Der Hochaltar als Opferstätte steht nicht mehr unter der Kuppel, so daß diese ihren Sinn als Dienende verliert und sich selbstständig höchste Triumphe feiert (z. B. unsere Salzburger Kirchen Kollegienkirche, Priesterhauskirche, Kajetaner- und Erhardkirche). Die großen Retables der Altäre werden zu riesigen Schauwänden und konkurrenzieren den Altar, der Christus ist; er wird beladen und aufgeladen und überladen, so daß die ganze wesentliche Symbolkraft verloren zu gehen droht. Die modernen einfachen Kirchen verzichten auf kostspielige Kuppeln, aber sie geben dem Opferaltar, der Christus (Eckstein) ist, die ihm gebührende zentrale Rolle. Der einfache Raum wuchtet in allen Linien auf den von jedem Platz aus sichtbaren Altar hin, der meist aus einer großen Steinplatte besteht. Man hat sogar schon probiert, den Opferaltar so zu gestalten, daß der Tabernakel (das verborgene, stille Verweilen Christi unter uns) in das Sakramentshäuschen des Mittelalters verwandelt wird und selbst die Leuchter den Altar nicht bedecken, sondern sinnvoll umgeben. Diese Altarauffassung, aus der liturgischen Bewegung uns wieder zugänglich, hat im Sinne einer Herausstellung des Wesentlichen eine ganz andere Assistenz der hl. Messe ermöglicht: Ihr sollt nicht *in der Messe beten*, sondern *die Messe beten*, sagt Pius X.

Auch die modernen Meßkleider gehen in ihrer Einfachheit wieder auf das Ursprüngliche und Wesentliche zurück und es kommt bei ihnen nicht mehr vor, daß der Priester gleichsam den ganzen himmlischen Chor auf seinem Rücken tragen muß. Ebenso wollen die modernen Kelche das Wesen des Opfers dadurch ausdrücken, daß die Betonung auf der Opferschale liegt, die um ein Vielfaches größer ist (welch kostbaren Inhalt muß sie bergen: Blut Christi!) als der Kelchgriff.

Auch die malerische Ausschmückung der Kirche zielt ganz auf das Wesentliche und alles verschnörkelnde Beiwerk, vielleicht sogar eine vortäuschende Scheinarchitektur, fällt weg. Auf diese Weise entstehen wieder echte Wände (Beton-Wände). Die Bilder an diesen Wänden sind einfacher, dafür aber symbolträchtig. Überall spüren wir die wesentliche Gestalt. Erinnert sei an die Darstellung des hl. Petrus in der Marienkapelle zu St. Peter in Salzburg von Lydia Roppolt. Man muß bis ins 8. Jahrhundert zurück, um solcher „Kühnheit der wesentlichen Geste“ wieder zu begegnen.

Es geht um den Aufbau aus den *Grundelementen der Linie* (Außenbau, resp. Architektur vor allem), der *Farbe* und *Geste*. Oft herrscht ein direk-

ter Widerstreit zum Überkommenen, zur Gewohnheit. Was schlägt's? Es ist *nicht* die Freude am Seltsamen, am Originellen, am Verrückten, sondern die Gestaltung aus dem Wesentlichen. *Das ist immer das Kriterium.* Selbst das Gewinnbringende der sogenannten *abstrakten Kunst* (Ur-elemente der Linie, Farbe und Geste) besteht darin, daß wir es eben nicht mit einer bequemen *An-schauung* der Dinge (Außen-schau) zu tun haben, sondern daß es tatsächlich um eine *Durchschaubarkeit* der Dinge, um eine neue Wesentlichkeit und damit um eine starke *Verinnerlichung* geht.

Die Flucht ins symbolarme, seichte Bild wird von oberflächlichen Geistern bevorzugt, weil sie das rein gegenständliche, ohne Symbolkraft geladene Bild auch ohne Anstrengung verstehen können. Das Verständnis für das Symbolhafte und das Wesentliche ist oft mit Mühe verbunden. Wo jedoch ist Wesentlichkeit besser angebracht als im sakralen Raum? Selbstverständlich muß auch vor den Gefahren einer *falschen Wesentlichkeit* gewarnt werden! Unnötige, störende Konzessionen bilden immer wieder die Gefahr. Der vermittelnde Durchschnitt!

Den Stein bearbeitet man heute aus seinem Wesen heraus. Er wird daher nicht mehr geschweift dargestellt, denn dies geht gegen seine Natur, gegen sein Wesen. Blinde Fenster sind Mätzchen und werden von der modernen Kunst abgelehnt. Entweder man braucht lichtdurchlässige Fenster oder man läßt sie ganz weg.

2. Die moderne Kunst erschließt uns auch eine Reihe neuer künstlerischer *Ausdrucksformen*. Der sog. Akademismus verfügte über eine verhältnismäßig magere Summe von Formen; nicht zuletzt litt die Architektur darunter; aber auch überall, wo wie z. B. im Gemälde das Architektonische eine Rolle spielte, wirkte sich dieser Vitaminmangel aus. Wehe dem, der es gewagt hätte, den Kanon dieser wenigen Formen zu durchbrechen. Die Modernen haben diese „sanktionierten Maßstäbe“ zerbrochen, zum Teil recht kühn und wild und eigenwillig. Aber es ist doch seltsam, wie die Wallfahrtskirche von Ronchamp, die ihr Architekt Corbusier mit Tränen in den Augen dem Bischof übergab, bei allen Besuchern Anklang und Bewunderung findet. Die Künstler sind die *via facti* gegangen, freilich nicht ohne Leid. Und gerade das allen Gewohnheiten ins Gesicht schlagende Ronchamp ist gar nicht so wild. Corbusier kennt genau die Möglichkeiten des armierten Betons. Der Kirchenbau darf den Anforderungen, die die Technik z. B. an eine moderne Brücke oder Fabrik oder Flugzeug stellt, in keiner Weise nachstehen, so fordert Corbusier streng. Deshalb gerade wagt er das freie Spiel der Betonformen, wie es wohl noch keiner gewagt hat. Das geschwungene Betondach dieser Kirche wird als ein „technisches Wunder“ bezeichnet. Aber nicht nur die Möglichkeiten der Technisierung gilt es zu erschließen; sie sind nur im Dienste intensiverer künstlerischer Ausdrücke, und zwar im Zusammenhang mit der Bewegung. Corbusier gesteht selber, daß sein architektonisches Schaffen ähnlichen Gesetzen wie die musikalische Komposition folge. *Jeder Bewegung entspricht eine Gegenbewegung*; jeder Raum ist ohne den anderen nicht denkbar. Alle Maße stehen in einem bestimmten Zueinander, welches auf dem Gesetz des Modulators beruht; d. h. auf einem von Corbusier selber ausgearbeiteten Maßgesetz, das ein mathematisches Durchdringen des Goldenen Schnittes ist und von den

Maßen des menschlichen Körpers abgenommen ist. So bekommt die Architektur Musikalität und Beziehung zum lebendigen Menschen.

Selbst wenn es also ungewohnte Formen sind, so ist so ein Bau *nichts weniger als ein zufälliges Phantasieprodukt*, sondern ist voll wesentlicher und materialechter Gesetzmäßigkeit und Innerlichkeit. (Ich sah noch kein befriedigendes Bild von Ronchamp.)

Dasselbe gilt von *modernen Bildern im sakralen Raum*. Der harmonischen Gestaltungsformen sind, wie die harmonikale Forschung am Monochord ableitet, viel mehr als man glaubt. Die Geschichte hat uns nur ein paar arme Formen überliefert, gemessen am neu entdeckten Reichtum ein bettelhafter Restbestand, der immer und immer wieder abgeleiert wurde. Die oberflächlichen Geister liebten ihn, weil er keine Ansprüche stellte und leicht zu beherrschen war.

3. Die gesamte moderne Kunst, wiederum insbesondere die religiöse Kunst in ihrer Verwendung im sakralen Raum, brachte uns eine weit *größere Dichtigkeit* des künstlerischen Oeuvres. Ich denke hier nicht nur an die intensivere *Dynamik*, sondern auch an die viel dichtere *Statik* heiliger Kunst. Die fromme Verdünnung war aber wirklich auch viel zu weit gediehen. Statt um Marmelade geht es wieder um Blut, um das Blut der Dinge, um das Blut der Menschen, um das Blut Christi, des Gottmenschen!

Eine Dame hielt mich einmal im Kolleg St. Benedikt vor der Christusgestalt am Kreuz von Adlhart an mit den Worten: „Diesen Kruzifixus hier müssen Sie entfernen, der erschreckt uns zu sehr.“ Ein typisches Zeichen dafür, wie verniedlicht das Golgotha-Geschehen vielerseits gewünscht wird, statt daß man froh wäre, wieder eine ans Kreuz geheftete Christus-Figur zu haben, die das grausame, schreckliche Ereignis von Kalvaria in seiner echten, wahren Dimension künstlerisch zum Ausdruck bringt.

Der Weg geht von der gemütlichen epischen Erzählbreite — ob der Mund oder der Pinsel erzählt, oder der Stichel oder Meißel — weg zur größtmöglichen Konzentration.

Denken wir an Georges Braque. Wie verfestigt er die Flächenformen durch *Dichte* in der Mitte, läßt die Rhythmen steigen und fallen, läßt sie in die Horizontale klingen, zeichnet die *Umrisse* mit ruhigem Strich, gerundet oder im stumpfen Winkel, und erreicht damit Höhepunkte, die trotz ihres revolutionären Primitivismus an die edle Kraft der klassischen Größe heranreichen. — In der religiösen Kunst haben Georges Rouault als Maler, Albert Schilling als Plastiker u. a. eine ähnliche Dichte erreicht, vor deren Gefühltheit viel dünnere Werke sogar der Hochbarockzeit, geschweige denn spätere Epigonen zurückstehen müssen. *Solche* Werke gehören meines Erachtens in die Kirche.

Die moderne Kunst hat bis zu einem gewissen Grad das *Zeichen* wieder entdeckt, die Symbolik, um sie nicht zuletzt in der religiösen Kunst zu einer einzigartigen Blüte wieder erstehen zu lassen. Die Symbolik hat zum magischen Weltbild gefunden in ihren seltsamen Rückgängen ins Unbewußte, bis zu den archetypischen Symbolen und Bildern. Im gigantischen Bestreben, von der *bloßen Oberfläche* des Natürlich-Gegenständlichen zum *inneren Wesen* der Dinge vorzustoßen, geht nun die moderne Kunst, nachdem sie etwas radikal und burschikos, wie es eben jugendlichen Revolutionären entspricht, alle naturalistischen und

rationalen Maßstäbe zerbrochen, zum *Zeichen der frühmittelalterlichen Kunst* zurück, die eminent christlich war. Die echte christlich-moderne Kunst geht heute wieder jenseits der naturalistisch-materialistischen Er rungenschaften und es mag ein Witz der Geschichte sein, daß wie die gotische Geistigkeit zuerst als ungeistige Barbarei so jetzt das als materialistische Kunst verflucht wurde, was eigentlich dem Materialismus den Todesstoß zu versetzen berufen war. Der moderne Maler erzählt so wenig lang und breit wie etwa der ekstatisch erregte Malermönch auf der Reichenau um 1002 (im Perikopenbuch für Heinrich II.), sondern er deutet mit *wenigen Gesten das Ereignis* an, die Personen sind auf Blick und Gestus beschränkt, fast drohend schauen die riesig geweiteten Augen und die Überlänge der arabeskenhaften Arme und Hände unterstreicht die beschwörende Gestik (Leopold Zahn). Das Ganze steht nicht in irdischer naturverbundener Gegenstandsvordergründigkeit, sondern der Vorgang spielt sich im magischen Spiel- und Ausdruckskreis des Zeichens ab. Der Glaube an magische Kräfte ist der Menschheit nicht auszutreiben. Der moderne Künstler hat das magische Zeichen (noch nicht immer mit dem christlichen Offenbarungsglauben durchgängig verbunden) wieder entdeckt, es kommt ihm mehr auf diese verhaltene Sprache an als auf *geschwätzigen Ausdruck und kopiermäßige Naturtreue*. Das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn auf dem Wege zum *verlorenen Geist*.

4. Auf eine psychische Dimension in der modernen Kunst sei noch hingewiesen, auf ihre *todernste Grundhaltung*. Das Lichte, Freudige, Beschwingte der Barockzeit etwa vergleichsweise dazugenommen, sticht radikal dagegen ab. Es mag vielleicht mit dem Existentialismus im Zusammenhang stehen. Ist das a priori ein Fehler? Wir haben schon zu Anfang daran gerührt. Es geht hier um das Letzte der Kunst und ihre psychologische Wirkung. Soll sie erfreuen oder soll sie erschüttern? Soll sie aufheitern oder soll sie läutern? Ist ihre Aufgabe, die Lichtseite, die Helligkeiten des Lebens zu zeigen, oder hat sie den Auftrag, das dunkle Ernste zu predigen und den Menschen damit umzugestalten?

Was das heute faktisch Bestehende anbetrifft, so sagen viele, seien ja auch die Zeiten nicht dazu, um einer heiteren Kunst zu frönen, andere meinen, gerade das Fehlende und Mangelnde in einer freudlosen Zeit müßte die Kunst zu erreichen versuchen. Aber ist Kunst wirklich nur „Maitre de plaisir“? Besonders die religiöse?

Vielleicht sind die alternativen Fragen falsch gestellt. Kunst muß als das echte Kind des Menschen dem *ganzen Menschleben* dienen, muß das Menschenleben erhöhen, diesseitig bis zu einem gewissen Grade vollenden, ja sogar hinüberführen und hinaufführen über die Stufen des Seins zum Lichte, in dem aller in den Dingen gefangene Glanz *seinen Ursprung* sucht und besitzt. Freude und Schmerz, Licht und Finsternis, Glück und Unglück, Not und Notwendigkeit, Sünde und Erlösung, Fessel und Freiheit, alles, alles gehört auf die reiche Palette des Lebens — weshalb nicht auf die nicht weniger reiche Palette der Kunst? Aber nicht unverbunden, nicht in der Zerstreuung, sondern in der Einheit des Menschenlebens als Ganzes, mit Einschluß dessen Vertikal-Dimension. — Christliche Kunst in solchem Raum sei nicht so sehr volksnah, sondern das Volk sei dieser Kunst nah! Aber sie ruft die Künstler und die Kunstfreunde zu ernster Selbstprüfung auf.

Salzburg-Einsiedeln

Univ.-Prof. Dr. P. Ildefons Betschart O.S.B.

ABSTRAKTE KUNST IM ERSTEN JAHRTAUSEND

Der Titel dieses Aufsatzes bedarf vorweg einer Klärung; denn wir wenden einen Kunstbegriff unseres Zeitalters an auf Phänomene, die weit über ein Jahrtausend vor uns entstanden sind. Mit dem Begriff „abstrakte Kunst“, dessen Begrenzungen selbst heute noch verschwommen sind, verbinden wir bestimmte Ismen, Programme und daran geknüpfte Künstlernamen. Er ist außerdem mehr von der Kunstkritik denn vom ausübenden Künstler geprägt worden. Die Kunst jedoch, die wir an dieser Stelle betrachten, entstand in einer prä-kritischen Zeit. Und so sind alle folgenden Begriffe, die wir rückwirkend einsetzen, cum grano salis zu verstehen. Einen Begriff der Moderne jedoch scheiden wir aus unserer Betrachtung aus: „Gegenstandslose Kunst.“ Was wir als „abstrakt“ bezeichnen wollen, soll folgende Formulierung klären helfen: „Ein in bestimmten Kultur-Epochen das künstlerische Schaffen lenkendes Stil-Wollen, das um symbolischer Bewegungs- und Ausdruckswerte willen die Bindung an die natürliche Form durchbricht“ (Herder-Lexikon).

Also: „Durchbrechung der natürlichen Form“, ein Stilelement, das im ersten Jahrtausend um so schwerwiegender, revolutionärer ist, da die „Natur“ dem damaligen Menschen, im Gegensatz zum heutigen, noch als „gebundene, um ursprüngliche Sinnzentren geordnete Energie“ erschien (Guardini).

Anders ausgedrückt: Es handelt sich bei der abstrakten Kunst im ersten Jahrtausend um einen Einbruch des Übernatürlichen in die Natur, ein Vorgang, der den Künstler zwang, natürliche Elemente zu vernachlässigen oder gar ihnen entgegen zu wirken, um die „Übernatur“ auszudrücken.

Denn vergessen wir nicht: Diese Phänomene entstanden im Zusammenstoß der christlichen Antike mit der keltisch-germanischen Welt. Und Zentrum dieses abstrakten Kunst-Wollens war die Insel Irland, von ihm beeinflußt England.

Es ist die hohe Zeit der Knotenkreuze, der Flechtband-Miniaturen, der völlig abstrahierten Tier- und Menschengestalten. Es ist eine Symbolkunst von hohem Rang.

Merkwürdige Erscheinungen ähnlicher Art begegnen uns jedoch schon früher im 6. Jahrhundert. In einem Blatt der „Wiener Genesis“ gibt es einen Noah, der nach dem Auszug aus der Arche mit einem gänzlich „verrückten“, allen Gesetzen der Anatomie Hohn sprechenden Kopf in die Höhe des Regenbogens und die darin ausgestreckte Hand Gottes schaut*). Daß der Künstler zugleich ein subtiler Maler ist, beweisen die „natürlichen“ Figuren der Noah Umstehenden. Die Hand Gottes durchbricht gleichsam das Gesetz, das Zeichen der Natur und verrückt die Proportionen. Aus dem sogenannten „Ashburnham-Pentateuch“ (Paris) kennen wir ein Sintflutbild, das beim ersten Zuschauen verblüffend an Bilder von Paul Klee aus den dreißiger Jahren erinnert (etwa: Das Barbarenopfer), ein Surrealismus von einprägsamer Kraft. Freilich ist stets zu bedenken, daß zwischen dem Maler des „Ashburnham-Codex“ und Paul Klee ein Zeitraum von über zwölfhundert Jahren liegt. Das aber waren Einzelercheinungen im Vergleich mit dem auffallenden abstrakten Stil-Willen der Iro-Kelten. Dieser Wille drang

*) Vgl. das Bildbändchen „Genesis“, Frühmittelalterliche Buchmalerei, Abb. 5 (Verlag Friedrich Wittig, Hamburg).

durch bis in die Goldschmiedekunst. Der Silberkelch von Armagh in Irland zum Beispiel ist eine einzige Anhäufung von „Widersinnigkeiten“. Ein Flechtband ist kunstvoll innen, unsichtbar im Kelchfuß eingelegt, Gold umfaßt einen kostbaren Bergkristall, und der Fuß wiederum steht auf Lapislazulisteinen, auf unerhörten Kostbarkeiten also, acht Stück an der Zahl. Zu erklären ist solches nur mit dem Glauben, mit der Übernatur des Vorganges: Das Blut des Herrn sollte abgeschirmt werden gegen den Einfluß der Erddämonen.

Die irischen Malermönche dachten konsequent, daß ein Mysterium nicht auf „natürliche“ Weise darstellbar war. Formen der Erscheinungen mußten auf ein letztes Maß reduziert werden. Die natürliche Erscheinung der Dinge war unglaublich geworden. Zudem begünstigte die Veranlagung ihres Volkes, die bereits vorhandene Kunst, sich mit dem Übersinnlichen, Natur- und Geistdämonen auseinanderzusetzen (vgl. das Beowulf-Epos), jene erstaunliche Entwicklung zur Aussage durch Abstraktion.

Die Symbolik der Flechtband-Initialen, die oft ganze Seiten bedecken, werden wir wohl niemals ganz dechiffrieren können: es ist eine ineinander gewobene Symbolik von Farbe und Form, Denkformen, die uns verlorengegangen sind. Das einzige, was uns oft vor einem solchen Blatt aus Durham, Dublin oder Lindisfarn bleibt, ist ein ästhetischer Genuß und das Empfinden, daß hier mächtige künstlerische Energien am Werke waren, die ein Glaubensmysterium in die Schale einer Nuß komponierten: das, was ausgesprochen werden sollte, ja vielleicht das Unaussprechliche, entbarg sich im Anschauen. Der Sinn des Auges wurde auf eine hohe Probe gestellt, vor der wir Heutigen im Übermaß unseres Intellekts versagen.

Das sind die Erscheinungen der Knotenkreuze, die Codices von Sankt Gallen, Durham und Paris, alle aus der Zeit des achten Jahrhunderts. Der Kopf des Königs David (Durham) (Abb. 1 in diesem Heft) ist letztmögliche Abstraktion des Menschengesichts. Er ist schon Zeichen, Chiffre geworden.

Schauerlich ist der Kopf einer Majestas Domini, gleichfalls aus Durham. Es ist ein fürchterlicher Gott, ein Bild, wie es nur in Ultima Thule entstehen konnte: das Geheimnis des „furchtbaren Gottes“ sichtbar gemacht.

Erst in der Verbindung mit den Kräften des Kontinents wird diese Kunst wieder „menschlicher“, und organische Formen weichen langsam die Kristallisation auf. Das Bild bekommt wieder Tiefe und Fülle, Lust am Detail, eine Entwicklung, die auf der Reichenau und in Echternach dann einen glänzenden Höhepunkt fand. Erscheinungen, die sich hier dokumentieren, ordnen wir jedoch — mit allem Vorbehalt — unter den Begriff des Expressionismus ein. Das Feld der bewußten Abstraktion als Stil-Element ist verlassen, und damit das Ende dieser kleinen, summarischen Betrachtung erreicht.

Es wäre nun Unsinn zu sagen: Das, die abstrakte Kunst also, gab es schon früher. Einen Bilderzyklus des Ashburnham-Pentateuch gibt es nur einmal, wie es nur einmal die Bilder eines Paul Klee in der Geschichte der Kunst gibt. Eines scheint mir indessen offenbar: daß Stilfragen im Grunde Fragen zweiter und dritter Ordnung sind und nur methodischen Wert haben. Es herrscht auch in der abendländischen Kunst eine geheime Kontinuität, eine über die Jahrhunderte, vom rasch erblindenden Auge einer Generation kaum zu erkennende Ordnung. Sie ist in unserer unruhigen, suchenden Zeit eine starke Kraft, der man gelassen vertrauen sollte.

Treis/Mosel

Werner Helmes

ABSTRAKTE KUNST UND KIRCHE

Außer den eigentlichen Seelsorgsfragen vermag unter uns wohl kaum so leicht ein weiteres Thema die Diskussion in derart frischen Fluß zu bringen, wie es bei der Problemstellung „Kirche und moderne Kunst“ gewöhnlich der Fall ist. Wie oft kommt es doch vor, daß eine heiße Welle in die Schläfen längst ergrauter Herren steigt, wenn es gilt, die „klassische Kunst der vergangenen Jahrzehnte“ gegen einen etwaigen „pietätlosen“ Eiferer zu verteidigen!

Indessen birgt diese Frage doch ohne Zweifel zu abgründige und immer neu sich stellende Probleme, als daß sie mit einem Witz abgetan und leicht hin erledigt werden könnte. Eine einigermaßen objektive Schau und gerechte Beurteilung der mannigfach verflochtenen Beziehungen zwischen Kirche und Kunst ist nur möglich, wenn sich der Theologe und der Philosoph mit dem Kunsthistoriker und dem schaffenden Künstler zu einem freundschaftlichen Ideenaustausch zusammenfinden. Einen sehr wertvollen, philosophisch wohlbegründeten und geschichtlich gut belegten Beitrag im Sinne eines solchen Gesprächs sehe ich in einer Studie über die Kunst in der Heilsgeschichte von Peter Metz mit dem Titel „Abstrakte Kunst und Kirche“¹⁾.

Um über das Verhältnis von Kirche und Kunst in der Gegenwart eine gewisse Klarheit zu gewinnen, müssen wir uns zuerst einmal daran erinnern, was beide überhaupt sind. Darüber hinaus werden uns ihre „geschichtlichen Beziehungen“ noch manchen Aufschluß geben. Die Kirche als die notwendige Heilsanstalt aller Getauften ist nicht von dieser Welt; sie harrt der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Sie soll sich auftragsgemäß um das Seelenheil der Menschen bemühen. Dessenungeachtet ist die Kirche jedoch auch in dieser Welt. Ihre Aufgabe ist es, Senfkorn und Sauerteig zu sein, vorab zwar im Bereich des Glaubens und der Sitte, dann aber auch in allen andern Gebieten des menschlichen Lebens: in der Philosophie, der Soziologie, der Politik und der Wirtschaft und schließlich nicht zuletzt in den Belangen der Kultur und Kunst. Die Kirche ist auch hier der alles überschattende Baum oder der Stein, „der sich vom Berge löst, herabrollt, selbst wieder zu einem Berg heranwächst und alle Reiche der Welt zermalmt“²⁾.

Im Gegensatz zur Kirche ist die Kunst hingegen von dieser Welt. Sie ist aufs engste mit der gefallenen Natur verbunden; sie wurde zugleich mit ihr verletzt, und sie unterliegt wie ihre Mutter dem Gesetz des Wandels und des Todes. Die Kunst zeigt daher im Verlauf der Geschichte ein ständig wechselndes Gesicht³⁾. Es scheint zwar an ihr wie an der Blumenwelt etwas Paradiesisches erhalten geblieben zu sein. Sicher spricht sie die edelsten Kräfte des Menschen an, sie weist ihn über sich hinaus. Nicht von ungefähr und wohl auch nicht zu Unrecht hat man sie schon die irdische Schwester der Religion genannt. Aber gerade in dieser Beziehung offenbart sich ihre erbsündige Belastung: sie kann im gefallenen Menschen die Religion verdrängen und als trügerisch bezauberndes Surrogat deren Stelle einnehmen.

¹⁾ Peter Metz, *Abstrakte Kunst und Kirche* (Glock & Lutz, Nürnberg 1954). Ich möchte die kurze, geistreiche Studie, der ich in wesentlichen Punkten folge, jedem Leser zur Lektüre empfehlen.

²⁾ und ³⁾ Vgl. Metz, S. 10.

In providentieller Weise wurde daher dem Judenvolke verboten, Jahve im erzenen Bilde darzustellen, weil sonst dem Monotheismus von „innen“ heraus eine Gefahr entstanden wäre. Ringsum wurde nämlich — in Ägypten sowohl wie im Zweistromland — trotz der Uroffenbarung die Statue des angebeteten Gottes zum verehrten Medium, zum Götzen⁴⁾. Auf der klassischen Stufe des Griechentums ging man noch einen Schritt weiter: Hier unterscheidet sich die Weihestatue des siegreichen Athleten schließlich kaum mehr von der Gottheit, der sie anfänglich als Votivgabe geweiht war. Jenseitiges Idol und menschliches Ideal durchdringen sich und erscheinen identisch. Der Götterglaube verflüchtigt sich, und der idealisierte Held tritt an den Platz der Gottheit. Eine letzte, mehr politische Ausdifferenzierung ergab sich dann in der Apotheose des römischen Cäsarentums: Der Kaiser wird entrückt; er erscheint als dämonischer Exponent, als Gott, der folgerichtig im Pantheon der Planetengötter sein Standbild erhält.

Vor dem Hintergrunde dieser kulturhistorischen Situation vollzog sich nun das Werk der Erlösung; und damit wurde auch die Stellung der Kunst von Grund auf verändert. Wenn sich bis dahin das Kunstwerk zwischen den Menschen und die Gottheit geschoben hatte, oder wenn das Geschöpf sich selbst oder sein Bild, vom Vater der Lüge betrogen, als Gott wählte, wurde nun der Gottmensch „Ort göttlicher Wirklichkeit“⁵⁾. Die satanische Versuchung „Ihr werdet sein wie Gott!“ hatte durch diese reale Überhöhung ihren verlockenden Sinn und ihre betörende Macht verloren. Für das Kunstwerk bedeutete dies freilich Verlust der Eigenständigkeit und Preisgabe seiner numinos-dämonischen Gewalt⁶⁾. Es wurde zum Zeichen und Unterpfand der Freundschaft zwischen Gott und dem begnadeten und vergöttlichten Geschöpf, es ward zum — Symbol. „Das echte, das Ursymbol freilich war und ist der Mensch selbst, sein Handeln, sein Tun, und das von Gott gesetzte Zeichen göttlicher Gegenwart im Dienste vor Gott, die Heilige Liturgie“⁷⁾. Diese christliche Konzeption der Kunst äußert sich sowohl in ältesten kirchlichen Malereien von Dura Europos und in den östlichen Ikonen als auch in den frühen Basiliken mit ihren hieratischen Mosaiken wie überhaupt in der gesamten mittelalterlichen Kunst. In der gotischen Kathedrale schließlich erfolgte die klassische Ausprägung. Hier, „wo der Stein nur noch als Materie in Funktion im Verstreben und Verspannen seinen Ort fand“⁸⁾, hatte sich das himmlische Gezelt, ein wahres Lichthaus Gottes, auf die Erde herabgelassen. Es überrascht nicht, wenn zwischen dem geistigen Begründer der Gotik, dem königlichen Berater und Abt Suger von St. Denis, und der Lichtmetaphysik des Pseudoareopagiten Beziehungen nachgewiesen werden konnten.

Zur Zeit der unerhörten technischen Vollendung der hohen Gotik steht das Kunstwerk noch im Dienste Gottes. Doch bereits in der beginnenden Frührenaissance tritt nun an den Menschen erneut die Versuchung heran, Gott sein Kunstwerk zu entziehen, „man rückte es an den Rand der Kirche, hinaus in die Welt. Die Kunst war autonom geworden“⁹⁾. Sie blieb wohl noch kirchlich, aber sie war keine liturgische Kunst mehr. So scheint auch nach der Renaissance in den großartigen Kirchenbauten des Barock und des

⁴⁾ Dies ist auch bei den meisten hochstehenden heutigen heidnischen Religionen der Fall, wie dies ein neuerer Cinemascope-Farben-Dokumentarfilm „Continente Perdute“ bezüglich des Malaiischen Archipels (Java, Borneo, Bali usw.) sehr eindrucksvoll zeigt.

⁵⁾ bis ⁹⁾ Vgl. Metz, S. 16, 20, 20, 26, 28.

Rokoko der Himmel auf die Erde herabgestiegen. Aber — ist es nicht doch vielfach ein Himmel voller mehrheitlich weltlich gestimmter Geigen? — Nach dieser Epoche zerfiel das letzte einheitliche Kunstbild des Abendlandes. In konsequenter Analogie zur geistesgeschichtlichen Entwicklung ist seither auch die Kunst „Privatsache“ geworden. Freilich werden auch jetzt noch von einzelnen Künstlern Werke intensivster Eindringlichkeit und hervorragender Qualität geschaffen; allen aber fehlt das Signet der Allgemeingültigkeit, wie es in früheren Kunstepochen der Fall war. Daneben „empfand“ die breite Masse abwechselnd in neugotischen, barocken oder klassizistischen Formen, wie es eben gerade die Mode verlangte, die sich anmaßte, einen zeitbedingten Stil zu ersetzen. Es paßt ausnehmend gut zum Zeitcharakter, wenn man nun anfang, auf industrieller Basis dutzend- und grossweise Gipsfiguren aller gangbaren Heiligen zu fabrizieren.

Führende Köpfe unter der Künstlerschaft wandten sich nun, ihrer Sendung bewußt und angewidert von dieser süßen Gegenständlichkeit, einer abstrahierenden oder völlig abstrakten Ausdruckskunst zu. Man muß an die Ehrlichkeit dieses Unterfangens glauben. Meister wie Kandinski oder Picasso mögen uns durch ihre „Primitivität“ oder die Dämonie ihrer Aussage zutiefst erschrecken. Sie mögen im Rahmen unseres Glaubens höchstens noch als apokalyptische Kündler einen Platz finden oder überhaupt nicht in unser ideologisches Konzept passen, doch sind auch sie nichts anderes als zuverlässige Seismographen der innern Beben der neuzeitlichen Menschheit. Ihre „verworrenen Bilder“ werden kaum zu Unrecht schon heute als wahrhaft prophetische Visionen erkannt. Kommt das Mißverstehen ihrer zweifellos eschatologischen Kunst nicht vielfach daher, weil ihre Werke mit den (kommenden) Atomgewittern in engerer Beziehung stehen als mit unserm wenigstens äußerlich noch fein geglätteten bürgerlichen Dasein? Auch der heutige Künstler müßte seiner Sendung, Prophet zu sein, untreu werden, wollte er sich einfach nach dem Geschmack des Publikums richten. Wie man schon mehrfach festzustellen beliebte, ähnelt unsere Zeit derjenigen nach dem Untergang des römischen Kaiserreiches. Wir verstehen heute, daß damals bis zur Bildung einer neuen, wirklich universalen abendländischen Kunst und Kultur immerhin einige Jahrhunderte verstrichen. Verabschieden wir daher auch in unseren Verhältnissen den Gedanken, daß derart umfangreiche Umschichtungen und Entscheidungen von einer einzigen Generation zu Ende gedacht werden könnten. Dazu ist der Atem auch eines technisch raffiniert ausgestatteten Geschlechtes wahrhaftig zu kurz! Wohl haben die Menschen der neuesten Zeit innerhalb der Spanne von knapp einem Jahrhundert eine wirklich globale technische Zivilisation aufgezogen. Wer möchte sich aber zur Behauptung versteigen, dies wäre auch kulturell der Fall? Es drängt sich überdies die Frage auf: Haben wir im höchst entscheidungsvollen Augenblick, wo Kirche und Kultur im Begriffe sind, das historische Abendland zu verlassen, genügend Stützpunkte und Außenposten geschaffen, um unsere fernere Zukunft sicherzustellen? Und noch ein weiteres: Findet sich überhaupt noch Zeit zu einer derartigen unabdingbaren Verfestigung, bevor der Mensch zum Sprung ins Weltall ansetzt und den Start in die Stratosphäre wagt?

Die im profanen Bereich heute tonangebende Kunst dringt indessen ungeachtet zahlreicher Proteste auf immer breiterer Front auch in den Kirchenbau ein. Und hier stellen sich nun die Probleme. Wenn wir die



KOPF DES KÖNIGS DAVID
aus einem Codex von Durham, Nordengland, um 700

(Zum Beitrag „Abstrakte Kunst im ersten Jahrtausend“ von Werner Helmes, Treis/Mosel)



Photo Pospesch

KREUZWEGSTATION
in Bronze von Toni Schneider-Manzell

Gefahr der Gipsfigur und überhaupt aller Erzeugnisse der bekannten Devotionsindustrie in einer süßlich-verlogenen Scheinwelt sehen, die sich sehr leicht auch auf die innere Haltung überträgt und historisch gesehen mit einem kaum ehrlichen Sonntagschristentum zusammenhängt (und geht), so verbleibt ihr doch der Vorzug einer allgemeinen Verständlichkeit. Und wie sehr wir anerkennen, daß die moderne Kunst ihre ehrlichen Anliegen „grad heraussagt“, so sollte doch gerade im geheiligten Raum ihre Bildersprache nicht zu einem für die Allgemeinheit unverständlichen dadaistischen Lallen, zu einem dämonischen Gezeter werden, das nicht schon dadurch verständlich ist, wenn man behauptet, es durchaus ernst zu meinen. Wohlwollende und gebildete Kritiker¹⁰⁾ wagen daher die Frage auszusprechen, ob nicht an Stelle der Sentimentalität der „Gipsfigur“ nun bloß ein unverständlicher subjektiver Ästhetizismus treten soll. Gewiß ist es bedauerlich, wenn sich noch in unserem Jahrzehnt ein geldgebender Dorfmonarch als sentimentalischer St. Wendel recht und schlecht an die Chorbauwand konterfeien lassen kann; andererseits aber können wir eine rein abstrakte Farbkomposition, wenn sie auch von bester Qualität ist, an dieser liturgisch höchst bedeutsamen Stelle wohl kaum als am richtigen Platze bezeichnen. Ein solches Werk könnte man sich freilich auch in der Kirche, vielleicht an der Rückwand als Ausschmückung des Orgelprospektes denken. Ebenso sind moderne Engel oder Apostel — um zwei Beispiele herauszugreifen —, die nur die Macht des Kündens ausdrücken, doch weit davon entfernt, als allgemein gültig anerkannt zu werden; denn der Engel wie der Apostel sind nicht nur Boten und Kündler, sie müssen letztlich nach dem Maß des (Gott-)Menschen geschnitten sein. Peter Metz legt daher den Finger wohl an die „wunde Stelle“ der abstrakten Kunst, wenn er sagt: „Sie hat ihren Ort am Rande der Existenz des Menschen, und dort gilt sie nur so viel, als der wirkliche Mensch mitbringt, als er bereits in sich trägt, um es in ihr zu erkennen. Sie kann ihm helfen zur Erkenntnis seiner selbst und so auch zur Erkenntnis Gottes, doch er bedarf ihrer nicht!“¹¹⁾

Es kann uns bei der Diskussion um Kirche und Kunst nicht entgehen, daß weite Kreise der Kirche und des Kirchenvolkes ein deutliches Mißbehagen gegen die abstrakte Richtung hegen, ja man darf wohl von einer eigentlichen Kunstmalaise sprechen. Das ist an und für sich nichts Außerordentliches, zeichnen sich doch solche Stimmungszustände auch auf religiös-sittlichen Gebieten ab, wo der Seelsorger trotz der autoritären Rückenstärkung durch die Kirche weit schärfere Anerkennungskrisen durchlebt. Er kann sich nämlich mit gutem Gewissen sagen, daß die Gründe hierfür im heruntergekommenen Zeitgeist und daher außerhalb seiner Verantwortung liegen. Die Krise „Kirche — Kunst“ hingegen mag nicht zuletzt daher kommen, weil Künstler und selbst kirchliche Bauherren in ihrem Wagemut bisweilen doch etwas weit gegangen sind und dabei das „Volksgefühl“ verletzt haben. Wir dürfen zwar auch in künstlerischen Belangen nicht einfach den Weg des geringsten Widerstandes gehen, und es bleibt unsere Aufgabe, dieses Volk auch hierin zu erziehen. Ist es ja leider immer noch so, daß man eine billige Schundoperette zu einem Bühnenerfolg werden läßt, während einem wertvollen, aber ernsthaften

¹⁰⁾ So gerade auch P. Metz, S. 51.

¹¹⁾ Vgl. Metz, S. 52.

Spiel die Gefolgschaft versagt bleibt. Schon von jeher nämlich hat das Volk die Ramschware der Jahrmarktbuden und die oft nicht bessere Qualität der Kramladen an Wallfahrtsorten echter zeitgenössischer Kunst — vielfach zwar aus finanziellen Gründen, das sei zu seiner Entlastung gesagt — vorgezogen. Es ist ein leichtes, schon mit einem unmerklichen Augenzwinkern einen Volksaufstand moralischer Entrüstung gegen ein modernes, unliebsames Kunstwerk zu entfachen: So verstand es ja schon Demetrius, weiland Silberschmied zu Ephesus, wegen der Gefährdung seines florierenden Handelsgeschäftes mit den billigen Artemistempelchen gegen Paulus eine religiöse Volkserhebung zu inszenieren¹²⁾.

Wohl die heikelste Frage bleibt diejenige nach der künstlerischen Qualität; sie ist in der Praxis nicht so leicht zu beantworten. Ich glaube, in diesem einen Punkte dürfen wir gegenüber der abstrakten Kunst ruhig kritisch bleiben. Wohl hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte deutlich gezeigt, daß sich die kirchliche Baukunst auf einer guten Ebene hält; auf dem Sektor der Malerei und Plastik fällt eine solche Behauptung schon schwerer. Das soll uns nicht verwundern; denn die bloße Zugehörigkeit zu einer Künstlergilde war noch nie eine verlässliche Garantie für Qualität. Daran möge sich der kluge Auftraggeber bei Gelegenheit erinnern! Selbstverständlich sollen uns die neuen Verlautbarungen der Kirche über die Verwendung der modernen Kunst im sakralen Raum maßgebend und verpflichtend sein. Als Menschen unserer Zeit dürfen wir allerdings nach dem paulinischen Axiom: „Alles ist euer, ihr aber Christ!“ auch aufgeschlossenen Sinn für die differenzierte Zaubersprache der zeitgenössischen Kunst zeigen, genau so wie wir uns an der schlichten Schönheit der Wiesenblume am Wegesrand oder an der hochgezüchteten Pracht der Edeldrose freuen, oder wie wir uns für die technische Glanzleistung eines astronomisch genauen Chronometers und für das raffinierte Zusammenspiel der elektronischen Apparatur eines modernen Fernsehers begeistern können. Die abstrakte Kunst gehört nämlich wie gerade diese Dinge trotz all ihren Widersprüchen als voll adäquater Ausdruck unserer Gegenwart doch offensichtlich zu uns. Sicherlich würden wir unserer Aufgabe als Volkserzieher nicht gerecht werden, wenn wir einfach stur Position gegen sie bezögen. Es sei in diesem Zusammenhang vermerkt, daß der katholische Akademiker weniger über kunstgeschichtliche Einzelheiten als über geistesgeschichtliche Beziehungen Bescheid wissen sollte. Ob ihm dieses Wissen an der heutigen Mittelschule überall geboten wird, ist bei der laufenden Diskussion um die Reform dieser Schulstufe doch nicht ganz außer acht zu lassen. Sonst wird, was nicht so schlimm ist, der Banause nie aussterben, wohl aber der rohe technische Roboter in noch erschreckender Weise überhandnehmen. Schließlich müssen wir unser Auge für die moderne Kunst schulen, wie wir unser Ohr an die parallel laufende moderne Musik gewöhnen. Ohne Zweifel gehören der Choral, Bach, die großen Klassiker und Romantiker zu unserem unantastbaren Kunstgut. Doch wird mancher mit der Zeit Geschmack an Ravel und Strawinskij entwickeln und schließlich sogar an den Vertretern der atonalen Musik Gefallen finden. Ich wenigstens erinnere mich, daß ich schon vor vielen Jahren von einer Aufführung von Hindemiths „Mathys der Maler“ zutiefst ergriffen war: ich bin der Meinung, ohne die Mittel der Atonalität ließen sich insbesondere

¹²⁾ Apg. 19, 23—40.

die Versuchungen des heiligen Antonius bei weitem nicht so eindrucksvoll darstellen.

Letzten Endes haben wir gerade als Liturgen der modernen kirchlichen Kunst weit mehr zu geben, als wir ohne weiteres ahnen. Es mag uns innerlich beglücken, wenn Metz als kunsthistorisch gebildeter Laie uns die Feier der heiligen Liturgie auch als die wichtigste künstlerische Aufgabe anempfiehlt: „Diese, die heilige Liturgie, ist nächst dem wirklichen Menschen selbst das ‚Kunstwerk‘, das er als Symbol, als ‚Zeichen und Unterpfand‘ seines Einvernehmens mit Gott zu schaffen, zu wirken hat. Sie ist Sache der ganzen Kirche . . . des Sacerdotiums und des ‚Regnum‘, des Klerus und des Volkes . . .¹³⁾.“ Er spricht dann weiter davon, wie der Kaiser in früheren Jahrhunderten, stellvertretend für die Gesamtheit des Volkes, an der Liturgie teilgenommen habe, und wie der Laie heute an des Kaisers Stelle stehe und daher nicht nur „am Rande mitmachen“ könne. Und Metz meint dann: „Durch die Liturgie aber, das Opus Dei, das ‚Kunstwerk‘ Gottes mit dem Menschen, wird der neue, wirkliche Mensch geprägt. Und aus der Prägung, die der Mensch durch die Liturgie empfängt, erhält dann auch alles andere, was er tut, Gestalt. Für dieses andere aber und ganz besonders für die Kunst gilt das Wort Christi: ‚Ne solliciti sitis — sorget nicht, was ihr essen, wie ihr euch kleiden sollt — das alles wird euch nachgeworfen werden!‘ Von hier, dem zentralen ‚Kunstwerk‘ der Liturgie aus wird die Frage nach den Formen der Kunst im Kirchenbau oder gar ein Streit um sie fast zu einem Streit um des Kaisers Bart . . .¹⁴⁾.“ Wir handeln daher wohl klug und richtig, wenn wir bei allem Interesse an der aktuellen Diskussion „Kirche — Abstrakte Kunst“ diese künstlerischen Belange nicht über die großen ideologischen Auseinandersetzungen stellen. Sorgen wir daher als Anhänger der alten wie der modernsten künstlerischen Richtung dafür, daß das wertvollere Band weltanschaulicher Geschlossenheit nicht gefährdet wird. Besinnen wir uns alle einmal mehr auf die heilige Liturgie als unser zentrales Kunstwerk. Sicher wird den Gläubigen die zeitlose Erhabenheit unseres aktuellen Vollzuges des heiligen Meßopfers in modernsten Kirchenräumen weit mehr offenbar als in manchen vielgerühmten Kirchenbauten der Vergangenheit. Letztlich jedoch möge unser Verhältnis zur abstrakten Kunst, die ja wandelbar und vergänglich ist wie jede andere, unter dem großzügigen augustinischen Motto stehen, mit dem auch Peter Metz seine Studie beschließt: „Liebe Gott und tue, was Du willst!“

Högglingen/Schweiz

Dr. Leonz Waltenspühl

Obenstehenden Aufsatz aus der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ Nr. 28, vom 12. Juli 1956, bringen wir zum Abdruck, weil er die Problematik des Themas mit besonderer Klarheit schaut und eine sehr beachtenswerte, nach jeder Richtung hin fein ausgewogene Stellungnahme bietet. Nur auf dem Grunde eines solchen ehrlichen Bemühens um das rechte Verständnis der christlichen Kunst von heute, kann eine fruchtbare Diskussion und Weiterführung christlichen Kunstschaßens gedeihen.

Die Schriftleitung

¹³⁾ und ¹⁴⁾ Vgl. Metz, S. 41—43.

MORPHOLOGIE DER SAKRALEN KUNST

Tagung in Wels, Schloß Puchberg, vom 11. bis 14. Juli 1956

Unter diesem Titel veranstaltete der Katholische Akademikerverband Österreichs eine sehr fruchtbare Diskussion. Sie sollte, wie die Veranstalter eigens hervorhoben, einer Begegnung von Kirche und moderner Kunst dienen. Hier sollten Künstler, Kunsttheoretiker, Lehrer der Kunstschulen und Kritiker mit Theologen und den für den Kirchenbau Verantwortlichen zu einem Gespräch vereint werden, „um für die kommenden großen Aufgaben tragfähige Grundlagen zu schaffen“. Als Einladende zeichneten namentlich Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Westphalen, Präsident des Katholischen Akademikerverbandes, sowie Msgr. Otto Mauer.

Wir nennen hier zunächst kurz die Referate. Bernhard Hanßler, Stuttgart, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz: Phänomenologie des Heiligen und des Dämonischen in den heiligen Schriften. Dr. Heinrich Kahlefeld, München: Morphologie des christlichen Kultes. Dozent DDr. Gerhart Egger, Wien: Strukturanalyse der sakralen Kunst. Hochschulassistent Claus Pack, Wien: Künstlerische Form und geistige Realität. Dr. Walter Warnach, Köln: Die historischen Richtungen der modernen Kunst im sakralen Raum. Architekt Prof. Dr. Ing. Rudolf Schwarz, Düsseldorf: Formprobleme der sakralen Architektur. Gerhard Rühm, Wien: Musikalische Entwicklungen und Aspekte (mit Schallplatten, als Abendveranstaltung).

Die Themen der obigen Referate werden in gedruckter Form der Öffentlichkeit übergeben werden. So können wir hier zunächst auf die Wiedergabe der einzelnen Vorträge, so wertvoll sie im einzelnen waren, und ein so hohes Niveau nach Form und Inhalt sie zeigten, füglich verzichten, vielmehr wollen wir der Zusammenfassung, die der Leiter der Diskussionen, Msgr. Otto Mauer, am Schlusse der Tagung in präziser Übersichtlichkeit und Tiefe gegeben hat, folgen und die wichtigsten Grundgedanken hier festhalten. Was in dieser zusammenfassenden Darstellung zur Sprache kam, beleuchtet am deutlichsten das, was in den einzelnen Referaten zum Ausdruck kam und in den jeweiligen Diskussionen oft mit sehr großer Lebhaftigkeit erörtert und weiterentwickelt wurde.

Ausgehend vom Vortrag Bernhard Hanßlers, Stuttgart: Phänomenologie des Heiligen und des Dämonischen in den heiligen Schriften, hob Msgr. Mauer nochmals hervor, daß sich Gott dem Menschen nicht nur in seinen Werken gezeigt habe, nicht nur in menschlicher Geschichte und im Einzelschicksal, sondern sich in einer gesonderten Weise in dem, was wir Offenbarung nennen, kundgetan habe. Gott ist ein *redender* Gott, der zu uns durch Jesus Christus gesprochen.

Hier stellt sich uns die Frage, ob denn in der Offenbarung nicht das Bild eine Rolle spielt. In der Tat, es gibt Bilder, unter denen sich Gott offenbarte, sei es in offensichtlich geschichtlichen Ereignissen, wie am Berge Sinai, oder in inneren Gesichten. Man denke hier an die Propheten, Jesaias und beispielsweise auch an Ezechiel. Diese Bilder erfuhren ihre literarische Prägung durch die Niederschrift. Wir könnten nun die Frage weiter vortreiben und sagen: Muß jene Erscheinungsform der Gottheit, in der sie sich etwa in einer Taube, einer Flamme, einem Cherubwagen, kundgetan, als ein Kanon benützt werden, oder wäre die Gottheit abzubilden als Säule, als Feuer oder Rauch, etwa nach den Erscheinungsweisen im Bundeszelt

und Tempel? Die Antwort müßte nach Msgr. Mauer lauten: Wenn es sich um eine Gotteserscheinung handelt, wird man sich an diese Erscheinungsform halten müssen. Diese Bilder sind ohne Zweifel zu respektieren.

Geradeso steht außer Zweifel, daß man auch zu anderen ikonographischen Möglichkeiten greifen kann, denn was uns durch das Wort gegeben, ist doch ungleich mehr, als was uns in Bildern wurde. Dabei bleibt natürlich zu beachten: Wo es sich um Zentralgeheimnisse handelt, wird man vorsichtig sein müssen. Die Kirche hat z. B. die Darstellung der Trinität in der Gestalt von drei Männern ausdrücklich verboten. Dies besagt jedoch nicht, daß die Kirche grundsätzlich gegen jedwede andere Darstellung der Gottheit von vornherein Stellung nimmt.

Unter den Äußerungen des Heiligen Gottes ist aber auch der l i e b e n s w ü r d i g e Gott. Er hat sich höchst adäquat im Kinde und im Gekreuzigten geoffenbart. Gott ist eben nicht nur dadurch zu fassen, daß man ihn in seiner Unendlichkeit und in seiner unendlichen Macht zeigt, sondern er ist uns beispielsweise auch in seiner Schöpferkraft kundgetan. Das Mittelalter liebte die Darstellungen des Menschlichen an Christus. Wir denken hier an jene Bilder der Skulpturen, die den gläubigen Beschauer zu tiefem Mitleid und seelischer Erschütterung aufrufen.

SAKRALE KUNST

Zur Begriffsbestimmung des Sakralen gehört vor allem das, was von der Gottheit berührt ist, was also von ihr in einer gesonderten Art und Weise geheiligt ist. Im Gegensatz dazu steht das Profane, das, was von der Gottheit nicht ergriffen ist. In dieser Form sind solche Vorstellungen im heidnischen Denken beheimatet. Das Heidentum kannte ja keinen Schöpfergott, auch nicht die Ebenbildlichkeit der Menschen. Im christlichen Raum ist dies freilich völlig anders. Alles ist auf den Menschen hin geschaffen. In diesem Sinn gibt es nichts „Profanes“ mehr. Durch die Inkarnation des Logos ist die Menschheit vor allem in Gott aufgenommen. — Für die nähere Begriffsbestimmung des Sakralen könnte man ferner sagen: Sakral ist das, was im kultischen Raum existiert und zu kultischen Zwecken verwendet wird.

Demnach ist sakrale Kunst in jenem Raum und mit jenen Handlungen verbunden, durch die der Kult vollzogen wird. So will die Kirche einen vom Architekten ausgegrenzten Raum. Damit will sie zum Bewußtsein bringen: Hier ist ein Mysterium, und das, was hier geschieht, ist total anderer Art als das, was sich in der Natur oder in der Seelengeschichte oder in der Weltgeschichte sonst ereignet. Das Sakrament (im weiteren Sinn genommen) ist von vornherein in einen bestimmten Kultraum der Menschheit hineingestellt. Schon die Eucharistiefeier Jesu hat sich an das Paschalamm angeschlossen. Wir sehen hier den Vollzug eines bestimmten Ritus, der zur Feier der göttlichen Geheimnisse stattfindet. Die Frage, ob man zum Kultraum Bilder benötigt, ist hier müßig.

Was ist zur Feier der Mysterien an menschlichen Möglichkeiten hineinzuziehen? In der Tat hat die Kirche alles mit hineinbezogen: das Wort, das Lied, den Gestus, Weihrauch, Kerzen, Blumen, Bilder usw.

Von nicht unwesentlicher Bedeutung erscheint die Frage, ob das Kultgebäude nur ein Gefäß, nur ein Ort ist, wo die Mysterien ihren Vollzug finden oder ob das Kultgebäude darüber hinaus denn doch als ein Ort besonderer Präsenz Gottes zu gelten hat. Zweifellos geht seine Präsenz über das Passah hinaus.

Von der Architektur wäre zu sagen, daß dieses Gebilde ein Kunstwerk im Sinne dieser Kunst sein muß. Die Kirche ist eben, um es zunächst mit einem hart klingenden Wort auszudrücken, keine Garage, sie ist vielmehr jenes künstlerisch bereicherte Gefäß, in dem der Kult in entsprechender Form stattfinden kann. Die Architektur wird also bestimmt durch den Sinn, der ihr eigen ist. Dabei handelt es sich nicht um einen Funktionalismus, sondern um die Erfüllung höchster Sinnansprüche. Wenn in der Architektur leitende Ideen, Bilder, wie etwa die Rose (als Sinnbild und Zeichen der Liebe Gottes) verwendet werden, so haben sich diese dem höheren Sinn entschieden unterzuordnen. Otto Mauer sprach hier eine deutliche Warnung aus: „Wehe, wenn solche Ideen dem liturgischen Funktionalismus (das Wort nicht im abwertenden Sinn verstanden. Die Red.) verderben.“ Es ist also viel wichtiger, daß der Altar in seiner Hauptstellung deutlich zum Bewußtsein bringt, hier dient das ganze Gebäude dem Opfer des Neuen Testaments. Ob der Grundriß beispielsweise eine Rose zeigt, ist demgegenüber von zweitrangiger Bedeutung.

Dann und wann diskutiert man, ob die Malerei in unseren Kulträumen eine Notwendigkeit darstelle. Gegen sie erhebt man zuweilen den Einwurf, sie ziehe vom Wesentlichen ab. Es ist aber nicht wahr, daß alles in dem Maße als es künstlerisch ist, den Menschen verführt. Man kann auch hier nicht sagen, daß die Kunst nichts anderes sei als eine Beschönigung, als eine Lüge des Lebens. Die Kunst, und so auch das Bild, setzt das Heilige, das Sakrale präsent. Hier wird das Bild zu einer Art Quasisacramente. Die höchste Möglichkeit des Bildes ist das Symbol, die Repräsentation. Unter dem Begriff Symbol verstehen wir, daß etwas so geformt ist, daß jeder von vorneherein weiß, es handelt sich nicht um eine Tatsache des täglichen Lebens. Das Bild ist theologisch zu deuten. Aufgabe des Malers ist es, eine Formwelt zu finden, in der die Wesensdeutung auf Christus hin geschieht, wobei zum Bewußtsein gebracht wird, daß er unter uns lebt und unter uns präsent ist. Dies ist das eigentliche Kultbild.

Was die Zuordnung einer bestimmten Formwelt betrifft, so ist das nicht eine bloße Stilfrage. Hier kann es einen Kanon nicht geben, etwa in dem Sinn, daß man sagt, der Rundbogen ist eine sakrale Angelegenheit usw. Selbstverständlich zieht das, was mit dem Bild intentiert wird, eine gewisse Formwelt nach sich. Wenn ich z. B. das Fließende, Lebendige des Menschen ausdrücke, dann habe ich die Form des Expressiveren.

Es gibt nun Richtungen in der Kunst, die im Sakralen nicht unterbringbar sind. So der Impressionismus. Die Abhängigkeit von der Oberfläche macht ihn ungeeignet. Er löst aber auch die menschliche Persönlichkeit auf, er kennt keine qualitativen Unterschiede. Für ihn existiert nur die Frage der optischen Erscheinung. Er ist ahistorisch. Man kann ihn nicht verwenden auf der untersten Stufe des Bildes, etwa als *biblia pauperum*.

Vom Repräsentativbild verlangte man in der Diskussion u. a. daß es flächig, statisch, monumental und frontal sein müsse, frontal als Ausdruck dessen, daß Gott dem Menschen gegenübertritt. Es müsse ihm eine entsprechende Abstraktion eignen. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem sakralen und dem bloß religiösen Bild. Dieses braucht keineswegs den genannten Anforderungen, die man an das sakrale, an das Kultbild stellt, zu entsprechen. Es kann erzählend sein, es kann eine Vielfalt von Personen zeigen, während jenes nur Christus allein heraushebt. Ein

religiöses Bild kann ich auch in einer Wohnung aufhängen, keineswegs aber das sakrale.

Wie anfangs erwähnt, folgten wir im obigen der Zusammenfassung wie sie Otto Mauer am Schlusse der Tagung gegeben hat. Dann und wann mußte unsere Wiedergabe freilich fragmentarisch und oft nur skizzenhaft bleiben. Wir hoffen aber, daß das Wesentliche, worum es sich handelt, wenigstens annähernd zum Ausdruck gekommen ist.

Mit Freude konnte man bei dieser Begegnung der Künstler mit der Kirche feststellen: Es ging um die Findung der Wahrheit. Wenn auch noch vieles im Werden und im Fluß begriffen ist, so ist unleugbar der Wille vorhanden, zu einer genuinen sakralen Kunst bis in ihre eigentlichsten Elemente hinein immer deutlicher vorzustoßen. Alle Tändelei und oberflächliche künstlerische Betriebsamkeit fand entschiedene Ablehnung. Allgemein finden sich die Künstler an die Kirche und ihre theologische Wahrheit gebunden. Jegliche sakrale Kunst, jeglicher Kirchenbau sieht im Altar die eigentliche Sinnmitte des Ganzen.

Es wird noch eine Weile dauern müssen, bis wir wiederum eine eigentliche, wiederum neu geprägte kirchliche Kunst haben werden. Aber wir sind entschieden auf dem Wege dazu. Die Zeiten der Nachahmung und des oft öd wirkenden Epigonentums haben wir doch bereits hinter uns. Neues Leben sieht man aufbrechen und wir müssen den Mut dazu haben, die sich hieraus ergebenden Konsequenzen nach allen Richtungen hin zu bejahen. Wenn auch solche Tagungen noch keineswegs Abschließendes und Abgerundetes erarbeiten konnten, so sind sie doch wichtige Marksteine auf dem Wege in eine verheißungsvolle Zukunft.

Salzburg

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Aus der Enzyklika „Mediator Dei“ Pius' XII.:

„Die modernen Bilder und Gestaltungen, die dem Gegenstand, aus dem sie hergestellt werden, angepaßter sind, dürfen nicht in Bausch und Bogen und aus vorgefaßter Meinung verachtet und verworfen werden. Vermeiden sie vielmehr in weisem Ausgleich sowohl eine bloße Nachahmung der Natur als auch überspitzten ‚Symbolismus‘ und tragen sie mehr den Anliegen der christlichen Gemeinschaft, als der besonderen Auffassung und persönlichen Einstellung der Künstler Rechnung, — dann muß solch moderner Kunst unbedingt die Bahn offen stehen zu gebührend ehrfürchtigem Dienst am Gotteshaus und bei den heiligen Handlungen. So wird auch sie einstimmen können in den wundervollen Chor, den die größten Geister durch Jahrhunderte bereits zum Ruhme des katholischen Glaubens gesungen haben. Wir müssen jedoch im Bewußtsein unserer Pflicht unbedingt die jüngst da und dort geförderten Bilder und Darstellungen mißbilligen und zurückweisen, die eine Entartung und Entstellung gesunder Kunst zu sein scheinen, manchmal im offenen Widerspruch mit der christlichen Würde, Zurückhaltung und Frömmigkeit stehen und den echt religiösen Sinn tief verletzen.“

KIRCHLICHE KUNST DER GEGENWART

Gedanken eines Priesters zur Internationalen Ausstellung im Salzburger Dom 1956

Die Ankündigung der Internationalen Ausstellung kirchlicher Kunst der Gegenwart im Salzburger Dom war jedenfalls für den Klerus in Österreich und weit darüber hinaus eine Überraschung. Es sei hier nicht von der glücklichen und geglückten Initiative der drei Faktoren die Rede, die als Veranstalter zeichnen, d. s. die Domkustodie, die Salzburger Hochschulwochen und die Österreichische Gesellschaft für christliche Kunst, Wien. Es soll auch nicht vom guten Besuch der Ausstellung gesprochen werden, die von zwölf Ländern (Österreich, Deutschland, Italien, Schweiz, Frankreich, Spanien, Belgien, Holland, Irland, England, Schweden und USA) besickt wurde.

Wer das im ersten Oratorium aufliegende Gästebuch einsieht, kann sich ein ungefähres Bild der Frequenz machen und findet den Titel der Ausstellung eingehend bestätigt. Die Besucher kamen und kommen aus West- und Osteuropa, aus Afrika, Amerika und selbst aus dem fernen Ostasien.

Die am Vorabend der Ausstellungseröffnung veranstaltete Pressekonferenz war sehr gut besucht, was in Salzburg wegen der Festspiele begreiflich ist. Die Veranstalter haben es aber unterlassen, die Presseleute etwa zu beeinflussen, sie wurden nur um eine möglichst objektive Besprechung in ihren Blättern gebeten. Und die Resonanz der Presse kam! Die größten und einflußreichsten Blätter aller Richtungen haben sich mit dieser Ausstellung eingehend beschäftigt. Die Kritik einzelner Werke war sehr verschieden, oft konträr, z. B. bezüglich der Madonna von Schilling (Schweiz) oder des Crucifixus vom Spanier Lapayese; hingegen haben sie alle die Ausstellung selbst als einen ernst zu nehmenden Aufbruch des kirchlichen Kunstschaffens erkannt, gewertet und begrüßt. Das Hereinnehmen weltlicher Formen in ihren Bereich war der Kirche nie fremd, man denke nur an die Verchristlichung heidnischen Brauchtums; auch heute wird die Kirche das Wertvolle in der Sprache der modernen Kunst an- und aufnehmen und wird damit ihren Geist, das Heil des Herrn, leichter und wirksamer der neutral oder heidnisch gewordenen Welt verkünden als mit den Ausdrucksmitteln vergangener Jahrhunderte.

Unter den zweihundert bis dreihundert Besuchern, die im August täglich in die Ausstellung gekommen sind, waren viele Priester zu sehen, Weltgeistliche, Ordenspriester, hohe Würdenträger der Kirche (Kardinal Giacomo Lercaro von Bologna, Erzbischof Dellepiane, päpstlicher Nuntius in Wien, fast alle Bischöfe Österreichs) und Staatsmänner von großem Format (Ministerpräsident a. D. Schuman, Frankreich, Außenminister Brentano, Deutschland) — jedenfalls ein starkes indirektes Argument für die Bedeutung dieser Ausstellung. Uns Priestern ist hier vor allem Gelegenheit geboten, die moderne kirchliche Kunst zu sehen; wir sollen eine solche einzigartige Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen. Zumindest verdienen dies die Künstler, die zumeist doch aus innerem Antrieb, auf eine Einladung hin oder aus reinem Idealismus ihre Werke schaffen. Gewiß werden viele aus unseren Reihen ihr Schaffen, ihre Sprache auf den ersten Blick nicht ganz verstehen, besonders was die abstrakten Werke betrifft; wenn uns

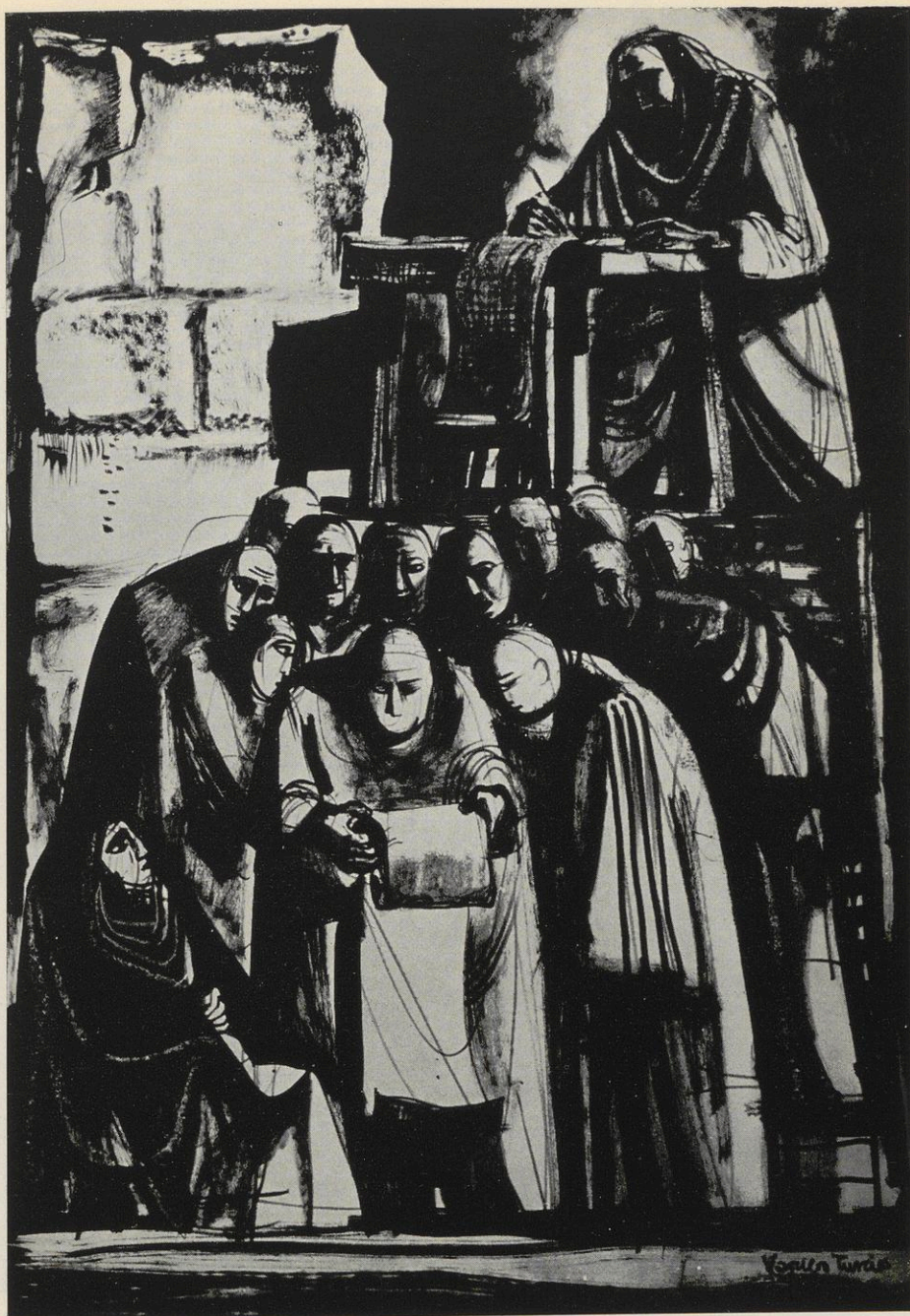


Photo Pospesch

DIE BRIEFE DES HL. PABLO
von Vaquero Turcios, Spanien



MITRA

von Veronika Malata, Oberrodenbach/Main

(Zum Beitrag „Veronika Malatas Paramentenarbeiten“)

aber die Buchmalerei der christlichen Antike und des frühen Mittelalters abstrakte Kunst erweist, — und welche! —, dann haben wir Priester noch mehr Ursache, uns mit den Künstlern unserer Zeit zu beschäftigen und sie ernst zu nehmen, hat doch auch die Kirche des ersten Jahrtausends ihre Künstler sicher ernst genommen und verstanden! Zum Troste mancher Mitbrüder sei aber betont, daß die abstrakten Werke lange nicht das Hauptkontingent der Ausstellung sind.

Schließlich ist unser Jahrhundert die Zeit vieler Kirchenbauten; im Kirchenbau und in der Ausgestaltung neuer Kirchen soll und wird unsere Zeit ebenso sprechen wie aus den Kirchenbauten der Vergangenheit. Gerade hiefür bietet die Ausstellung im Salzburger Dom viel Sehens- und Wissenswertes. Diesbezüglich hat die diesjährige Ausstellung eine Vorläuferin im vergangenen Jahr in der Kirchenbauausstellung im Carabinierisaal der Residenz in Salzburg gehabt. Seither wurde die Idee von Kirchenbauausstellungen auch andernorts verwirklicht — ein Zeichen von Lebendigkeit und Wagemut. Die diesjährige Ausstellung im Salzburger Dom bietet begreiflicherweise mehr, sie zeigt über den Kirchenbau hinaus Werke vom Altar bis zum Kelch, vom Baculus bis zum Hirtenstab des Pfarrers, vom Kreuzweg bis zum Rosenkranz, vom Portal bis zum Glasfenster.

Gewiß werden wir Priester noch lange nicht alles und auch später nicht jedes Werk anerkennen und bejahen; aber wir wollen jeden ernstgemeinten Versuch wohlwollend prüfen und auf die Ideen der Urheber einzugehen versuchen. Möge die Ausstellung erreichen, daß sich der Sacerdos und der Artifex wieder mehr nähern und verstehen; die Liebe wird dann den Weg in die Zukunft weisen und das Heilige in jene Formen der Kunst fassen, die vielen modernen Menschen die Pforten zum Heil in Jesus Christus erschließen können.

Sacerdos.

VERONIKA MALATAS PARAMENTENARBEITEN

Keine andere Art von Kunst ist wesensmäßig so unmittelbar an das Stoffliche gebunden wie die bildende Kunst. Es gibt kein bloß gedachtes oder nur angedeutetes Werk der bildenden Kunst, sondern ausschließlich ein in einem bestimmten Stoff verwirklichtes Kunstwerk. Dabei kommt dem Stoff nicht nur für die Existenz, sondern auch für die Präexistenz und den Entstehungsvorgang des Kunstwerkes eine entscheidende Bedeutung zu, denn die wechselseitig sich bedingende enge Verbindung des Bildgedankens mit einem bestimmten Material erfolgt bereits in der schöpferischen Phantasie des Künstlers und bleibt solange fortzeugend bestehen, bis das Werk in Erscheinung getreten und vollendet ist. Der Geist durchdringt die Materie und hebt sie liebend zu sich hinauf, ja er verwandelt sie ins Geistige. Das Kunstwerk wird zum Gleichnis des Menschen und der Künstler zum Gleichnis des Schöpfergottes, von dem es in der Genesis heißt: „Da bildete Gott der Herr den Menschen aus dem Staub der Erde und hauchte ihm den Odem des Lebens ins Angesicht.“

Die Künstlerin Veronika Malata, von der hier gesprochen werden soll, besitzt ein so inniges Verhältnis zu dem Material, mit dem sie gestaltet, daß sie sich bei ihrer Arbeit geradezu von der künstlerischen mitorganisierenden Kraft dieses Materials übermannen und in Zwiesprache bewußt leiten läßt. Und gerade diesem Umstand scheint viel von der bezaubernden Wirkung dieser Arbeiten zu verdanken zu sein.

Veronika Malata macht Applikationsstickereien, d. h., sie schneidet aus verschiedenen Stoffen Stückchen heraus und näht sie komponierend und figurenbildend auf eine Stoffunterlage auf. Welche Stoffe sie nun benützt, in welcher

Weise die Stoffe in ihrem textilen Charakter und in ihrer Farbigkeit aufeinander abgestimmt werden und in welcher Technik man sie auf die tragende Stoffunterlage nähend und stickend befestigt, darin liegt das künstlerische Geheimnis der Applikation.

Veronika Malata hatte den Auftrag erhalten, für den Erzbischof von Salzburg eine Mitra zu machen. Diese Aufgabe hat sie besonders gereizt aus der Erwägung heraus, daß sakrale Gewänder ihrer Technik und Arbeitsweise entsprechend wären.

Bei der Salzburger Mitra war das Thema im großen und ganzen gegeben. Es war eine Bischofsmütze zu machen, auf der vier Heilige dargestellt werden sollten, die mit dem Salzburger Erzbistum in enger Beziehung stehen. Außerdem sollte die Mitra so gestaltet werden, daß sie zu den verschiedenen Meßornaten im Dom paßt. Nach fünf vorausgegangenen Entwürfen*) glaubt V. M. im sechsten jene Form gefunden zu haben, die für den Salzburger Dom inhaltlich und formal richtig zu sein scheint. Die beiden Heiligenpaare der Vorder- und Rückseite sind raumfüllend in die Flächen gesetzt. Die Formen und Farben sind durch eine ausgereifte Stick- und Nähtechnik innig miteinander verwoben. Die Figuren sind streng empfunden und fügen sich vollkommen der barocken Gesamtform ein. Von den romanischen Mitren ist die reiche Verwendung des Goldes, das die Flächen überrieselt, übernommen; es sind warme und satte Farben, die mit den Strahlen des Goldes der Mitra jenen feierlichen Charakter verleihen, der für den Salzburger Dom verlangt werden muß. Die verschiedenartigen Versuche haben ihre ausgepandelte Mitte gefunden und eine ruhige, kostbare und festliche Gesamtform ergeben.

V. M.'s Arbeiten beschäftigen sich nicht ausschließlich mit religiösen Themen, wenngleich sie von diesen besonders angezogen wird. Es schwebt ihr vor, das Leben, wie es um sie herum zu sehen ist, mit ihren Stoffen zu gestalten. Für sie ist nicht das Thema entscheidend, sondern das Gestalten an sich. Es macht ihr Freude, sich dem, wie sie sagt, fast aufregenden Spiel mit den farbigen Stoffen hinzugeben und immer neue Verbindungsmöglichkeiten zu entdecken. Sie macht sich keine Skizzen oder farbigen Entwürfe, sondern hat lediglich eine allgemeine Vorstellung von dem, was sie machen will, in sich. Dann aber leitet sie eigentlich das Material. Es gibt Arbeiten, bei denen sie lange sucht, versucht und verwirft, bis ein farbiger Zusammenklang glückt. Wenn dieser Punkt erreicht ist — manchmal beim ersten Griff, manchmal nach Tagen — dann beginnt die Arbeit zu wachsen und spinnt sich manchmal wie von selbst weiter. Am Ende erscheint ihr das fertige Werk wie ein Geschenk.

Im Vorjahr legte V. M. in einer Ausstellung ihre verschiedenen Arbeiten seit 1945 vor. Man konnte dort den ganzen Gang ihrer Entwicklung verfolgen: Anfänglich hatten ihre Arbeiten den naiven Charakter der Volkskunst. Die Figuren sind klar und umrißhaft gearbeitet, das Naturvorbild, wenn auch aus der Phantasie geschöpft, bleibt erhalten. Das rhythmische Gefühl ist stark entwickelt, schwingt in der Gesamtkomposition wie in den einzelnen Formen, aber mehr isoliert und in einzelnen Szenen sich erschöpfend. Die Farben sind stumpf und dunkel gehalten und die Figuren setzen sich scharf vom Hintergrund ab. Innerhalb von zehn Jahren hat sich alles gewandelt: Eine breit dahinströmende Gestaltungskraft bindet alle Teile zusammen, die Figuren verwachsen mit dem Grund, der Grund lebt in den Figuren weiter, das Farbenspiel wird lebhaft und differenziert, durch die Vorliebe für glänzende Stoffe erhalten die Farben Transparenz, die Textur der Stoffe wird unbewußt-bewußt künstlerisch voll eingebaut und alles Technische meisterhaft beherrscht. Die geistige Durchdringung des Thematischen und der Form ist wesentlich gewachsen und hat zu einer maßvollen Abstraktion geführt, die gerade deshalb so überzeugt, weil sie durch das Material mitbedingt ist.

Veronika Malatas Arbeiten sind ein schöner und inniger Ausdruck für spezifisch weibliches Gestalten in Hingabe und Geduld, im dienenden Hineinfühlen und im Hinformen des Materials zu einem gegebenen Thema oder zu einem reinen Spiel der Formen und Farben. Bei entsprechender theologischer Orientierung schiene uns ihre Arbeitsweise reiche Möglichkeiten zum Gestalten von Paramenten zu bieten, weitab von Schablone und „Konfektion“, würdig und edel den Stempel zeitloser Schönheit tragend.

Dr. F.

*) Vgl. Abbildung 4 in diesem Heft.

GRENZEN DER GESTALTUNGSFREIHEIT DES KÜNSTLERS

Die Frage, inwieweit ein Künstler im Rahmen eines ihm erteilten Auftrags Gestaltungsfreiheit genießt, ist schon des öfteren Gegenstand gerichtlicher Auseinandersetzungen gewesen. Eine einheitliche Auffassung hatte sich aber trotzdem bisher in der höchstgerichtlichen Rechtsprechung nicht herausgebildet. Von weittragender Bedeutung ist daher eine kürzlich ergangene Entscheidung des Bundesgerichtshofes, die sich mit diesem Problem befaßt und allgemeine Grundsätze über die Gestaltungsfreiheit des Künstlers und deren Schranken aufgestellt hat.

Dem Urteil lag folgender Sachverhalt zugrunde: Der Kirchenvorstand einer katholischen Kirchengemeinde hatte einen Künstler beauftragt, eine Kapelle der Pfarrkirche zu einer Kriegergedächtniskapelle auszugestalten. Der Künstler legte einen von ihm ausgearbeiteten farbigen Entwurf für ein Kirchenfenster und ein darunter anzubringendes Tafelgemälde vor. Da der Kirchenvorstand einige Änderungen wünschte, vor allem auf dem Tafelgemälde die Körper der Gefallenen nicht mit den Füßen zum Beschauer, sondern quer im Bild liegend dargestellt haben wollte, fertigte der Künstler eine Änderungsskizze, die in den Grundzügen vom Kirchenvorstand gebilligt wurde. Als das Kirchenfenster zur Ablieferung gelangte, lehnte es der Kirchenvorstand als „von der Entwurfs-skizze völlig abweichend“ ab. Er setzte dem Künstler eine Frist zur vertragsmäßigen Lieferung des vereinbarten Fensters, trat nach fruchtlosem Ablauf dieser Frist vom Vertrag zurück und verlangte die Rückzahlung der geleisteten Anzahlung. Der Künstler wurde in drei Instanzen zur Rückzahlung verurteilt.

Wie in dem Urteil des Bundesgerichtshofes betont wird, darf zwar ein mit einem Künstler geschlossener Vertrag auf Lieferung eines Kunstwerks nicht schlechthin einem Vertrag gleichgestellt werden, der auf Leistung einer handwerklichen Arbeit gerichtet ist. Der künstlerisch Schaffende genießt vielmehr grundsätzlich im Rahmen eines Auftrages eine Gestaltungsfreiheit, die seiner künstlerischen Eigenart entspricht und es ihm erlaubt, in seinem Werk seiner individuellen Schöpferkraft und seinem Schöpferwillen Ausdruck zu verleihen. Wer einen Künstler mit der Herstellung eines Kunstwerkes beauftragt, muß sich deshalb vorher mit dessen künstlerischen Eigenarten und seiner Auffassung vertraut machen. Er darf die Abnahme des fertiggestellten Werkes nicht deshalb verweigern, weil es nicht seinem Geschmack entspricht, sondern muß insoweit ein der Gestaltungsfreiheit des Künstlers entsprechendes Risiko übernehmen.

Der Künstler kann jedoch seine Gestaltungsfreiheit vertraglich beschränken und sich verpflichten, das Werk nach einem von ihm gefertigten und von dem Besteller genehmigten Entwurf zu gestalten. Seine künstlerische Gestaltungsfreiheit darf er dann bloß bei der Herstellung des Entwurfs betätigen. Kommt der Künstler vor Beginn oder im Verlaufe seiner Arbeit zu der Überzeugung, daß er nicht in der Lage ist, das Werk entwurfsgetreu zu gestalten, sein künstlerisches Gewissen ihm vielmehr gewisse Abweichungen hiervon gebiete, so muß er sich mit dem Besteller ins Einvernehmen setzen und dessen Entschließung abwarten. Tut er dies nicht, so ist der Besteller des Risikos enthoben, ein wesentlich vom Entwurf abweichendes Werk abnehmen zu müssen. Gerade bei einem Kirchenfenster wird man, wie der Bundesgerichtshof besonders betont, von dem Künstler in der Regel verlangen können, daß er die Ausführung entwurfsgetreu gestaltet. Deshalb erkannten sowohl die Tatsachengerichte wie auch der Bundesgerichtshof als Revisionsinstanz den Standpunkt der Kirchengemeinde als berechtigt an.

Dr. L.

(Aus dem „Anzeiger für die katholische Geistlichkeit“, Freiburg/Breisgau, Nr. 4/1956.)

WIR SUCHEN

vergriffene Folgen des „Heiligen Dienstes“: Folge 11/12, 1948, Folge 3/1950, Folge 1/1951. Sendung gegen Kostenerstattung an die Schriftleitung erbeten!

ZUM DEKRET ÜBER DIE VEREINFACHUNG DER RUBRIKEN

vom 23. März 1955

Die römische liturgische Zeitschrift *Ephemerides liturgicae* veröffentlicht im 4. Heft dieses Jahrganges (1956) einen Artikel über das Echo, das die Veröffentlichung des Dekretes „Cum nostra“ über die Vereinfachung der Rubriken ausgelöst hat. Man kann feststellen, daß dieses Dekret allenthalben sowohl beim Klerus als auch in den liturgischen Zeitschriften freudige Aufnahme gefunden hat. Es sind seit der Veröffentlichung des Dekretes mancherlei Zweifel über die Anwendung der neuen Rubriken entstanden. Im folgenden wollen wir aus der obengenannten Zeitschrift sinngemäß die Antwort auf eine Anzahl dieser Dubia geben. Es sind vielfach Entscheidungen der zuständigen kirchlichen Autorität. Wie immer, wenn es sich um die Einführung von Neuerungen handelt, fehlt es auch auf diesem Gebiet nicht an Wünschen, die laut geworden sind. Auch auf diese wollen wir am Schluß hinweisen.

I. Einige praktische Anwendungen des Dekretes

Einzelne Bischöfe haben ihrem Klerus nicht nur den Wortlaut des Dekretes mitgeteilt, sondern auch praktische Verfügungen erlassen, wodurch im Geiste des Dekretes Änderungen vorgenommen wurden.

So schreibt z. B. der Bischof der Diözese St. Jérôme in der Provinz Quebec in Kanada in einem Brief vom 28. Februar 1956 folgendes: „Um dem Geiste des Dekretes der Hl. Ritenkongregation über die Vereinfachung der Rubriken gerecht zu werden und auch seiner Tendenz zu entsprechen, nämlich dem Temporale, besonders dem Sonntag, den Vorrang vor dem Sanctorale zu geben, werden wir in Zukunft nicht mehr von dem Indult Gebrauch machen, kraft dessen eine große Anzahl von Festen, besonders im September, auf den vorhergehenden oder folgenden Sonntag verlegt wurden. Wir werden in Zukunft die äußere Feier am Sonntag nur noch von folgenden Festen beibehalten: Fronleichnam, Herz-Jesu-Fest, Mariä Himmelfahrt und das Patroziniumsfest der Pfarre.“ Von 20 Festen, deren äußere Feier auf den Sonntag verlegt werden konnte, wurden nur vier behalten.

Eine andere praktische Anwendung des Dekretes betrifft die Beschränkung oder Aufhebung der vom Ordinarius vorgeschriebenen *Oratio imperata*, die von vielen Priestern gewünscht und sicher gerne aufgenommen wurde. Ganz im Sinne des Dekretes erließ der Bischof von Lüttich für seine Diözese eine derartige Verordnung. Die *Nouvelle Revue théologique* 77 (1955) 1088, gibt dazu folgenden Kommentar: „Mit Recht erachtet er es als einen größeren Beweis seiner Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl, indem er im Geiste des neuen Dekretes die *Oratio imperata* für den Papst aufhob, die früher als Beweis der Treue an den Hl. Stuhl an allen Tagen gebetet wurde, an denen eine andere *Imperata* nicht vorgeschrieben war.“ Ähnliche Verordnungen sind auch in anderen Diözesen erlassen worden, die ohne Zweifel weise Anwendungen des Dekretes über die Vereinfachungen der Rubriken sind.

II. Beantwortung einiger Fragen

Die praktische Durchführung des Dekretes über die Vereinfachung der Rubriken hat mancherlei Fragen und Zweifel aufgeworfen. Jene, die eine besondere Bedeutung haben und die öfter geäußert werden, wollen wir hier kurz behandeln. Wir stützen uns bei der Beantwortung dieser

Fragen auf einige Entscheidungen der Hl. Ritenkongregation, besonders das Dekret „Romana“ vom 3. November 1955 und das Dekret „Baion.“ vom 17. Oktober 1955. Das erste beantwortet Fragen, die der Direktor der päpstlichen liturgischen Akademie an die Hl. Ritenkongregation gerichtet hatte, das zweite gibt Erklärungen auf Anfragen des Bischofs von Bayonne in Südfrankreich.

1. Tit. II, n. 2.

An den früheren Semiduplexfesten, die nun Simplexfeste geworden sind, werden die zwei ersten Lesungen aus der Scriptura occursrens genommen, die dritte Lesung ist die Lebensbeschreibung des Heiligen. Dazu nimmt man die kurze Lesung, die früher genommen wurde, wenn das Semiduplexfest nur kommemoriert wurde (Lectio IX contracta). Nun gibt es aber Feste, die keine eigene historische Lesung haben. Früher nahm man in diesen Fällen die Lesungen der zweiten Nocturn aus dem Commune Sanctorum. Von nun an werden an solchen simplifizierten Festen alle drei Lesungen aus der Scriptura occursrens genommen (cf. Baion. XIX).

2. Tit. II, n. 4.

In Frankreich durften nach einem Erlaß des Kardinals Caprara von 1804 am 2., 3. und 4. Adventssonntag die Eigenmessen des Kirchenpatrons gesungen werden. Dieses Privileg bleibt in Kraft, wie nach dem neuen Dekret vom 23. März 1955, Tit. II, n. 4 die Messe eines Duplexfestes 1. Klasse erlaubt ist, wenn dieses Fest auf einen Sonntag fällt.

3. Tit. II, n. 5.

„*Antiphonae interim non duplicantur.*“ Diese Regel ist nicht strikte zu interpretieren, besonders wenn es sich handelt um die Antiphonen zum Benedictus und Magnificat und die eigenen Antiphonen der Laudes und Vesper an den Dominicae majores. Sie können zweimal genommen werden, müssen aber nicht. (*Antiphonae duplicari possunt, sed non debent.*) Decretum Romana, II et Baion. I.

Da diese Norm wegen der Disposition im Brevier in erster Linie praktische Bedeutung hat, wird man sie auch auf jene Tage anwenden können, deren Rang zum Duplexritus erhöht wurde, wie z. B. die Tage innerhalb der Oktaven von Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie die Pfingstvigil.

4. Tit. II, n. 7.

Die Feste des Herrn, die auf einen Sonntag fallen.

a) Der Sinn der Worte des Dekretes ist derselbe wie der des Tit. IV, n. 2 Add. et Variat. Brev.: „*Festum novem lectionum Domini.*“ Es fallen also unter diese Rubrik auch die Feste des Herrn im weiteren Sinne, wie z. B. das Fest der Kirchweihe.

b) Ein solches Fest nimmt den Platz des Sonntags ein, d. h. es erhält alle Privilegien des Sonntags, auf den es fällt bezüglich der ersten Vesper (wenn es sich um ein Festum duplex major handelt, dem eigentlich eine erste Vesper nicht zukommt). Das wird authentisch erklärt im Dekret vom 2. Juni 1955, ad VI.

c) Ein solches, auf einen Sonntag fallendes Fest des Herrn, erhält vom Sonntag jedoch nicht das Privileg der Präfation von der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, wenn es keine eigene Präfation hat. (Z. B. das Fest der Weihe der Basilika der hl. Petrus und Paulus am 18. November.) Auch das wurde authentisch erklärt im Dekret Baion. IX: „*In festo celebrando in dominica, adhibeatur praefatio Missae propria, si habetur, secus communis.*“

5. Tit. II, n. 12.

An den Tagen innerhalb der Osteroktav findet keinerlei Kommemoration statt. Ausgenommen ist nur die Kommemoration de Litaniis majoribus (Tit. III, n 2e), die immer an dem Tag einzulegen ist, an welchem die Markusprozession gehalten wird.

Aus dieser Erklärung folgt, daß die Rubrik des Missale über die Verlegung der Markusprozession in Kraft bleibt, wenn der 25. April auf Ostern fällt; ebenso die Rubrik über die Konventmesse nach der Prozession.

6. Tit. II, n. 13.

Die Oktav von Weihnachten wird gefeiert wie bisher (prout nunc). Der Sinn dieser Worte wird deutlich erklärt in den beiden obengenannten Dekreten Romana III und Baion. XII: Während der Oktav von Weihnachten werden diese Feste oder Tage der Universalkirche in derselben Weise gefeiert, wie es im römischen Missale und Brevier angegeben ist, mit Ausnahme der Vorschrift bezüglich der Dreizahl der Orationen, die immer beobachtet werden muß. (Excepto numero ternario orationum semper adhibendo.)

Demnach ist in der zweiten Weihnachtsmesse das Gedächtnis der hl. Anastasia, die Vesper wird nach der im Brevier angegebenen eigenen Form gebetet, die Feste des hl. Thomas und des hl. Silvester behalten ihre erste Vesper, obschon sie Feste duplicia minora sind. Fällt in die Zeit vom 25. bis 28. Dezember ein Sonntag, so wird dieser verschoben. An den Festen duplex 2. Klasse — das Fest der Beschneidung des Herrn nicht ausgenommen — werden bei den kleinen Horen die Sonntagspsalmen gebetet, zur Prim jedoch die Festtagspsalmen.

Die einzige Ausnahme, die eingeführt wurde, war die Abschaffung der Oration „pro diversitate temporum“.

7. Tit. II, n. 14, 15 et 17.

Bezüglich der Konvent- und Votivmessen in der Zeit vom 2. bis 5. und vom 7. bis 12. Jänner sowie vom Feste Christi Himmelfahrt bis zur Pfingstvigil ausschließlich, kann man folgende Übersicht geben:

a) Wird die Konventmesse gesungen, so kann man entweder das mit dem Tagesoffizium übereinstimmende Formular nehmen, oder die dem Ferialtag zugewiesene Votivmesse, oder, wenn im Offizium eine Kommemoration ist, die mit dieser Kommemoration übereinstimmende Messe.

b) Wird die Konventmesse gelesen, so muß sie entweder mit dem Tagesoffizium übereinstimmen, oder mit der Kommemoration, falls eine solche stattfindet.

c) Eine Requiem-Konventmesse, ob sie nun gesungen oder gelesen wird, ist immer verboten an den obgenannten Tagen.

d) Gelesene Votivmessen sind nicht gestattet.

e) Bezüglich der Votivmessen zu Ehren Christi des ewigen Hohenpriesters und jene zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, die als feierliche Votivmessen am ersten Donnerstag und ersten Freitag jeden Monats erlaubt sind, ist zu bemerken, daß von nun an, statt der Votivmesse die Messe des Tagesoffiziums genommen werden muß, die alle Privilegien der genannten Votivmessen erhält.

Demnach wird vom 2. bis 7. Jänner die Messe vom Feste Circumcisio genommen, vom 7. bis 12. Jänner jene von Epiphanie und nach Christi Himmelfahrt jene von letzterem Feste.

8. Tit. II, n. 16.

Commemoratio Baptismatis D. N. J. C. Die Worte „**Officium et Missa dicuntur uti nunc sunt in octava Epiphaniae**“ werden von einigen Kommentatoren so ausgelegt, als ob das Offizium ganz als Festoffizium zu nehmen sei mit den Sonntagspsalmen, auch zu den kleinen Horen, so wie es früher am Oktavtag von Epiphanie gewesen ist. Auch behaupten sie, im Kanon der Messe sei das Gebet „**Communicantes**“ vom Feste der Erscheinung des Herrn zu nehmen.

Die Worte des Dekretes scheinen jedoch nur von den Texten zu handeln, die im Offizium und bei der Messe gebraucht werden; sie wollen jedoch nicht eine Ausnahme auf die durch das Dekret eingeführten allgemeinen Normen sein.

Auch die Meinung, das Gebet „**Communicantes**“ von Epiphanie sei beizubehalten, kann man nicht gut vertreten. Die Taufe Christi ist wohl eine Erscheinung des Herrn. Aber warum wird dann nicht ebenso am zweiten Sonntag nach Epiphanie dieses „**Communicantes**“ gebetet, wenn die dritte Erscheinung des Herrn bei der Hochzeit zu Kana gefeiert wird. Diese, ebenso wie die Erscheinung des Herrn bei der Taufe, wurde am Feste der Erscheinung des Herrn mitgefeiert.

9. Tit. II, n. 17.

Da das Dekret bestimmt, daß bezüglich der Pfingstvigil nichts zu ändern sei, behaupten einige, daß diese Vigil ihre erste Vesper beibehalte. Das widerspricht jedoch ohne Zweifel der allgemeinen Regel (Tit. IV, n. 11), nach welcher nur die Feste erster und zweiter Klasse sowie die Sonntage eine erste Vesper haben.

Auch der angeführte Grund, daß nämlich eine besondere Regelung den Vorrang habe vor einer allgemeinen Regel, ist nicht stichhaltig. Die Pfingstvigil hatte nämlich eine erste Vesper nicht als solche, sondern kraft der allgemeinen Regel, nach welcher jedes Offizium Ritus semiduplicis eine erste Vesper hatte.

10. Tit. III, n. 3.

Zu den Bestimmungen des Dekretes, die viele Fragen aufgeworfen haben, gehört ohne Zweifel jene über die Kommemorationen: „**Aliae commemoraciones forte occurrentes ita admittuntur, ut numerum ternarium orationum non excedant.**“

a) Es scheint überflüssig zu sein, darauf hinzuweisen, daß unter den Begriff „commemoraciones“ nicht nur jene Kommemorationen fallen, die auch im Offizium vorkommen, sondern im weiteren Sinne auch andere Orationen, die von den Rubriken vorgeschrieben sind, ohne daß sie eine Beziehung zum Offizium haben. Solche Orationen sind jene für den Papst am Jahrestag seiner Wahl und Krönung, die für den Bischof am Jahrestag seiner Wahl oder Weihe, ebenso die Oration de Sanctissimo, wenn das Allerheiligste ausgesetzt ist. Dazu gehören die vom Ordinarius vorgeschriebenen Orationes imperatae und jene Orationen, die der Priester an gewissen Tagen Ritus simplicis ex privata devotione in der stillen Messe beten kann. Es ist auch deutlich, daß alle diese Orationen mit den Kommemorationen, die niemals weggelassen werden dürfen, unter die Dreizahl der Orationen fallen.

(Fortsetzung)

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

P. Pie Regamey: Kirche und Kunst im XX. Jahrhundert. Verlag Styria, Graz, 1955. Leinen, 500 Seiten, 85 Bilder, S 180.—.

Das umfangreiche Werk des Autors gliedert sich zunächst in drei große Hauptabschnitte und behandelt im ersten Teil die Frage „Was ist und will das Sakrale?“, im zweiten die „Forderungen und Möglichkeiten der lebenden Kunst“, im dritten schließlich die „Forderungen, Wünsche und Möglichkeiten des gläubigen Volkes“. Seiner Arbeit fügt P. Regamey noch drei sehr beachtliche Beilagen an und bringt ein analytisches Verzeichnis, ein Namen- und Sachregister und zum Schluß einen ziemlich reichhaltigen und sehr instruktiven Bilderteil, in welchem der Leser einen vorteilhaften Einblick in die Gestalt und Form moderner kirchlicher Kunst gewinnt.

Regamey ist heute allen, die sich irgendwie mit dem Problemkreis moderner kirchlicher Kunst befassen, zu einem Begriff schlechthin geworden. Sein Buch ist ein glühendes und geradezu flammendes Bekenntnis für die Forderung, daß in der Kunst des kirchlichen Raumes wesensnotwendig neue Wege und Möglichkeiten gesucht und beschritten werden müssen. Das christliche Bewußtsein drängt ja in der Auseinandersetzung der Gegenwart zu neuen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten, in denen das Heilige aus dem künstlerischen Empfinden des Christen unserer Zeit gestaltet werden muß. Regamey hat allenthalben viel Widerspruch und zuweilen auch scharfe Töne abweisender Kritik erfahren. Ohne im einzelnen alles das, was der Autor vertritt, nun billigen zu wollen, ist er in seinem Grundanliegen durchaus ernst zu nehmen und fordert von jedem eine aufrichtige und aufgeschlossene Stellungnahme. Diese kann auf das Gesamte gesehen aus dem christlichen Gewissen unserer Zeit heraus sicher positiv ausfallen. Wenn sich Hugo Lang, Abt von St. Bonifaz, in seiner klugen und abgewogenen Einleitung, die der deutschen Ausgabe vorangestellt ist, zur Auffassung des französischen Dominikaners A. M. Henry bekennt, daß „gerade die Kunst ein sehr empfindlicher Seismograph für alle zur Weltformung drängenden Kräfte der Kirche ist“, so ist dieses Wort aus jener Verantwortung heraus empfunden, die uns gegenüber dem Neuen, das uns in der gegenwärtig aufbrechenden christlichen Kunst begegnet, aufgegeben ist. Ein bloßer Traditionalismus hat noch immer zur geistigen Stagnation geführt.

Damit wollen wir aber keineswegs sagen und behaupten, daß wir dem „Neuerungssüchtigen“ das Wort reden wollen, also einer Haltung, die um jeden Preis und ohne innere christliche Verantwortung sich in oft geradezu abstrusen Formen auslebt.

Wir möchten meinen, daß ein Kunstwerk dem religiösen Gehalt, den es aussprechen will, auch in seinen Formen entsprechen muß. Alles Bizarre und Pietätlose ist eine Entweihung und Profanierung im üblen Sinn. Dies gilt für alle Art christlicher Kunst, handle es sich nun um Architektonik, Malerei und Plastik. Zu bedenken bleibt aber noch folgendes: bei aller Weitherzigkeit und Offenheit muß man gerade für den sakralen Raum, der doch für den Gottesdienst der Gemeinde da ist, Formen vermeiden, die das religiöse Empfinden unseres gläubigen Volkes mit Recht verletzen.

Dem Autor ist für dieses Buch der Dank aller jener sicher, die im innersten um sein Grundanliegen wissen. Man mag dort und da mit Recht seine Vorbehalte ansetzen, aber das Wesentliche, was in seinem Werk zum Ausdruck kommt, ist sonder jedem Zweifel zu bejahen.

Dr. P. Anselm Schwab

Internationale Ausstellung kirchlicher Kunst der Gegenwart, Salzburg 1956 in den Oratorien des Domes. Katalog. Verlag Styria, Graz, 1956. 80 Seiten, 70 Bildseiten, S 20.—.

Gegenwärtig findet in Salzburg in den Räumen des Oratoriums der Salzburger Metropolitankirche eine hochbedeutsame internationale Ausstellung kirchlicher Kunst der Gegenwart statt. Die geistige Öffentlichkeit ganz Europas findet sich auf dem Sektor der Kunst mit namhaften Werken vertreten. Schon die Eröffnungsfeier bewies das starke Interesse, das man dieser Ausstellung entgegenbringt. Es ist nicht von ungefähr, daß bei der Eröffnung durch den österreichischen Bundesminister für Kultus und Unterricht, Dr. Drimmel, eine Reihe von diplomatischen Vertretungen, häufig sogar durch die Botschafter selbst,

anwesend waren. Der Katalog, den wir nun vor uns haben, gibt ein anschauliches Bild vom künstlerischen Schaffen auf dem Gebiete des Religiösen. Was dem Beschauer an Malerei, Plastik und Modellen sakraler Bauten gezeigt wird, ist gewiß aller Beachtung wert. Der Bildteil des Kataloges vermittelt uns hierin ebenfalls einen guten Einblick. Natürlich will eine Ausstellung nicht besagen, daß nun alle diese Kunstwerke auch schon jene Qualitäten besitzen, um in einem Gotteshaus Platz finden zu können. Aber es ist ein dankenswertes Unternehmen, einmal einen Querschnitt durch das Schaffen christlicher Kunst der Gegenwart zu geben und zu zeigen, wo wir stehen. In diesem Sinn ist es zu begrüßen, daß der Gedanke, jedes zweite Jahr eine solche Ausstellung zu veranstalten, bereits konkrete Aussicht bietet.

Arte Liturgica in Germania, 1945/1955. Katalog. Deutsche Ausgabe (Roma Palazzo Pontificio Lateranense). Verlag Schnell u. Steiner, München.

Vom 1. März bis 18. April d. J. dauerte die Ausstellung *Arte Liturgica in Germania*, die unter dem Protektorat des Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Konrad Adenauer, stand. Sie wollte zeigen, was in den zehn Jahren, von 1945 bis 1955, an Kunstwerken dieser Art geschaffen worden war. In der Tat bietet diese Ausstellung eine reichhaltige Mannigfaltigkeit. Wir erwähnen hier jene Hauptgruppen, in die sich die Ausstellung aufgliederte: I. Das Meßopfer: Geräte, Kelchdecke, Paramente, Episkopalien, Sakramente. II. Eucharistie: Tabernakel, Tabernakeltüre, Tabernakelplatte, Verheipatene, Ziborium, Monstranz und dergleichen. III. Altar: Altarkreuz, Altarleuchter, Antependium, Wandbehang. IV. Innenausstattung der Kirche: Portal, Taufbrunnen, Ambo, Figur und plastische Arbeiten, Kreuzweg, Glasfenster. V. Gegenwärtiger Kirchenbau aus liturgischer Erneuerung. VI. Das christliche Haus: Heilige Schrift und Gebet, geweihtes Wasser, Kreuzverehrung, christliches Bild usw. VII. Deutsche liturgische Kunst des Mittelalters. Beigegeben ist ein Bilderteil von 48 Seiten mit prächtigen Photos.

Frühmittelalterliche Buchmalerei: Genesis. Bilder aus der Wiener Genesis erläutert von Albrecht Goes. 12 Bildtafeln. — **Christi Passion.** Farbige Bilder aus dem sechsten bis zwölften Jahrhundert. Erläutert von Walter Dirks. Beide Friedrich Wittig Verlag, Hamburg, 1956, DM 5.80.

Ein feines Geschenk für jeden, der Freude hat an den wunderbaren Buchmalereien des frühen Mittelalters. Jedem der beiden Bändchen ist eine kurze und treffende Einführung vorausgeschickt. Zu den einzelnen Bildern sind sehr schöne erläuternde und einstimmende Texte beigegeben. — Gerade diese Malereien zeigen, daß sich der übersinnlich-übernatürliche Gehalt, den sie zum Ausdruck bringen wollen, bei aller Freiheit der Gestaltung doch noch „gegenstandsgebunden“ erweist, also in einer Form gegeben sind, die weit weg ist von jeglicher Verzerrung. Das macht diese Bilder so wunderbar schön. Sie könnten von da aus unserer modernen, leider oft allzu „abstrakten“ christlichen Kunst ein klärendes Vorbild sein. Aus dem Grund freuen wir uns über diese beiden Bändchen ganz besonders.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Genoveva Gallois OSB.: Das Leben des kleinen heiligen Plazidus. Übersetzt von P. Michael Jungo OSB. Leinen, 104 Seiten, Rex-Verlag, Luzern.

Ein herzerfrischendes Buch, voll Humor, Menschlichkeit und letzter Lebensweisheit. Keine „Heiligengeschichte“ im üblichen Sinn, sondern die Geschichte eines Heiligen. Die Geschichte eines Menschen, der schon im Kindesalter, noch nicht mehr, als „ja, ja“ sagen könnend, aus der „Welt“ genommen wird, und ihr doch immer wieder begegnet. Die Bitte einer Mitschwester namens Plazida, in einer französischen Benediktinerinnenabtei, an Mutter Genoveva, ihr zum Namenstag ein Bildchen des heiligen Plazidus zu zeichnen, ist der unmittelbare Anlaß, daß diese sozusagen ihr Herz ausschüttet, voll Erfahrung, hoher, tiefer, beglückender, bedrückender, der Erfahrung mystischer Weisheit, aber auch jener, daß es außerhalb und innerhalb der Klostermauern „Welt“ gibt. Mutter Genoveva kennt sie nur zu gut, bis zum Lutschen eines köstlichen Bonbons. Mit lächelnder Weisheit führt sie alles zur Entscheidung, durch die auch der Alltag des Christen „Geschichte“ wird, weil er auf Gott bezogen ist.

Mit viel Humor, rührender Herzlichkeit, gutem Lächeln, aber auch mit beißender Ironie und sicherem Strich zeichnet sie, schnell, aber nicht leichtfertig, 104 Blätter, von unterschiedlicher Qualität, vom Leben des heiligen Plazidus, dem Lieblingsjünger des heiligen Benedikts, eines Plazidus, der auch in unserer Zeit noch lebt, der trefflich Stellung nimmt zur „abstrakten Kunst“, zur Betriebsamkeit der nur „Aktiven“ usw.

Gleichsam „in den Rand“ schreibt sie in knappen Sätzen ihre Überlegungen und Erfahrungen aus dem Leben eines Menschen im Orden des heiligen Benedikt.

Wenn man nur die Zeichnungen betrachtet, würde man zunächst keine Ordensfrau als deren Urheberin vermuten, so impulsiv sind diese Blätter gezeichnet. Vor allem überrascht das Bild des Herrn, das eher dem des „Alten“ eines Barlach oder Nolde gleicht, als den sonst in Klöstern und anderswo noch immer so beliebten „Jesusbildern“. Es ist tröstlich, daß gerade dieses Büchlein in dem Lande entstand, das heute zum Experimentierfeld moderner sakraler Kunst geworden ist. Auf anderer Ebene wird in diesem Büchlein nach der Quelle gegraben, die auch vor dem Tode nicht versiegt, weil sie das Leben ist. Karl Weiser

Johannes Pinsk: Donum Dei. Als Manuskript gedruckt bei der Buchdruckerei Paul Funk, 1955.

Der bekannte Verfasser gibt hier eine Deutung der Feiertage und Sonntage der Festzeit vom Weihnachtsfest bis Epiphanie. Die Ausführungen sind bereits in der „Sanctificatio Nostra“, Monatsschrift des katholischen Klerus (Dietrich-Coelde-Verlag, Werl/Westf.) ab März 1955 erschienen. So bescheiden dieses Büchlein in seiner äußeren, aber doch geschmackvollen Aufmachung ist, kommt ihm doch wegen seines inneren Anliegens eine wichtige Bedeutung zu: richtiges und wesenhaftes Verständnis der heiligen Texte, wie sie im Missale Romanum vorliegen. Hier spricht ein Seelsorger, der die Festmysterien in ihrem eigentlichen Gehalt tief erschaut und durchbetrachtet hat. Unsere katholische Gemeinde muß wieder mit diesen ernstlich bekanntgemacht werden, um die Feste der Kirche wirklich feiern und mitvollziehen zu können. Pinsk wehrt sich mit Recht gegen alle unwesentlichen Veräußerlichungen, die nur auf eine sentimentale Stimmung abzielen, dem gläubigen Volk aber das Eigentliche und Wesentliche unverantwortlich vorenthalten. Seine Deutungen sind denn auch wirklich ein Zeugnis und Beispiel dafür, wie man auf Grund der heiligen Texte den Sinngehalt der Mysterien einer christlichen Gemeinde erläutert und nahebringt. Das Büchlein verdient ohne Zweifel alle Beachtung und weiteste Verbreitung.

Thomas Sartory: Die Ökumenische Bewegung und die Einheit der Kirche. Kartonierte. 232 Seiten, DM 10.80. Kyrios-Verlag, Meitingen. 1955.

Der Schriftleiter der „Una Sancta“, den wir aus vielen grundlegenden Beiträgen seiner Zeitschrift und aus seinem steten Bemühen um das Gespräch zwischen den getrennten Brüdern kennen, behandelt in einer umfangreichen und durchwegs gediegenen Arbeit sein Thema mit aller bemerkenswerten Klarheit und Abgewogenheit des Urteils. Seine Ausführungen gliedert er in einen geschichtlichen und einen systematischen Teil. Im ersten bietet er einen Überblick über die Entwicklung der Ökumenischen Bewegung, deren Zusammenkünfte, über die praktischen Unionsversuche, und schließt ihn mit einem Abschnitt über die Stellungnahme Roms zur Ökumenischen Bewegung. Der zweite Teil ist durchwegs theologisch ausgerichtet und bringt ekklesiologische Darlegungen im Hinblick auf die notwendigen Voraussetzungen eines fruchtbaren Gespräches im Sinne einer von uns allen erhofften Begegnung. Das Wohltuende dieser Arbeit liegt in der echten Sehnsucht nach der Einheit und dem tiefen Anliegen, auch von unseren getrennten Brüdern verstanden zu werden. Weitab von jeder Kontroverstheologie ist er bemüht, die anderen von ihrer Position aus wirklich zu verstehen und überall jenen Wahrheitskern zu finden, der auch in den anderen christlichen Kirchen immer noch irgendwie verborgen liegt. So ist dieses Buch, wenn auch noch nichts Abschließendes, doch ein notwendiger und im ganzen wirklich gut gelungener Beitrag auf dem Wege zur Einheit.

Michael Pfliegler: Der lebendige Christ vor der wirklichen Welt. Gesammelte Besinnungen. 5. Auflage, Leinen 230 Seiten, S 56.—. Tyrolia Verlag, Innsbruck, 1955.

Mit diesem Buch erscheinen die erstmalig bereits 1937 als „Gesammelte Gewissenserforschungen“ in Druck gebrachten „Besinnungen“ nun in fünfter Auflage. Schon der Titel und das Wort „vor der wirklichen Welt“ verraten, worauf es dem Autor ankommt: einen wirklich klaren Blick zu bekommen für die tatsächliche Situation, in der der Christ hier und heute steht, und seine Sendung zu verstehen, d. h. jene missionarischen Voraussetzungen zu erkennen, die notwendig sind, um die Welt von heute aus der unheimlichen Ferne wieder heimzuholen. Wie selten jemand, fühlt Pfliegler die große Verantwortung, die uns Christen auferlegt ist in einer Weltstunde, die unsere klare Entscheidung und unseren vollen Einsatz fordert. Wo er auf Mängel offen hinweist, tut er dies nicht um einer billigen Kritik willen, sondern um aufzurütteln und zu heilen.

Jakob Brummet: Das über alles ragende Zeichen. Fastenpredigten. Reihe „Dienst am Wort“, Band VI, Kartontiert, 124 Seiten, S 38.—. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1956.

Man hat fast immer ein wenig Sorge, wenn man wieder ein neues Predigtbuch vor sich sieht. Aber Gott Lob, wir werden gerade in unserer Zeit oft mit recht guten solcher Art bekannt gemacht. Zu diesen zählt sicherlich das vorliegende. Das Buch zeugt von klarer homiletischer Beherrschung des schwierigen Stoffes. Und es ist für unsere Menschen des 20. Jahrhunderts geschrieben. Es kennt die religiöse und existentielle Not der Zeit, weiß um das Bedrohliche, das den Menschen umgibt, es will ihn herausführen aus seiner eigentlichen Not und ihm zeigen, daß nur das Kreuz des Herrn eine Antwort auf alles Leid der Menschen möglich macht.

Victor Poucel: Gegen die Widersacher des Leibes. 292 Seiten, Leinen, DM 12.—. Verlag Herder, Freiburg, 1955.

Der französische Originaltitel „Plaidoyer pour le corp“ sagt besser als der deutsche, was dem Verfasser so sehr am Herzen liegt, nicht nur eine Kampfstellung gegen alle den Leib verunglimpfenden Meinungen unserer Zeitgenossen zu beziehen, sondern diesen fragwürdigen, wahrhaft aus den letzten Seinsbeziehungen und darum aus allen Fugen geratenen Leib wiederum zu seinem letzten tiefsten Zweck und damit auch zu seiner „Herrlichkeit“ zurückzuführen. Den Menschen diese Zusammenhänge aufzuzeigen, den einen, die ihn verherrlichen, weil sie ihn zu sehr lieben, den anderen, die ihn verneinen, weil sie nur den gefallen Leib und eine falsch verstandene Materie sehen. Der Verfasser, Dichter, Theologe, Physiologe und Mensch, hat sich aber selbst als Grundsatz vorgestellt: „es liegt soviel Güte in den Dingen“ (S. 2), daß diese materielle Welt an unserem persönlichen Schicksal Anteil nimmt, weil sie durch die Existenz eines liebenden Gottes dazu beauftragt ist. So wird alles an und in diesem Leib zu einem sichtbaren Symbol für Ihn, sein einfaches Sein und seine Funktionen werden zur Mystik, werden eingespannt zu einem weltumfassenden Gottesdienst, dessen Liturgie in einem geheimnisvollen dreidimensionalen Raum gefeiert wird. Der Versuch dieser Schau ist dankenswert, vielleicht ist er überhaupt der einzig mögliche und gangbare Weg, von der sakralen Seite her den Leib zu seiner früheren Würde und zur rechten Liebe durch den Menschen zu führen. Man möchte wünschen, daß der heutige Mensch auch ein Ohr haben möchte für die dichterische Sprache dieses Buches, die sich gegen das Ende des Buches hin zu seinem glanzvollen Höhepunkt steigert.

DDR. P. Friedrich Hermann O.S.B.

Alois Stöger: Brot des Lebens. Die Eucharistie nach dem N.-T.-Verlag Pfeiffer, München, 1955. 228 Seiten, broschiert DM 3.80, gebunden DM 5.80.

Die hier vorliegende und ganz bewußt als „Werkbuch“ gestaltete Neuerscheinung über die Eucharistie, — will sie doch den Leser zum Mitwirken: zum Mitdenken anregen, um so die vermittelten Erkenntnisse noch zu vertiefen —, ist für Predigt, Meditation, religiöse Glaubensvertiefung und Katechese eine richtige Fundgrube von Anregungen. Eine tiefgründige Exegese erschließt uns die wichtigsten eucharistischen Texte des Neuen Testaments: ungekünstelt, in gläubiger Bereitschaft zur Aufnahme und Annahme des Wortes Gottes. Besonders wertvoll sind die praktischen Anwendungen der einzelnen Abschnitte

auf das persönliche Glaubensleben der Leser. Das Buch bedeutet eine wirkliche Bereicherung der eucharistischen Literatur.

Igo Mayr S.J.: Nicht stehen bleiben! Winke für das innere Leben. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck, 1955. 128 Seiten, Kartoniert S 19.50, Leinen S 39.—.

Der durch verschiedene Veröffentlichungen bekannte Verfasser hat es auch hier recht gut verstanden, von den vielfältigen religiösen Fragen und Schwierigkeiten, die den meisten strebsamen Seelen begegnen können, gerade die wichtigsten und grundsätzlichsten herauszugreifen. Das Buch kann wirklich begeistern. Es wird seinem Titel ganz und gar gerecht, indem es hilft sich innerlich aufzuraffen und im religiösen Leben unermüdlich weiterzuarbeiten. Das Buch gliedert sich in vier Teile: Vom inneren Wachsen, Vom Beichten und Büßen, Vom Beten, Vom Wirken für den Herrn. Die prägnanten Formulierungen vermögen den heutigen Menschen zutiefst anzusprechen.

P. Hariolf Ettensberger: Das Ministrantenbuch. 8. Auflage. Halbleinen, 115 Seiten, DM 4.80, Verlag Herder, Freiburg, 1956.

Das geschmackvoll ausgestattete Ministrantenbuch bringt wirklich alles Wissenswerte für unsere Meßdiener. Man könnte es mit gutem Gewissen ein „Ceremoniale Ministrantium“ nennen. Aber es ist nicht bloß dieses, sondern bringt auch eine gediegene Einführung und Unterweisung in jenen inneren Geist, aus dem heraus der Dienst am Altar vollzogen werden soll. Sehr ansprechend sind die skizzenhaft geformten Zeichnungen, die das Büchlein in glücklicher Art und Weise beleben. Dieses Ministrantenbuch empfiehlt sich in Wahrheit selbst, nicht bloß für unsere Meßdiener, sondern auch für alle jene, die mit dem Ministrantenunterricht und der Ministrantenseelsorge betraut sind.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Johann N. Pemsel: Unser Heil. Ein Merkbuch für die katholische Berufsschuljugend. 127 Seiten, kart., DM 2.—. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 1955.

Dieses Merkbuch ist für drei Jahrgänge der Berufsschule angelegt und gliedert sich in folgende Abschnitte. Erster Jahrgang: I. Dein Leben in der Entscheidung; II. Ordnung in dir; III. Ordnung in deiner Arbeit und in deinem Beruf; IV. Ordnung in deiner Stellung zu den Mitmenschen. Zweiter Jahrgang: I. Was haltet ihr von Christus; II. Was haltet ihr von der Kirche. Dritter Jahrgang: I. Grundfragen der christlichen Weltanschauung; II. Die Ordnung der christlichen Ehe; III. Ordnung in Gesellschaft und Staat. Schon aus dem hier angegebenen erkennen wir, daß die Arbeit des Autors daraufhin angelegt ist, den jungen Menschen aus dem Glauben heraus für sein Leben entsprechend vorzubereiten und zu festigen. Die Sprache ist begriffsklar und lebensnah. Dieses Merkbuch verdient mit Recht weite Verbreitung.

Seid vollkommen: Formen und Führung christlicher Aszese. Herausgegeben von Dr. Karl Rudolf, Seelsorgerverlag, Wien. Halbleinen, 280 Seiten, S 52.—, DM, sfr 9.90.

Es ist sehr erfreulich, daß heute solche Bücher wieder dem Christen, von dem der Herr verlangt: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“ auf diesem Weg und zu diesem Ziel als sichere Führer geschenkt werden. Wir müssen alle Herrn Prälat Rudolf für die Herausgabe dieses Buches Dank schulden. Die Menschen sind sehr verschieden. Hier findet jeder einen für ihn gangbaren Weg. Die Jahrhunderte sprechen zu uns: von Augustinus über St. Benedikt bis zu all den religiösen Wegen unserer heutigen Zeit, in Liturgie, Bibel und Marienverehrung. Klar und praktisch sind die Wege aufgezeichnet. Ein Buch, das Priestern und Laien viel zu bieten hat.

P. Beda Winkler

Gaston Courtois: Der junge Priester. Seelsorgerverlag, Wien. Leinen, 159 Seiten.

Zu den wertvollen Büchern Courtois: Vor dem Angesicht des Herrn (vier Bände) schenkt uns hier Prälat Rudolf ein neues, das besonders dem jungen Priester durch die ersten Wirkungsjahre ein außerordentlich verlässlicher Helfer sein wird. Viele Probleme des jungen Priesters sind hier mit Klarheit, aber auch mit feinem Takt aufgegriffen. Wenn auch vielleicht manche Fragen in unserer Heimat weniger aktuell sind, so werden wir alle, auch wir älteren Priester, mit Nutzen und Genuß und vielleicht auch zur priesterlichen Gewissensforschung dieses Büchlein durcharbeiten.

P. Beda Winkler

Ludwig Lang: Erziehung in dieser Zeit. Österreichischer Bundesverlag, Wien. Kartoniert, 197 Seiten.

Die Entwicklung, aber auch die Verworrenheit unserer Zeit spüren wir alle. Ratlos stehen wir vor vielen Problemen und auch die Jugend und das Kind mag uns oft zum Fragezeichen geworden sein. Und doch erwartet die Jugend mit Recht von uns Leitung und Führung. Der Mensch läßt sich aber nicht schalten wie man eine Maschine schaltet. Ehrfürchtig müssen wir versuchen, ihn zu verstehen und seine Probleme zu sehen. In diesem Buche spricht ein erfahrener Pädagoge, der allen, die Verantwortung für Jugend und Jugendunterricht tragen, vieles zu geben hat. Besonders Lehrer und Erzieher werden für dieses Buch dankbar sein.

P. Beda Winkler

Kath. Schriftenmission: J. Aschenberger: Keusche Ehe. 20 Seiten, S 2.—; **Daniel A. Lord: Geburtenregelung — so oder so?** 48 Seiten, S 3.50.; **Peter Heide: Warum nicht vor der Ehe?** 64 Seiten, S 4.50.

Sehr brauchbare Kleinliteratur zu den verschiedenen Fragen der modernen Ehe. Die Hefte können dem Seelsorger beim Brautunterricht, bei Mütterstunden etc. eine nicht zu unterschätzende Hilfe bieten, gerade durch ihre klare, aber dennoch feine und diskrete Sprache. Um die sachlich richtige Beantwortung der Probleme überall zu gewährleisten, sind bei den einzelnen Fragen die verschiedensten Fachleute zu Rate gezogen worden.

Dr. Rudolf Malik: „Mein Beruf“ und „Was soll ich werden?“ 32 Seiten, S 2.40; **Kreuzschwestern, Linz: „Ich gehe beichten“** (für Mädchen). 16 Seiten, S 1.50; **Prof. Joh. Brik: Atomgewalten.** 64 Seiten, S 4.50. Verlag der Katholischen Schriftenmission, Linz, 1955.

Besonders zu begrüßen sind die Heftchen, die die Berufswahl der jungen Menschen erleichtern wollen. Auch die anderen Veröffentlichungen bieten Gediegenes auf ihren Gebieten.

Wilhelm Hünermann: Der Himmel ist stärker als wir. 272 Seiten, Leinen, DM 8.50. Matthias Grünewald Verlag, Mainz, 1955.

Dieses Fatima-Buch Hünermanns, das, wie alle seine Bücher, spannend geschrieben ist, besticht durch seine Objektivität. Das Werk verrät genaues Quellenstudium. Es ist allen wirklich zu empfehlen.

J. P.

Hermann Strehle: Mienen, Gesten und Gebärden. 174 Seiten, Kartoniert, DM 11.—, Leinen DM 13.—. Ernst Reinhardt Verlag, München, 1956.

Es ist überraschend, wie genau Strehle den Themenkreis „Mienen, Gesten und Gebärden“ durchleuchtet. Dieses Buch spricht jeden an, der seine Mitmenschen kennen will, jeden Berufsberater, Personalchef u. v. a. Nach eingehender Lektüre des Werkes muß man oft sein Urteil über einen Freund oder Mitmenschen revidieren, positiv oder negativ. Gerade die Berücksichtigung der unscheinbaren Merkmale des Gebarens läßt die Schrift so praktisch anwendbar werden. Die straffe Gliederung erleichtert einen Überblick und die Einleitung für den Fachpsychologen läßt auch diesen gerne nach Strehles Buch greifen.

Der letzte Teil seiner Ausführungen „Persönlichkeitsanalysen auf Grund des beigelegten Bildmaterials“ vermag das in den vorhergehenden drei Hauptabschnitten („Allgemeine Merkmale des mimischen Verhaltens“, „Die Mimik im engeren Sinn“, „Der mimische Ausdruck des Körpers und der Gliedmaßen“) gesagte, wenn auch die Abbildungen vielleicht zu wünschen übrig lassen, exakt zu verdeutlichen. Abschließend mag gesagt sein, daß diese Analyse des Gebarens „Praktische Menschenkenntnis durch Beobachtung von Haltung, Gangart und Gebärdensprache des Menschen“ tatsächlich vermittelt.

Josef Pollhammer

J. Dobraczynski: Botschaft der Sterne. Ein Jeremiasroman. 508 Seiten, Leinen, DM 12.80. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1955.

Ein Jeremiasroman! Spannend und lebendig schildert der Autor das innere, verzweifelte Ringen des Propheten, der immer wieder versucht, sich seiner Berufung zu entziehen in einer Zeit voller Wirren und Trübsal. Alle Figuren sind prachtvoll gezeichnet. Die geschichtlichen Angaben sind manchmal etwas frei, was jedoch einem Roman keinen Abbruch tut. In seiner Lebendigkeit und seinem Aufbau wäre dieser Roman auch Werken wie „Quo vadis“ oder „Ben Hur“ vergleichbar.

J. P.

Das Volksliturgische Apostolat, Klosterneuburg

Das Leben des Christen ist Teilnahme am Leben des fortlebenden Christus, ist also Teilnahme am heiligen Leben der Kirche auf Erden. Die allerwichtigste Sorge des Christen und seines Seelsorgers muß sein, das heilige Leben, die Gnade, zu erhalten, zu nähren, zur Reife zu bringen. Er tut dies in der Teilnahme am sakramentalen Ablauf des Kirchenjahres, im Mitleben und Mitwirken mit der Kirche.

Das Kirchenjahr ist ein Mysterium, ist Ewiges in zeitlicher Sichtbarkeit. Das Mysterium ruft unsere tätige Mitarbeit auf. Wie jedes Wort Gottes, so hat auch die Liturgie die Tiefe des ganzen Lebens und zielt immer aufs Ganze. Die Erziehung zur Liturgie ist deshalb auch Erziehung zum Mitleben des Lebens der Kirche und Mithilfe zur Vollendung des eigenen heiligen Lebens.

Damit das Volk der Kirche die Schönheit, Fülle und Tiefe der Liturgie verstehen lerne und die Geheimnisse verständnisvoll mitfeiere und mitlebe, sein Leben zu Gott hin erziehe und vollende, wurde von Dr. P. Parsch das Volksliturgische Apostolat gegründet und vom Stift Klosterneuburg weitergeführt.

Schriften und Bücher stehen für dieses Apostolat bereit!

Pius Parsch, Volksliturgie, 711 Seiten, Ganzleinen, S 60.—

Das Buch bringt grundlegende Ausführungen über die liturgische Frömmigkeit, über die tätige Teilnahme des Volkes an der Liturgie, bringt dem Seelsorger praktische Ratschläge zur volksliturgischen Seelsorge gemäß den heutigen Erfordernissen. Dreißigjährige Erfahrung des Autors unterbaut das Buch, das den Weg zum besseren Verständnis des Volkes an der heiligen Liturgie weist.

Pius Parsch, „Das Jahr des Heiles“, Der dreibändige Klosterneuburger Liturgiekalender. Zum immerwährenden Gebrauche eingerichtet.

- | | | | |
|---------------------------|------------------------|-------|--------|
| 1. Band: Weihnachtsteil, | 576 Seiten, Ganzleinen | . . . | S 42.— |
| 2. Band: Osterteil, | 712 Seiten, Ganzleinen | . . . | S 65.— |
| 3. Band: Nachpfingstzeit, | 860 Seiten, Ganzleinen | . . . | S 85.— |

Dieses Standardwerk, in 14 Auflagen erschienen und in acht Fremdsprachen übersetzt, ist der beste und sicherste Führer für Priester und Laien, die das Kirchenjahr nicht nur erleben, sondern auch für ihr geistliches und religiöses Leben auswerten wollen. Es verbindet Liturgie und Heilige Schrift, es spricht zum Tage und weist doch auf die allgemeinen Prinzipien hin, es nützt geschichtliche Tatsachen und dient doch unmittelbar der praktischen Frömmigkeit. Herrlich und einmalig sind die Erklärungen und Erläuterungen, die Pius Parsch über die Meßliturgie und das Brevier gibt. Ein einzigartiges Handbuch für das religiöse und liturgische Mitleben.

Pius Parsch, „Das Jahr des Heiles“, Die einbändige Volksausgabe der dreibändigen Werkes, 733 Seiten, Halbleinen S 30.—

Die Ausgabe enthält das Wissenswerte der kirchlichen Zeit und des Heiligenkalenders. Wer sich im Kirchenjahr orientieren will, hat hier das Wesentliche zusammengefaßt. Der erste Teil des Buches bringt die kirchliche Zeit mit den Sonntagen und großen Festen, der zweite Teil bespricht die Heiligenfeste des Meßbuches.

Pius Parsch, „Stundengebet für Laien“.

Mit einer Einführung. 227 Seiten, Halbleinen . . . S 10.—

Das Brevier, das Gebetbuch der hl. Kirche, sollte auch das Gebetbuch des christlichen Volkes sein. Psalmen, oft nur eine ästhetisch-literarische Lesung, sind große, starke und schöne Gebete. Als Gebete meint sie die Liturgie in der Einteilung auf die einzelnen Horen und Wochentage. Im vorliegenden Psalmen-Gebetbuch, im Stundengebet für Laien, werden die Psalmen in der von der Liturgie vorgesehenen Einteilung verwendet. Hier sind die Gebete!

Pius Parsch, „Der Wochenpsalter des römischen Breviers“.

Mit einer Einleitung, 616 Seiten, Ganzleinen mit Schuber	. . .	S 112.50
Ganzleder mit Schuber	. . .	S 169.50

Dieses Psalterium will dem Priester und dem gebildeten Laien eine Hilfe sein, das Brevier, das Gebet der Kirche und im Namen der Kirche, mit noch mehr Verständnis, Andacht und innerer Freude zu beten. Deshalb steht neben dem lateinischen Text Vers für Vers die

deutsche Übersetzung. Die einzelnen Horen sind durch Überschriften und Hauptgedanken zusammengefaßt und geben so dem Gebet eine gewisse Richtung. Auch die Psalmen haben Überschriften, Grundgedanken und Einteilungen, welche das Verständnis und das Beten erleichtern. Kurze Anmerkungen unter dem Strich geben manche nützliche Erklärung.

Dem besseren Verständnis der Messe dienen vor allem:

Pius Parsch, „Meßerklärung im Geiste der liturgischen Erneuerung“,
mit einem Bildanhang, 447 Seiten, Ganzleinen . . . S 36.—
Halbleinen . . . S 34.—

Das Buch bringt wissenschaftlich unterbaut und allgemein verständlich die Geschichte der hl. Messe. Aber sie ist nicht Selbstzweck, sondern verfolgt das praktische Ziel, daß Priester und Laien die heilige Messe besser verstehen und lebendiger feiern lernen. Die Funktion der einzelnen Teile der heiligen Messe, der Aufbau der ganzen Feier werden dargelegt und das Wesentliche vom Peripheren unterschieden und praktische Vorschläge zur Vervollkommenung der Eucharistiefeier gemacht.

Pius Parsch, „Lernet die Messe verstehen“, 96 S., m. farbigem Umschlag, S 3.—

Pius Parsch hat mit diesem Büchlein einen Behelf geschaffen, der in leicht verständlicher Sprache dem Leser alles darlegt, was er über die heilige Messe wissen muß, um ihr mit Verständnis folgen zu können.

Dieses Büchlein kann mit großem Erfolg durch Aktivisten der Pfarre, Austräger von Kirchenblättern, auf dem Schriftenstand usw. verbreitet werden. Es trägt dazu bei, das Verständnis und den Besuch des heiligen Opfers zu heben.

Ein Werk, das vor allem in die Hand des Seelsorgers und Predigers gehört, ist:

Pius Parsch, „Die liturgische Predigt“, 10 Bände.

Das Werk zeigt praktisch und grundsätzlich die Möglichkeiten auf, die dem Prediger aus der Liturgie erwachsen. Pius Parsch ist auch hierin ausgesprochener Praktiker. Das Werk bietet herrliche Gedanken und ausgezeichnetes Material für die Ausarbeitung der Predigten. Dem heute mit Arbeit so sehr überlasteten Seelsorger bietet dieses Werk große Hilfe.

Band 1	Grundlegung der liturgischen Predigt. Grundsätzliche Darlegungen, Predigtvorlagen.	356 Seiten, Halbleinen	S 22.—
Band 2	Die liturgische Evangelienhomilie,	408 Seiten, Halbleinen	S 30.—
Band 3	Die Epistelhomilie,	388 Seiten, Halbleinen	S 30.—
Band 4	Meßhomilie,	320 Seiten, Halbleinen	S 24.—
Band 5	Bildungswerte des Kirchenjahres,	364 Seiten, Halbleinen	S 24.—
Band 6	Das Kirchenjahr im Lichte der Gnade,	518 Seiten, Halbleinen	S 50.—
Band 7	Die Predigt in der Weihnachtszeit,	420 Seiten, Halbleinen	S 59.80
Band 8	Die Predigt im Osterkreis,	528 Seiten, Halbleinen	S 74.90
Band 9	Die liturgische Predigt der Nachpfingstzeit,	690 Seiten, Halbleinen	S 115.50
Band 10	Kurzpredigten für alle Tage des Jahres,	656 Seiten, Halbleinen.	S 36.—

Dieses Werkes wegen wurde Dr. Pius Parsch „ein Kirchenlehrer unserer Zeit“ genannt.

Volksliturgischer Wochenkalender, Ein Abreißkalender, Form. 34 $\frac{1}{2}$ ×24.

Er ist liturgisch auf das Kirchenjahr, seine Zeiten und Feste aufgebaut. Er beginnt mit dem 1. Adventssonntag. Mit den Direktorien verschiedener Diözesen und den Heiligenfesten versehen, mit freiem Raum für Notizen, ist er für Pfarre und Haus, für den Priester und den Laien ein beliebter, liturgischer Wegweiser.

Neben diesen Werken haben die Klosterneburger Meßtexte für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres, die Sakraments- und Weihetexte (Taufe, Tauf-erneuerung, hl. Firmung, Ehe, Segnung der Mutter nach einer Geburt, kirchliche Gebete für die Kranken, die vier niederen Weihen, Subdiakonats- und Diakonatsweihe, Priesterweihe, Abtweihe, Bischofsweihe, Grundsteinlegung einer Kirche, Kirchweihe, Altarweihe, Glockenweihe), die liturgischen Bilder und Urkunden (Spruchbilder des Kirchenjahres, liturgische Symbole der alten Kirche, Taufe, Firmung, Ehe), die Andachtstexte für alle Zeiten des Kirchenjahres im Mitleben der Liturgie dem einzelnen, dem Seelsorger und der Gemeinschaft großen Segen gebracht.

Das Volksliturgische Apostolat im Chorherrenstift Klosterneuburg ist, wie bisher, immer zu jeder Hilfe und Beratung bereit. Benützen Sie unsere grundlegenden Werke und Texte! Richten Sie ihre Bestellungen und Anfragen an das

**VOLKSLITURGISCHES APOSTOLAT, CHORHERRENSTIFT KLOSTERNEUBURG
BEI WIEN**

Reihe: Wort und Antwort

Bd. 9

ALBAN DOLD

SURSUM CORDA

Eucharistische Hochgebete
aus alten lateinischen Liturgien.

Texte lateinisch-deutsch,
264 S., Gln., S 48.—

„Hier ist der helle und hohe Herzschlag der Kirche in ihren eucharistischen Hochgebeten, es ist ihr wunderbares Pathos der Danksagung in einer leider heute untergegangenen Vieltgestalt. Man könnte auf Grund dieser Gebete eine Theologie des Kirchenjahres schreiben und zugleich eine Geschichte des gallikanischen und römischen Geistes. Denn deutlich hebt sich dem Kenner der Unterschied zwischen der klaren Klassik der römischen Liturgie und der emotionalen, herzbewegenden Sprache des gallikanischen Sakramentes ins Bewußtsein. Aber immer ist es die Kraft festlichen Betens! Hier wird der Gebetsjubiläum dem Volk erschlossen. Und ‚selig das Volk, das noch zu jubeln versteht‘.“ (Univ.-Prof. Dr. P. Virgil Redlich)

Bd. 11

GUSTAVE THILS

THEOLOGIE DER IRDISCHEN WIRKLICHKEITEN

Aus dem Französischen von Gerold
Coudenhove, 384 S., Gln., S 68.—

Aus dem Französischen
von Gerold Coudenhove
384 S., Gln., S 68.—

„Eine bestimmte Kunst, könnte man nicht ohne Berechtigung sagen, ist in einem ganz besonderen Sinne ‚christlicher‘ als eine andere. Nicht der behandelte Gegenstand gibt der Kunst ihren christlichen Wert. Manche religiöse Themen haben nur wenig von einer ‚christlichen‘ Kunst, weil sie nicht schön sind, andere ‚profane‘ Vorwürfe sind sehr ‚christlich‘, weil sie bereits die Herrlichkeit der ‚himmlischen Harmonie und Verzückerung der Seligkeit‘ widerspiegeln

(Aus dem Kapitel: „Der Erlöser und die Kunst“)

Durch den Buchhandel erhältlich

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

Von Fritz Leist liegt vollständig vor:

GEBET DER KIRCHE

Betrachtungen zu den Orationen des Kirchenjahres

Teil I: Advent bis Epiphanie. 96 Seiten, kart., S 18.—, DM 3.30, sfr. 3.75.

Teil II: Die Sonntage nach Epiphanie und Pfingsten. 228 Seiten, kart., S 39.—, DM 7.50, sfr. 7.90.

Teil III: Fasten und Osterzeit. 256 Seiten, kart., S 56.—, DM 10.—, sfr. 10.50.

Die schönen Texte der Orationen, die dem christlichen Laien meist nicht so bekannt sind, wie Epistel und Evangelium, werden hier in der Absicht interpretiert, nicht Gott begreifen zu wollen, sondern sich von seinen Worten ergreifen zu lassen. Eine wertvolle Unterlage für Ansprachen und Zyklen.

(Der Prediger und Katechet, Freiburg)

In zweiter Auflage ist erschienen:

Fritz Leist, KULTUS ALS HEILSWEG

Zur Überwindung der Heillosigkeit unserer Zeit. 64 Seiten, kart., S 16.—, DM 3.10, sfr. 3.20.

Echter Kult ist eine unabdingbare Lebensnotwendigkeit und nicht ein ästhetisches Beiwerk, auf das man schließlich auch verzichten kann. Der Leser dieser Schrift kann sich dieser Einsicht, die ihm theologisch tief und in überzeugender Sprache nahegelegt wird, nicht verschließen. Betroffen und gestärkt wird der Seelsorger vor allem durch den Abschnitt „Das Wesen des Heils“. Das Buch ist in hohem Maß dazu angetan, unser Vertrauen auf die heilende und heiligende Kraft lebendig vollzogener Liturgie zu vermehren.

(Lebendige Seelsorge, Freiburg i. Br.)

VERLAG RUPERTUSWERK, SALZBURG, ERZABTEI ST. PETER



„DIE VIER JAHRESZEITEN“ VON KARL WEISER

EIN WORT DES DANKES

Unsere Zeitschrift, die nun schon den 10. Jahrgang vollendet, hat es bisher bewußt vermieden, über Dinge zu berichten, die nur lokales Gepräge haben. Dies tat sie aus der Bestimmung heraus, die sich von vornherein zum Grundsatz machte, nur solches zu bringen, das mindestens irgendwie von allgemeinerer Bedeutung ist. Heute dürfen wir — und sicherlich mit Recht — von jenem Hause Nachricht geben, in welchem das Institutum Liturgicum seit mehr als zehn Jahren eine hilfsbereite Heimstatt gefunden.

Am 24. Oktober d. J. fand in der Erzabteikirche zu St. Peter in Salzburg die Abtbenediktion des neugewählten Erzabt-Koadjutors Franz Bachler statt, der am 27. September von seinen Mitbrüdern gewählt worden war. Der Neuerwählte entstammt einer bäuerlichen Familie aus der dem Stift St. Peter inkorporierten salzburgischen Gebirgspfarre Abtenau, war u. a. Studentenseelsorger in Salzburg und bekleidete neben mancherlei anderer Tätigkeit zuletzt auch die Stelle eines Präfekten am Kolleg Sankt Benedikt in Salzburg. Möge ihm in seinem verantwortungsvollen Amt stets Gottes Segen und Hilfe beschieden sein: *Ad multos annos!*

Es ist nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir vor allem auch an die Tätigkeit erinnern, die der aus dem Amte scheidende Erzabt Dr. Jakobus Reimer im besonderen Maße seiner Gründung, dem Institutum Liturgicum in väterlicher Hilfsbereitschaft gewidmet hat.

Als die bitteren Jahre des Krieges geendet hatten und die Erzabtei St. Peter, welche durch das vergangene Regime enteignet, von den Patres und Brüdern wieder bezogen worden war, gründete Erzabt Jakobus Reimer im Jahr 1946 unser Institutum Liturgicum, dessen Initiator und erster Leiter unser leider allzufrüh verstorbener P. Adalbero Raffelsberger war und bis zu seinem Tode im Jahre 1952 unermüdlich und unter Aufbietung aller seiner durch Krankheit ohnehin reichlich geschwächten Gesundheit der neuen Gründung vorstand.

Hinter allem, was am Institutum Liturgicum geplant und zur Ausführung gebracht wurde, stand der scheidende Erzabt. Nicht nur, daß er die Kosten alljährlich vom Hause zur Gänze deckte, er nahm auch an allem Geschehen persönlich regsten Anteil. Selber vom Geiste des heiligen Benedikt getragen und erfüllt, war ihm Liturgie innerstes Herzensanliegen. So ist die wenn auch noch sehr junge Geschichte seiner Gründung mit ihm aufs engste und persönlichste verbunden.

Als erste Aufgabe setzte sich der verstorbene Leiter des Institutes, mitzuarbeiten, um den Wildwuchs auf gottesdienstlichem Gebiet einer geregelten Gottesdienstform zuzuführen. Exzellenz Dr. Fließner (Linz), der damals das Liturgische Referat an der Österreichischen Bischofskonferenz innehatte, begrüßte die neue Gründung, die von nun an in enger Fühlungnahme mit der Österreichischen Bischofskonferenz stand und im Folgenden mit verschiedenerlei Arbeitsaufträgen zusammen mit der Österreichischen Liturgischen Kommission beauftragt wurde. Die liturgische Arbeit der Hierarchie ordnungsgemäß zu unterstellen, war ein Lieblingsgedanke und eines der größten und wichtigsten Anliegen P. Raffelsbergers und er fand hier von vornherein volles Verständnis und Unterstützung seines Erzabtes, der ihn völlig für solche Arbeiten freistellte.

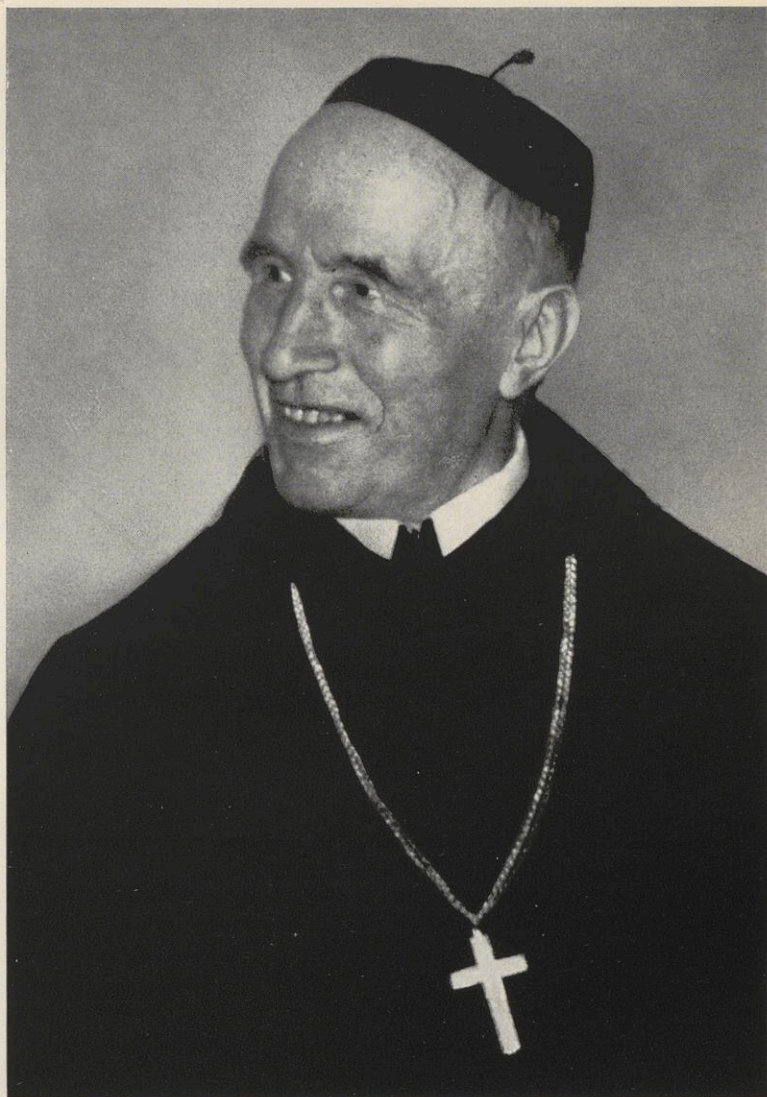
So wurde die Zeitschrift „Heiliger Dienst“ ins Leben gerufen, in welcher die Möglichkeit geboten werden sollte zu fruchtbarem Gedankenaustausch. In ihr wurden die Arbeiten des Instituts und der Österreichischen Liturgischen Kommission, soweit sie spruchreif geworden waren, je nach Möglichkeit und Tunlichkeit veröffentlicht. Die „Allgemeine Meßordnung“ war noch zum größten Teil unter der Leitung von Bischof Fließer erarbeitet worden. Als Exzellenz Zauner, Bischof von Linz, das Referat für Liturgie an der Österreichischen Bischofskonferenz übernahm, wurde in der Folge der Einheitsliederkanon, den dann das Institut Liturgicum im Auftrage der Österreichischen Bischofskonferenz herausgab, zusammen mit der Österreichischen Liturgischen Kommission erstellt.

Ob es sich nun um die Fragen der Ausgestaltung der Karwochenliturgie oder um die von allen erhoffte Brevierreform handelte, immer zeigte Erzabt Jakobus regstes Interesse und vollste Anteilnahme an den jeweiligen Arbeiten liturgischer Erneuerungsbestrebungen. So ließ er es sich, obwohl sein Gesundheitszustand ihm wirklich dringende Schonung vorgeschrieben hätte, nicht nehmen, allen Tagungen der Österreichischen Liturgischen Kommission an unserem Institut beizuwohnen. Die Herren, die hier aus allen Diözesen Österreichs zusammengekommen waren, betrachtete er ganz besonders als seine lieben Gäste. Mit sichtlichem Interesse nahm er bei Tisch an ihren Gesprächen teil und hatte ebenso seine helle Freude, wenn er sah, daß seine Gäste sich in seinem Hause wohlfühlten.

So ist es denn begreiflich, daß das Liturgische Institut dem scheidenden Erzabt aufrichtigen Dank schuldet. Sein hohes Alter — er steht nun im 80. Lebensjahr — und sein angegriffener Gesundheitszustand haben ihn bewogen, um Enthebung von den Regierungsgeschäften einzureichen. Mögen ihm noch viele Jahre beschieden sein. Er blickt auf ein Leben zurück, das reich war an Arbeit und Sorge. Einst Schüler der Jesuiten-Patres am Freinberg bei Linz, studierte er Theologie in Innsbruck, trat dann in das Stift Seitenstetten in Oberösterreich ein und kam als Lehramtskandidat für Germanistik wiederum an die Alma Mater Aenipontana. Dort promovierte er „sub auspiciis Imperatoris“. Als Konventuale und Mittelschulprofessor von Seitenstetten war er dann auch Direktor des dortigen Studentenkonviktes und wurde 1929 als Abtkoadjutor von Lambach berufen. Im Jahre 1931 übernahm er als Erzabt des Benediktinerstiftes St. Peter die Leitung dieses Hauses. Erzabt Jakobus ist auch der Gründer und geistliche Vater einer Gemeinschaft, in deren Haus er sich nun in Oberwang bei Mondsee zurückgezogen hat. In den Wirrnissen von 1918 hatten sich junge Menschen unter seiner Führung zusammengeschlossen. Seither existiert diese erste Laiengemeinschaft in Österreich, ohne Propaganda und kirchliche Bindung, mitten im Volke. Ihr Vorbild ist das Ideal des hl. Benedikt: eine Familie in Gebets-, Arbeits- und Gütergemeinschaft. — Unter den Lesern unserer Zeitschrift dürfte es wenig bekannt sein, daß der Text des Thierseer Passionsspieles eine Dichtung von Erzabt Reimer ist.

Erzabt Jakobus wollte nie persönliche Ehrungen; wer ihn kennt, weiß das. Wenn wir diesmal gegen seinen Willen gehandelt haben, ihm hier unseren Dank auszusprechen, so nimmt der Schreiber dieser Zeilen gerne eine Buße auf sich!

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B., Leiter des Institutum Liturgicum.



ERZABT DR. JAKOBUS REIMER
ST. PETER - SALZBURG

AM GEBURTSTAG UNSERES HERRN

Christi Heiliggeburt erhellt die Wolken der Welt.

Menschenherzen macht froh Seine Anwesenheit.

Ihn tönen würdig wider die Weisen,

*Der Fleisch wie wir wurde und mächtig kam
aus jungfräulichem Schoß.*

*Ihn lobt die ganze himmlische Heerschar,
zugleich auch der Menschen, da Engelsfriede
den Menschen zurückkam.*

Christus, Der war vor Gezeiten, gebiert die Gebärerin.

Er, Der liegt in der Krippe, erhabene Reiche umschließt.

*Daher die milde Stimme der Engel
kündet dem Volke große Freuden
lichtdurchflossen vom Himmel her.*

*Dastehn singende himmlische Heere,
weihen Gott würdige, herrlichen Frieden
tönende Saiten himmelhochwärts.*

Jesus rühmt unsere hehre Versammlung frohen Gemütes:

Uns sei Friede, Gott sei Ehre durch die Gezeiten.

Da nun Christi Geburt uns bekannt ward,

umspielt Seine Wiege unsere Flöte gemessenen Klangs.

Neue Lieder tragen wir vor hingebenden Herzens,

zu heiligstem Lobe von uns gefugt,

*bitten, einstimmig, Er möge uns gnädig zum Himmel hinführen,
währendes Leben uns kosten lassen durch die Gezeiten.*

Sprich A m e n, wiedererkauftes Volk.

Prosarium von Limoges, 10. Jh.
übertragen von P. Thomas Michels O.S.B.
Maria-Laach / Salzburg

DAS MYSTERIUM DER GEBURT UNSERES HERRN IN DER FEIER DER KIRCHE

Wir alle wissen und erfahren es immer wieder von neuem, daß die Feste Unseres Herrn sehr verschiedenartig gefeiert werden. Da ist der Adventstee, zu dem ein Damenkränzchen einladet, der fröhliche Weihnachtskommers einer katholischen Studentenkorporation und der heitere Pfingstausflug eines Sportvereins und anderes mehr. In all solchen Veranstaltungen ist vielleicht noch irgend ein Zusammenhang mit dem, was in der christlichen Festfeier gemeint ist, aber in einer mehr oder weniger säkularisierten, wenn nicht gar bis zur Unkenntlichkeit profanierten Form. Daneben stehen Festfeiern, die durchaus den religiösen Charakter bewahren, die in frommer Meditation die äußeren Vorgänge, auf die sich die jeweilige Festfeier bezieht, uns geistig gegenwärtig werden läßt. In solchen frommen Feiern geht es meistens darum, die historische Situation des festlich zu begehenden Ereignisses aus dem Leben Jesu auszumalen und uns psychologisch so nahe zu bringen, daß wir es mit frommen Affekten gefühlvoll begleiten können. Solcherart sind etwa die Passionslieder, die auf die Erweckung mitleidsvoller Empfindungen für den leidenden Heiland eingestellt sind. Solcherart sind auch viele wirklich von Herzen kommende und gemeinte Lieder und Andachten, die „das liebe Jesulein“, „den holden Knaben im lockigen Haar“ uns zur Betrachtung vorstellen.

Alle solche Formen verzichten darauf, das eigentliche Mysterium, das in jeder gott-menschlichen Handlung unseres Herrn gegeben ist, zu erfassen. Die Mahnung der Kirchenväter, die uns des öfteren in den Lesungen des Breviers begegnet: „Factum audivimus, mysterium inquiramus!“ — „Das (historische) Ereignis haben wir (in dem verlesenen biblischen Bericht) vernommen, laßt uns nun (die innere Bedeutung) die geheimnisvolle Wirklichkeit erforschen!“ — jene geheimnisvolle Wirklichkeit, die eben nicht ohne weiteres in dem sinnlich wahrnehmbaren Vorgang zu erkennen ist; diese Mahnung scheint in der modernen Verkündigung und Betrachtung des Lebens Jesu weitgehend vergessen zu sein. Es dürfte aber einsichtig sein, daß damit die christliche Festfeier eine gewisse Entleerung und Verarmung erfährt, die sich gerade auch beim Weihnachtsfest zeigt. Das kommt in gewisser Weise schon im Namen zum Ausdruck. Denn ‚Weihnachten‘ läßt in keiner Weise erkennen, was gemeint ist. So kann es denn kommen, daß die ‚weihnachtliche‘ Feier eine sehr sentimentale Angelegenheit wird, ein „Fest der Kinder“, das keinerlei echte Entscheidung fordert. Es genügt ein träumerisches Sichversetzen in „die selige Kinderzeit“, um in gefühlvoll ästhetischer Weise den „Zauber der heiligen Nacht“ in guter Gesellschaft der Familie und Freunde oder auch der Natur zu verkosten.

Das wird schon ganz anders, wenn man das Fest feiert, so wie die Kirche es benennt, als „Fest der Geburt des Herrn“. Sowohl der Vorgang der Geburt, wie der Hinweis darauf, daß es sich um die Geburt eines „Herrn“ handelt, stellen gewisse verpflichtende Anforderungen, die nicht nur gefühlsmäßig zu bewältigen sind. Es ist die Frage, ob wir uns im Verkehr mit Christen darum bemühen sollten, das nichtssagende ‚Weihnachten‘ tatsächlich zu ersetzen durch ‚Geburtsfest Unseres Herrn‘; auf jeden Fall sollte das in den kirchlichen Verkündigungen dieser Festzeit geschehen

Wenn wir so eine durchaus kritische Stellungnahme zu den bisher gekennzeichneten ‚Weihnachtsfeiern‘ bezogen haben, dann entsteht die Aufgabe, die Form zu zeigen, die über das rein Historische und Psychologische, über den nur frommen Affekt hinausführt und uns die eigentliche Wirklichkeit der Feier der Geburt Unseres Herrn erschließt. Dabei sind wir uns sehr wohl der Versuchung und Gefahr bewußt, an die Stelle solcher subjektiver Weihnachtsfeiern nur eine andere, aber ebenso subjektive Form der Feier zu setzen. Wir glauben jedoch dieser Gefahr zu entgehen, wenn wir nicht darnach fragen, wie diese oder jene Gruppe, dieser oder jener religiöse Verein, diese oder jene fromme Gemeinde das Fest begeht, sondern wie die Kirche dieses Fest feiert. Dagegen könnte von vornherein geltend gemacht werden, daß die religiösen Verbände und frommen Vereine, die einzelnen Gemeinden ja auch irgendwie ‚Kirche‘ sind und daß ihre Art, die Geburt des Herrn zu feiern, weitgehend in das kirchliche Leben des Ortes oder Landes aufgenommen ist.

Aber wir müssen doch wohl unterscheiden: jeder gläubige Christ betet, insofern er Glied des mystischen Leibes Christi ist, in Christus und in der Kirche. Aber die Frage bleibt offen, wie weit er von sich aus, von seinem subjektiven Empfinden her in seinen Andachten den Intentionen und Perspektiven, die die Kirche objektiv der Gemeinde und damit auch natürlich dem einzelnen in der Gemeinde darbietet, gerecht wird. In diesem Punkte herrscht leider eine verhängnisvolle Verwirrung in dem Verständnis von subjektiv, persönlich und objektiv, zu der wir am Ende unserer Erörterungen noch Stellung nehmen werden.

Weiter erhebt sich für die Darstellung der anderen, kirchlich-objektiven Festfeier als Einwand die Frage, ob und wie sich diese objektive Form feststellen läßt. Diese Frage ist eindeutig zu beantworten durch den Hinweis auf die liturgische Gestaltung der Feier der Geburt Unseres Herrn, wie sie sich im Römischen Missale und Brevier findet.

Dazu ist zunächst folgendes zu bemerken. Die Kirche ladet uns für diese Festfeier zu drei Messen ein. Die besondere Art, in diesen Messen das Ereignis der Geburt Unseres Herrn der feiernden Gemeinde — nicht etwa nur dem feiernden Priester, dem Kirchenchor oder der Schola! — nahe zu bringen, besteht darin, daß die Kirche uns in den beiden ersten Messen, in besonderer Weise auch in der dritten, das historische Ereignis der Geburt des Herrn verkündet; und zwar in den ersten beiden Messen so, daß sie ausführlich den historischen Verlauf dieser Geburt mit ihren näheren Umständen uns ins Gedächtnis ruft. Das historische Ereignis wird also keineswegs beiseite geschoben, sondern bleibt als die unersetzliche geschichtliche Grundlage unserer Festfeier im Mittelpunkt der kirchlichen Verkündigung. Aber entscheidend für diese Festfeier ist die Art und Weise, in der die betende und feiernde Gemeinde, wenn sie den Intentionen der Kirche folgt, zu diesem historischen Bericht des Evangeliums Stellung nimmt, wie sie ihn betrachtet und deutet. Das zeigt sich in den wechselnden Teilen der Messe, in den Orationen, im Introitus, in den Zwischengesängen, im Offertorium und Kommunionvers. Darin spricht sich die Haltung der Gemeinde (Priester und Kirchenvolk) aus, der Gemeinde, die so wirklich ‚Kirche‘ wird, da sie das zu feiernde Mysterium ganz und gar im Sinne der Kirche schaut, erfährt und mitverwirklicht.

Es steht nun jedem frei — und wir bitten darum! — diese Texte in den drei Messen nachzulesen. Er wird dann feststellen, daß in keinem die historischen Umstände der Geburt Christi noch einmal erwähnt werden,

wie das etwa bei den üblichen Weihnachtsliedern der Fall ist. Die Gedanken der mitfeiernden Gemeinde bleiben eben nicht — und das ist das Entscheidende! — an dem historischen Vorgang haften, sondern weisen über den historischen Rahmen hinaus (damit aber auch über die nur durch diesen historischen Rahmen hervorgerufenen und daher begrenzten psychologisch frommen Affekte!) und weisen in das Überzeitliche, in die ewige Bedeutung, die der historischen „Geburt Unseres Herrn“ zukommt. Indem dieser historische Rahmen verlassen wird, wird die aktuelle Bedeutung der Geburt des Herrn für jede Zeit im Glauben erfahrbar. Ihre Feier besteht dann nicht mehr nur darin, daß man sich zurückversetzt in den historischen Augenblick der Geburt des Herrn, vielmehr wird sie zu einem Ereignis, in das die feiernde Gemeinde unmittelbar hineingezogen wird.

Versuchen wir nun aus der Liturgie im Meßbuch und Brevier die gläubige Einsicht in das Mysterium der Geburt Unseres Herrn zu gewinnen.

Wenn wir von den üblichen Weihnachtsfeiern der sogenannten Volksfrömmigkeit herkommen, fällt uns zunächst auf, daß in den Äußerungen der Gemeinde in den drei Messen die Krippenterminologie völlig fehlt. Es gibt keinen einzigen Ausdruck der in spezieller Weise an das Krippenereignis als solches erinnert; es gibt weder einen Ausdruck der Freude, noch des Bedauerns, noch des Helfen-wollens für das liebeleiche Kindlein, für das Kleinwerden des Sohnes Gottes in dem armen, nackten, hilflosen Kind in der Krippe; es gibt keinen Hinweis — außer natürlich in den Abschnitten aus dem Evangelium des heiligen Lukas der ersten und zweiten Messe — der in irgendeiner Weise der jungfräulichen Mutter des Herrn und Seines Pflegevaters oder der Hirten gedächte. Die Mutter wie die anderen werden auch in den Orationen der drei Messen mit keinem Wort erwähnt, auch nicht einmal im Evangelium der dritten Messe. Das ist um so auffälliger, als die erste und dritte Messe ihre ‚Statio‘, ihre eigentliche Feier, in der Kirche Maria Maggiore haben, die erste Messe sogar am Krippenaltar gefeiert wird. Das alles ist doch sehr bemerkenswert und im Grunde nur dadurch erklärlich, daß Geist und Gemüt der feiernden Gemeinde von etwas ganz anderem bewegt werden, von dem sie dann auch in dem, was sie zu sagen hat, überschwengliches Zeugnis ablegt, weil es ihr als das Wesentliche und Entscheidende erscheint. Die Kirche, die diese Liturgie geformt hat und heute noch feiert, hat offensichtlich kein besonderes Interesse daran, die Kleinheit und Lieblichkeit des Christkindleins darzustellen. Natürlich leugnet sie die Menschwerdung des Sohnes Gottes und seine Kindheit nicht; sie benennt ja ihr Fest ausdrücklich „Geburt des Herrn“. Aber sie sieht in der Kleinheit und menschlichen Erbärmlichkeit des Kindes die Größe des Sohnes Gottes, der Mensch geworden ist. Das kommt in allen Texten dieser drei Messen zum Ausdruck. Man kann sich, wie gesagt, leicht davon überzeugen, indem man sie nachliest. Damit ist der Menschwerdung des Sohnes Gottes, wie sie in der Geburt Jesu zu Bethlehem — und nur in ihr! — geschichtliche Wirklichkeit geworden ist, eine völlig andere Richtung gegeben, als wir sie in den Weihnachtsliedern der Volksfrömmigkeit finden. Wir können ja in der Tat die Frage nach dem Sinn der Menschwerdung verschieden stellen: Was wird in der Menschwerdung des Sohnes Gottes aus dem Sohn Gottes? und: Was wird in der Menschwerdung des Sohnes Gottes aus dem Menschen? Die Liturgie und die alte Theologie der Väter legt den größten Wert auf die zweite Frage. Der Sohn Gottes und seine göttliche Natur verändern sich durch die Menschwerdung nicht; Er bleibt in der erhabenen Vollkommenheit

seiner Gottheit, auch wenn Er Seine Doxa, Seine Herrlichkeit, in der Arm-seligkeit unseres Menschentums zunächst verbirgt. Aber das geschieht nur für eine Zeit; und darum kann die Erniedrigung des Sohnes Gottes in der dem sündigen Menschengeschlecht entsprechenden Knechtsgestalt nicht das Entscheidende sein. Der Sohn Gottes ist nicht Mensch geworden, um in dieser menschlichen Niedrigkeit zu verharren. Darum ist die zweite Frage die entscheidende, was durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes aus dem Menschen wird. Die Liturgie antwortet auf diese Frage dadurch, daß sie in allen Texten der drei Festmessen die Herrlichkeit und Schönheit des Gottessohnes in der Menschengestalt uns vor Augen führt. So also haben wir das Kind in der Krippe zu betrachten, daß wir in Ihm die zu göttlicher Würde erhobene Größe unseres Menschentums gläubig bejahen und anbeten und uns dieser Würde gläubig bewußt werden.

So haben die Väter von der Menschwerdung des Wortes Gottes geredet, angefangen von Irenäus von Lyon (um 200), der vom Logos sagt, daß „Er des Menschen Sohn wurde, damit auch der Mensch ein Sohn Gottes werde“, bis zu Thomas von Aquin, von dem wir im Brevier des Fronleichnamsfestes den großartigen Satz lesen: „Der Eingeborene Sohn Gottes wollte uns Seiner Gottheit teilhaftig werden lassen, Er nahm unsere Natur an, damit Er, der Menschgewordene, die Menschen zu Göttern machte (... ut homines deos faceret, factus homo).“ Solche Texte, die sich aus der Väterzeit beliebig vermehren lassen, zeigen uns deutlich, daß das Ereignis der Geburt Christi das eigentliche Geheimnis der Menschwerdung in sich trägt, der Menschwerdung, die Gott in Adam begann, um sie in Christus zu vollenden¹⁾. In diese Vollendung sind wir alle als Erlöste mithineingenommen; denn auch wir gehören zu denen, die als Menschenkinder Söhne Gottes werden sollen in Christus Jesus, in Dem Gott uns dazu vorherbestimmt hat (Eph 1, 4 f.). Die Festliturgie bringt dieses Anliegen der in Christus vollendeten Menschwerdung zum Ausdruck mit der ausdrücklichen Bitte, daß Gott „die Darbringung der heutigen Feier annehmen möge... auf daß wir durch den reichen Strom Deiner Gnade... in der Gestalt Dessen erfunden werden, in Dem nun unser menschliches Wesen bei Dir ist“ (I, Stillgebet). In ähnlicher Weise beten wir in der zweiten Messe, ausgehend von der Tatsache, „daß wir von dem neuen Lichte des menschgewordenen Wortes durchströmt werden...“ darum, daß nun „auch in unserem Wirken widerstrahle, was durch den Glauben leuchtet in unserem Geiste“ (Kirchengebet); und wiederum, ausgehend von der Tatsache, „daß der heute geborene Heiland der Welt der Urheber unserer göttlichen Geburt ist“ bitten wir, „daß Er darum auch Spender unserer Unsterblichkeit sein möge“ (III, Schlußgebet). Haben wir erst einmal diese Sicht gewonnen, so wird sich uns auch in anderen Texten die gleiche Perspektive erschließen; etwa im Kommunionvers: „Im Glanz der Heiligen aus Meinem Schoße vor dem Morgenstern habe Ich Dich heute gezeugt“ (I, Kommunionvers), ein Satz, der seine unendlich tiefe Bedeutung im Zusammenhang mit dem schon erwähnten paulinischen Satz gewinnt, daß Gott uns vor Grundlegung der Welt in Christus auserwählt und uns zur Sohnschaft Gottes bestimmt hat.

Ich muß mich auf diese Texte beschränken; aber jeder, der aufmerksam und mit offenem Herzen die Gemeindetexte der drei Weihnachtsmessen liest und innerlich mitvollzieht, wird erfahren, daß die Geburt Unse-

¹⁾ Einzelheiten in meinem Aufsatz „Menschwerdung“ in „Schritte zur Mitte“ (Paulus Verlag, Recklinghausen). Neue erw. Auflage erscheint im Frühjahr 1957.

res Herrn eine neue anthropologische Sicht eröffnet²⁾. Für den, der mit Bewußtsein gläubig bekennt: „Der Sohn Gottes ist Mensch geworden“ ergibt sich in der Tat eine völlig neue Chance des Menschseins. Man wird es noch verstehen können, wenn Menschen dieses gläubige Bekenntnis verweigern, denn es ist und bleibt ein Geheimnis des Glaubens. Aber wer dieses Bekenntnis ablegt und dabei der Meinung ist, am Menschentum hätte sich nichts geändert, der muß notwendigerweise als töricht erscheinen. Denn wenn die Lebensenergie des unerschaffenen Wortes in unser menschliches Gebilde eingeht, dann kann das zweifellos doch nicht ohne Folgen für dieses Menschentum bleiben. Die Lebensenergie Gottes, die unser Menschentum in Christus Jesus ergriffen hat, führt eben dieses unser Menschentum nicht nur im allgemeinen — es gibt ja keinen allgemeinen Menschen! — sondern in jedem einzelnen von uns in die Lebensmächtigkeit und Herrlichkeit Gottes hin. Das ist es, was die Kirche mit ihrer Feier der Geburt Christi gläubig schaut, was sie in dankbarer Freude bekennt und was sie im Bekenntnis zur Grundlage unserer praktischen Lebensführung hier auf Erden machen will.

An diesem Punkte unserer Betrachtung wird klar, daß Weihnachten kein Fest der Kinder im üblichen Sinne ist, sondern daß es mit einer überaus ernsten Frage an die Menschen herantritt und sie zur Entscheidung herausfordert. Diese Entscheidung für die Heilstatsache der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die in der Gemeinde ihre Verwirklichung erfährt, ist keineswegs für alle Menschen eine Selbstverständlichkeit. Es ist daher wohlbegründet, daß gerade die erste Messe dieser Festfeier mit einer Kampfansage Gottes beginnt, obwohl doch gerade diese „Mitternachtsmesse“ am stärksten der Gefahr sentimentalen Mißverständnisses ausgesetzt ist. Wer etwa die Feier dieser Messe einleiten wollte mit einem der üblichen Weihnachtslieder, würde sich damit in diametralen Gegensatz zum Introitus stellen: „Der Herr sprach zu Mir (dem Messias): Mein Sohn bist Du, Ich habe heute Dich gezeugt. — Warum murren die Heiden und planen die Völker eitle Torheit?“ Die Einführung des Sohnes Gottes in das Menschengeschlecht geschieht also nicht ohne den Widerspruch der durch die Sünde verderbten und verwirrten Menschheit, die den neuen Herrn, der wirklich der Herr der Welt ist, nicht anerkennen will. Aber ihr Murren und Widerspruch wird ihr nichts helfen, denn wiederum klingt in diese erste Meßfeier das wirklich kämpferische Wort Gottes hinein: „Setze Dich zu Meiner Rechten, bis daß Ich niederwerfe Deine Feinde und sie zum Schemel Deiner Füße mache.“

Das ist doch ganz und gar keine sentimentale Friedensschalmei, die wir aus unseren deutschen Weihnachtsliedern kennen; sondern schon hier „im Frieden der Heiligen Nacht“ erscheint das gottgewirkte Werk der Geburt des Herrn als Beginn der Endphase jenes Kampfes, in dem die gottfeindlichen Mächte durch den Messias und Sein Werk, das wir selbst sind, niedergerungen werden. Wir sehen, daß hier eine ganz andere Sicht des Mysteriums der Geburt Christi sich eröffnet. Und wir können uns nicht verhehlen, daß wir, wenn wir diese Sicht in unseren Festbetrachtungen nicht zur Geltung bringen, uns selbst und die, denen wir zu künden haben, um das Wesentliche und ernste Anliegen Gottes, das Er mit der Menschwerdung Seines Sohnes im Auge hat, schmählich betrügen.

Wenn wir eben sagten, daß das Bekenntnis: „Der Sohn Gottes ist

²⁾ Eine Anleitung dazu habe ich in meiner kleinen, als Manuskript gedruckten Schrift „Donum Dei“ zu geben versucht.

Mensch geworden“ auch eine anthropologische Aussage über die Wirklichkeit unseres Menschenwesens ist, so müssen wir noch einen Schritt weitergehen und sagen, das Bekenntnis zur Menschwerdung des Sohnes Gottes enthält zugleich auch eine kosmologische Aussage. Das ergibt sich an und für sich schon aus der Tatsache der engen heilsgeschichtlichen Verbundenheit von Mensch und Kosmos. Der Mensch ist aus der Erde geschaffen, ist ihr zum Herrn gesetzt, sein Verderben durch die Sünde trifft auch den Kosmos, die Erlösung seines Leibes in der Auferstehung des Fleisches wird auch die Erneuerung und Verherrlichung des Kosmos im Neuen Himmel und der Neuen Erde sein. Auf Grund dieses zum Teil schon durch die menschliche Erkenntnis, im vollen Umfang aber erst durch die Offenbarung Gottes feststellbaren Zusammenhanges von Mensch und Kosmos bleibt auch die Menschwerdung, die Tatsache, daß nach der drastischen Formulierung des heiligen Johannes „das Wort Fleisch geworden“ ist, nicht ohne Auswirkung auf die außermenschliche Kreatur. Sie ist in der paulinischen Schöpfungslehre im Epheser- und Kolosserbrief wie im Römerbrief als Offenbarung Gottes verkündet (Eph 1, 10; Kol 1, 15 ff.; Rö 8, 18—21). In der liturgischen Feier der Geburt Unseres Herrn wird sie schon am Vigiltag im Römischen Martyrologium verkündet, wenn gesagt wird, daß der Sohn Gottes „durch Seine gnädige Ankunft die Welt konsekrieren wollte (ut mundus consecratur)“. Mit diesem Ausdruck wird offenbar gesagt, daß wie der Mensch, so auch der gesamte Kosmos durch die Fleischwerdung des Sohnes Gottes eine neue, bis dahin nicht aktualisierte Relation zu Gott gewinnt und damit auch eine andere Existenzweise, die sich aus der Verbundenheit der kosmischen Materie mit dem Leibe des menschgewordenen Gottessohnes ergibt. Im Römerbrief hat der heilige Paulus diese neue Seinsweise mit den Worten ausgedrückt, daß auch die leblose Kreatur „die Hoffnung hat an der herrlichen Freiheit der Söhne Gottes teilzunehmen“.

In der Liturgie der Geburt Unseres Herrn nimmt gerade die kosmische Bedeutung dieses Ereignisses einen großen Raum ein. Man möge sich selbst davon überzeugen, wie oft in den drei Messen der Kosmos in das Geheimnis der Menschwerdung einbezogen wird. Ich greife nur eine Stelle heraus: „Gott hat den Erdkreis festgegründet; er wird nicht wanken. Fest steht Dein Thron, o Gott, von jeher; von Ewigkeit her bist Du.“

Man stelle sich einmal vor, eine Konferenz von Priestern und Laien, von der neuzeitlichen Frömmigkeit geprägt, würde beauftragt, Texte für eine Weihnachtsmesse oder -feier zusammenzustellen. Würden sie wohl diesen Text des Offertoriums der zweiten Weihnachtsmesse als ‚weihnachtlich‘ gelten lassen? Würden sie nicht meinen, dieser Text sei viel zu allgemein und brächte das ‚eigentlich Weihnachtliche‘ gar nicht zum Ausdruck? Sie würden sicherlich Texte nehmen, die dem Krippenmilieu entsprächen. Und doch weist uns gerade dieser auf den ersten Blick so gar nicht ‚weihnachtlich‘ anmutende Text in die Tiefe des Festmysteriums. Gerade durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes hat die Schöpfung die letzte Sicherung ihrer Existenz erfahren. Denn durch die Verbundenheit mit der Person des Sohnes Gottes, von den Theologen als ‚hypostatische Union‘ bezeichnet, ist die Materie unserer Welt so wesenhaft in das göttliche Leben eingefügt, daß sie niemals mehr vergehen oder vernichtet werden kann. Das ist eine der großartigsten Perspektiven, die sich aus der Inkarnation ergeben: die Einheit aller Schöpfung im menschgewordenen Logos — erhöht zur Herrlichkeit Gottes! — Das „Heil“ der ganzen Welt

im Kind von Bethlehem. So erscheinen denn in den Meßfeiern dieses Festes Menschheit und Welt in einem völlig neuen Licht. Das ist auch im Brevier nicht anders. Zwar treten dort in den Responsorien zu den Lesungen der nächtlichen Gebetsstunden die Hinweise auf die historischen Umstände der Geburt des Herrn stärker hervor. Aber in den Antiphonen zu den Psalmen der einzelnen Gebetsstunden stehen doch die für die Meßfeiern maßgebenden Gedanken und Perspektiven weitaus im Vordergrund. Und für die Gebetsstunden des Tages sind entscheidend die Texte, die der Epistel der dritten Messe entnommen sind, jenem großartigen Abschnitt aus dem Hebräerbrief, in dem die überweltliche Herrlichkeit des menschgewordenen Gottessohnes gepriesen wird.

Als unbestreitbares Ergebnis unserer Betrachtung über das Mysterium der Geburt des Herrn in der Feier der Kirche können wir also feststellen, daß für die feiernde Gemeinde das Krippenmilieu, in dessen vordergründiger Betrachtung sich die Weihnachtsfeiern für gewöhnlich erschöpfen, durch und durch transparent wird, so daß wir hinter dem geschichtlichen Ereignis die Unendlichkeit Gottes in Seiner Liebe, Macht und Herrlichkeit gewahren, die in dem Kind von Bethlehem der Menschheit und der Welt nun wahrhaft und für immer zu eigen geworden ist. Es geht, wie wir zu Anfang sagten, bei dieser Feier eben nicht um das Kleinwerden Gottes, sondern um das Großwerden des Menschen in der Fülle Gottes, die nun auch der menschlichen Form anvertraut ist (Eph 3, 19).

Es erübrigt sich noch ein Wort über die Abgrenzung dieser objektiven Feier der Kirche von jener subjektiven Form der Frömmigkeit zu sagen, durch die heute dieser große Aspekt des Geburtsfestes Unseres Herrn wesentlich eingeengt wird, wenn nicht gar verlorengeht. Man darf diese subjektive Form nicht einfach gleichsetzen mit persönlichem Mitfeiern. Jede Feier muß persönlich erfaßt und mitvollzogen werden, auch die objektive Form, in der die Kirche offiziell die Geburt des Herrn feiert. Die subjektive Form der Mitfeier unterscheidet sich von ihr nicht durch das persönliche Mitbeteiligtsein, sondern dadurch, daß der einzelne sich nach seinem Gutdünken, nach seiner Vorliebe für dieses oder jenes aus der objektiv gegebenen und vollzogenen Feier irgend ein Element aussucht, das seiner Neigung entspricht, oder daß er sogar das, was in der objektiven Feier geboten wird, völlig ignoriert und sich seinen eigenen Gedanken und Phantasien überläßt. Gerade an der Feier der Geburt Unseres Herrn wird deutlich, wie etwa die subjektive Betonung des Idyllischen des Krippenereignisses (das historisch betrachtet alles andere als ein Idyll war!) tatsächlich die große Wirklichkeit, die mit der Inkarnation auch für uns heute noch gegeben ist, völlig beiseite läßt. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses betrachtende Verweilen bei dem Idyllischen sehr viel leichter ist als das Nachdenken der ewigen Ratschlüsse Gottes, die Er mit der Menschwerdung Seines Sohnes in der feiernden Gemeinde und durch die feiernde Gemeinde verwirklichen will. Pius XI. hat in einem Gespräch mit dem Abt Bernard Capelle von Mont César darüber sehr treffende Worte gesagt. Er meinte, man solle keine Gebets- und Andachtsformen hindern, die mit Zustimmung der Kirche zugelassen sind; es gäbe zwar Gebetsarten, die sehr mangelhaft und sehr unvollkommen sind; und die Weite der Kirche, mit der sie solche Andachten zulasse, sei manchmal in der Tat verwirrend. Als Abt Capelle ob dieses Wortes sehr überrascht war, wiederholte Pius XI. lebhaft: „Aber ja! Man darf sich nicht fürchten, das anzuerkennen, denn es ist so!“ Er fügte dann hinzu: „Die Kirche läßt

solche Andachtsübungen zu, weil sie Mitleid hat mit der Schwachheit der armen Menschen: „Mag es schon sein“, sagt sie, „wenn ihr nicht anders beten könnt, betet so, vorausgesetzt, daß ihr wahrhaft betet.“ Daß sich aber die Kirche mit dieser Willfähigkeit gegenüber der Schwachheit nicht zufrieden geben könne, ergebe sich aus ihrer Verpflichtung, daß sie allen Seelen die Wahrheit schulde, darum bete sie allen das Musterbeispiel ihres Gebetes vor. Und so fügte der Papst hinzu: „Wenn man aber wissen will, wie sie (die Kirche) das Gebet versteht — das ist eine andere Sache: es ist die Liturgie, in der man es findet. Darum muß man darnach trachten, allmählich die Gläubigen dazu zu erheben und sie zu lehren, zu beten wie sie (die Kirche) betet³⁾.“

Daß diese Papstworte heute noch durchaus im Kurs sind und ihre verpflichtende Geltung haben, zeigt das *Decretum Generale* „*Maxima redemptionis nostrae mysteria*“ und die beigelegte „*Instructio*“ für die Neuordnung der Liturgie der Karwoche vom 16. November 1955, die dem offiziellen neuen Ordo vorgedruckt sind. Was da von dem Verhältnis der offiziellen liturgischen Feiern zu den sogenannten Volksandachten gesagt wird, gilt, wie gelegentlich ausdrücklich bemerkt wird, ganz allgemein — durchaus im Sinne der Äußerungen Pius XI. — für das Verhältnis von Liturgie und Volksfrömmigkeit; also auch für das Verhältnis der liturgischen Feier der Geburt Unseres Herrn zu den im Laufe des Mittelalters entstandenen Feiern und ihren volkstümlichen Texten.

In der Einleitung zu dem genannten „*Decretum Generale*“ heißt es: „Die liturgischen Riten der Heiligen Woche sind nicht nur von einzigartiger Würde, sondern üben auch eine spezielle sakramentale Kraft und Wirksamkeit aus für die Förderung des christlichen Lebens und können keinen entsprechenden Ersatz finden durch jene sogenannten außerliturgischen Frömmigkeitsübungen, die in den Heiligen Drei Tagen in den Nachmittagsstunden gehalten werden.“ Und noch deutlicher heißt es in der „*Instructio*“ (Nr. 23): „Wenn in den verschiedenen Gegenden im Hinblick auf die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung mehrfach volkstümliche Gebräuche mit der Feier der Heiligen Woche verbunden sind, dann sollen die Ordinarien (Bischöfe) und die Seelsorgspriester sich darum bemühen, daß solche Gebräuche, sofern sie einer soliden Frömmigkeit förderlich erscheinen, mit der erneuerten Ordnung der Feier der Heiligen Woche in kluger Weise in Einklang gebracht werden. Ferner sollen die Gemeinden über den höchsten Wert (*de summo valore*) der heiligen Liturgie belehrt werden, die immer und namentlich in diesen Tagen, die übrigen Frömmigkeitsarten und -bräuche, mögen sie auch noch so gut sein, ihrer Natur nach weit überragt (*ceteras devotionis species et consuetudines, quamvis optimas, natura sua longe praecellit*).“

Unter diese Papstworte und die Anweisungen, die die Ritenkongregation mit Zustimmung des Papstes erlassen hat, stellen wir alle Ausführungen, die wir über die Feier der Geburt Unseres Herrn hier gemacht haben. Wir wünschen und wollen nichts anderes, als daß alle Gemeinden die Feier dieses Mysteriums so zu begehen angehalten werden und es dann wirklich mit Herz und Mund so begehen, wie unsere Heilige Mutter die Kirche es feiert.

Berlin

Dr. Johannes Pinski

³⁾ B. Capelle, *Le Saint-Siège et le mouvement liturgique* (Louvain 1937) S. 40 f. — Meines Wissens hat das Volksliturgische Apostolat Klosterneuburg eine deutsche Übersetzung publiziert.

ANSPRACHE PAPST PIUS XII. AN DEN ERSTEN INTERNATIONALEN PASTORALLITURGISCHEN KONGRESS*)

Ihr habt Uns gebeten, zum Abschluß des Internationalen Kongresses für Pastoralliturgie, der eben in Assisi stattfand, das Wort an Euch zu richten. Gerne willfahren Wir eurer Bitte und heißen euch von ganzem Herzen willkommen.

Wenn man den gegenwärtigen Stand der liturgischen Bewegung mit dem vor 30 Jahren vergleicht, stellt man sowohl der Ausbreitung als der Tiefe nach einen unleugbaren Fortschritt fest. Das Interesse für die Liturgie, die praktische Verwirklichung und die aktive Teilnahme der Gläubigen haben eine Entwicklung genommen, die man damals wohl schwerlich hätte ahnen können. Der Hauptantrieb, sowohl der Lehre als der praktischen Anwendung nach, ging von der Hierarchie aus, besonders von Unserem heiligen Vorgänger Pius X., der durch sein *Motu proprio* „*Abhinc duos annos*“ vom 23. Oktober 1913 (AAS, a. 5, 1913, p. 449—451) der liturgischen Bewegung einen entscheidenden Anstoß gab. Das gläubige Volk nahm diese Richtlinien dankbar auf und zeigte sich bereit, ihnen zu entsprechen; die Liturgiker machten sich voll Eifer ans Werk und bald tauchten interessante und fruchtbare Anregungen auf, wenn auch manchmal gewisse Verirrungen eine Berichtigung von seiten der kirchlichen Autorität erforderten. Von den zahlreichen Verlautbarungen, die in jüngster Zeit über dieses Thema ergingen, möge es Uns genügen drei anzuführen: die Enzyklika „*Mediator Dei*“, „*De sacra liturgia*“ vom 20. November 1947 (AAS, a. 39, 1947, p. 522—595), das Dekret über die Neuordnung der Karwochenliturgie vom 16. November 1955 (AAS, a. 47, 1955, p. 838—847), das den Gläubigen half, die Liebe, das Leiden und die Verherrlichung unseres Herrn besser zu verstehen und inniger daran teilzunehmen, und schließlich die Enzyklika „*De musica sacra*“ vom 25. Dezember 1955 (AAS, a. 48, 1956, p. 5—25).

Die liturgische Bewegung ist also gleichsam wie ein Zeichen der göttlichen Vorsehung für die gegenwärtige Zeit aufgeleuchtet, sie war wie ein Durchbruch des Heiligen Geistes in seiner Kirche, um die Menschen den Geheimnissen des Glaubens und den Reichtümern der Gnade näherzubringen, welche aus der tätigen Teilnahme der Gläubigen am liturgischen Leben strömen.

Es war ja gerade das Ziel des Kongresses, der nun geschlossen wird, den unschätzbaren Wert der Liturgie für die Heiligung der Seelen und daher für die Seelsorgsarbeit der Kirche aufzuzeigen. Ihr habt die Liturgie von diesem Gesichtspunkt aus erforscht, um zu sehen, wie sich diese Tatsache in der Geschichte offenbart und sich jetzt weiterentfaltet. Ihr habt auch untersucht, wie dies in der Natur der Dinge begründet ist, d. h. wie sich das aus den Wesenselementen der Liturgie ergibt. Euer Kongreß beschäftigte sich daher mit dem Studium der historischen Entwicklung, mit Überlegungen zur gegenwärtigen Lage und einer Prüfung der in Zukunft anzustrebenden Ziele sowie der dazu geeigneten Mittel. Nachdem Wir euer Arbeitsprogramm aufmerksam studiert hatten, sprechen Wir den Wunsch aus, dieses neue Samenkorn, das jenen der Vergangenheit hinzugefügt

*) L'Osservatore Romano, Nr. 222, 24./25. September 1956.

wurde, möge reiche Frucht zum Nutzen der einzelnen wie der ganzen Kirche hervorbringen.

Statt euch in dieser Ansprache ins einzelne gehende Richtlinien vorzulegen, über welche der Heilige Stuhl sich schon ausführlich genug geäußert hat, hielten Wir es für nützlicher, einige liturgisch-dogmatische Fragen zu behandeln, die man zur Zeit diskutiert und die Uns sehr am Herzen liegen. Wir fassen diese Erwägungen unter zwei Titeln zusammen, die mehr nur Hinweise als eigentliche Themen unserer Erörterungen sein sollen: „Die Liturgie und die Kirche“ und „Die Liturgie und der Herr“.

I. DIE LITURGIE UND DIE KIRCHE

Wie Wir schon in der Enzyklika „*Mediator Dei*“ sagten, stellt die Liturgie eine lebensnotwendige Funktion der ganzen Kirche dar und nicht nur einer Gruppe oder einer begrenzten Bewegung. „Die heilige Liturgie stellt den gesamten öffentlichen Kult des mystischen Leibes Jesu Christi dar, nämlich des Hauptes und seiner Glieder“ (AAS, a. 39, 1947, p. 528—529). Der mystische Leib des Herrn lebt von der Wahrheit Christi und von den Gnaden, die sich in die Glieder ergießen, sie beleben und sie untereinander sowie mit ihrem Haupte verbinden. Das ist der Gedanke des hl. Paulus, wenn er in seinem ersten Korintherbrief sagt: „Alles gehört euch und ihr gehört Christus, und Christus Gott“ (1 Kor. 3, 23). Daher ist alles auf Gott, Seinen Dienst und Seine Verherrlichung gerichtet. Die Kirche, erfüllt von den Gaben und dem Leben Gottes, gibt sich durch einen inneren spontanen Antrieb der Anbetung und dem Lobpreis des unendlichen Gottes hin und durch die Liturgie bezeugt sie Ihm als Gemeinschaft die Verehrung, die Ihm gebührt.

Zu dieser einzigen Liturgie bringen alle Glieder — die mit hierarchischer Gewalt ausgerüsteten wie auch die Menge der Gläubigen — alles, was sie von Gott empfangen haben mit, alle Kräfte ihres Geistes und Herzens und ihre Werke. Zuerst die Hierarchie, die das „*depositum fidei*“ und das „*depositum gratiae*“ verwaltet. Aus dem „*depositum fidei*“, aus der in der Heiligen Schrift und Tradition enthaltenen Wahrheit Christi, schöpft sie die großen Geheimnisse des Glaubens und entrollt sie in der Liturgie, besonders das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Menschwerdung und der Erlösung. Doch wird man kaum eine Wahrheit des christlichen Glaubens finden, die nicht in irgendeiner Weise in der Liturgie zum Ausdruck kommt, sei es in den Lesungen des Alten und Neuen Testaments während der Messe und im Göttlichen Offizium, sei es in den Reichtümern, die Geist und Herz in den Psalmen entdecken. Die feierlichen liturgischen Handlungen sind außerdem ein tatgewordenes Glaubensbekenntnis; sie stellen die großen Glaubenswahrheiten über die unerforschlichen Ratschlüsse der göttlichen Güte und Seine unerschöpflichen Gnadenerweise an die Menschen, über die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters gegen die Welt, für deren Heil Er Seinen Sohn gesandt und dem Tode preisgegeben hat, lebendig dar. So teilt die Kirche in der Liturgie die Schätze des „*depositum fidei*“, der Wahrheit Christi, mit vollen Händen aus. — Durch die Liturgie ergießen sich auch die Schätze des „*depositum gratiae*“, das der Herr Seinen Aposteln übergeben hat: die heiligmachende Gnade, die Tugenden, die helfenden Gnaden, die Vollmacht zu taufen, den Heiligen Geist mitzuteilen, durch die Buße die Sünden nachzulassen, Priester zu weihen. Im Herzen der Liturgie vollzieht sich die Eucharistiefeier, Opfer und Mahl zugleich; in ihr werden auch alle

Sakramente gespendet und vervielfacht die Kirche durch die Sakramentalien in den verschiedensten Lebenslagen überreich ihre Gnadengeschenke. Die Sorge der Hierarchie erstreckt sich auch auf alles, was dazu beiträgt, die liturgischen Zeremonien schöner und würdiger zu gestalten: die Stätten und Gegenstände des Gottesdienstes, die liturgischen Gewänder, Kirchenmusik und sakrale Kunst.

Wenn die Hierarchie durch die Liturgie die Wahrheit und Gnade Christi mitteilt, so haben die Gläubigen ihrerseits die Aufgabe sie anzunehmen, aus ganzer Seele zuzustimmen und sie in Lebenswerte umzuwandeln. Alles, was ihnen angeboten wird: die Gnaden vom Opferaltar, die Sakramente und Sakramentalien, empfangen sie nicht rein passiv, indem sie diese einfach in sich einströmen lassen, sondern indem sie mit ganzem Willen und aus allen Kräften daran mitwirken und besonders indem sie an den liturgischen Gottesdiensten aktiv teilnehmen oder wenigstens deren Ablauf andächtig folgen. Sie trugen und tragen durch ständiges Bemühen jetzt noch in großem Maßstab dazu bei, den äußeren Glanz des Gottesdienstes zu vermehren, Kirchen und Kapellen zu bauen und auszuschnücken, sowie die Schönheit der liturgischen Zeremonien durch volle Entfaltung der sakralen Kunst zu erhöhen.

Der Beitrag der Hierarchie und der Beitrag der Gläubigen zur Liturgie lassen sich nicht wie zwei getrennte Größen zusammenrechnen, sondern sie stellen die Zusammenarbeit der Glieder ein und desselben Leibes dar, der wie ein einziges Lebewesen handelt. Die Hirten und die Herde, die lehrende und die hörende Kirche bilden zusammen nichts anderes als den einen und einzigen Leib Christi. So besteht auch kein Grund, Mißtrauen, Eifersucht und offene oder versteckte Gegensätze zu hegen, weder in Gedanken noch in der Art zu reden oder zu handeln. Unter den Gliedern desselben Leibes muß vor allem Eintracht, gegenseitige Bindung und Zusammenarbeit herrschen. In dieser Einheit betet, opfert und heiligt sich die Kirche und man kann daher mit vollem Recht sagen, daß die Liturgie wirklich das Werk der ganzen Kirche ist.

Doch müssen Wir beifügen: die Liturgie hingegen ist nicht die ganze Kirche; sie erschöpft das Feld ihrer Tätigkeit nicht. Neben dem öffentlichen Kult der Gemeinschaft ist sehr wohl auch noch Platz für private Gottesverehrung, die der Einzelmensch Gott im Innern seines Herzens bezeugt oder durch äußere Handlungen zum Ausdruck bringt; und diese private Frömmigkeit hat ebenso viele verschiedene Formen als es Christen gibt, wiewohl sie aus dem gleichen Glauben und aus der gleichen Gnade Christi hervorgeht. Diese Form der Gottesverehrung wird von der Kirche nicht nur geduldet, sondern voll anerkannt und empfohlen; der Vorrang der liturgischen Gottesverehrung wird dabei jedoch in keiner Weise geschmälert.

Wenn Wir aber sagen, die Liturgie erschöpfe das Tätigkeitsfeld der Kirche nicht, so denken Wir vor allem an ihre Lehr- und Hirtenpflichten, an das Wort: „Weidet die euch anvertraute Herde Gottes“ (1 Petr. 5, 2). Wir haben an die Aufgabe erinnert, welche die lehrende Kirche als Hüterin der Wahrheit Christi durch die Liturgie ausübt. Augenscheinlich ist auch der Einfluß der Regierungsgewalt auf die Liturgie, da es den Päpsten zusteht, bestehende Riten anzuerkennen, neue einzuführen und die Ordnung der Gottesdienste einzurichten, während es die Aufgabe der Bischöfe ist, mit aller Sorgfalt die Einhaltung der kanonischen Vorschriften für den Gottesdienst zu überwachen (AAS, a. 39, 1947, p. 544). Doch gehen die Lehr- und Regierungsbefugnisse noch weit darüber hinaus. Um sich dar-

über Rechenschaft zu geben, braucht man nur einen Blick auf das kanonische Recht zu werfen, was es über den Papst, die römischen Kongregationen, die Bischöfe, die Konzilien, das Lehramt und die kirchliche Disziplin sagt. Die Beobachtung des kirchlichen Lebens führt zur gleichen Einsicht und in Unseren beiden Ansprachen vom 31. Mai und vom 2. November 1954 über das dreifache Amt des Bischofs haben Wir ausdrücklich den großen Umfang seiner Aufgaben betont. Diese beschränken sich nicht nur auf Lehren und Regieren, sondern umfassen auch alle anderen menschlichen Tätigkeitsgebiete, soweit religiöse oder sittliche Interessen im Spiele stehen (AAS, a. 46, 1954, p. 313—317; 666—667).

Wenn also die Aufgaben und Interessen der Kirche auf diesem Gebiet allumfassend sind, müssen sich die Priester und Gläubigen in ihrer Denk- und Handlungsweise vor zu großer Enge der Ansichten oder Verständnislosigkeit hüten. Unsere Enzyklika „*Mediator Dei*“ wies schon gewisse irrigte Behauptungen zurück, welche auf der einen Seite dahingingen, die religiöse Belehrung und Seelsorge ausschließlich im liturgischen Sinn auszurichten, oder auf der anderen Seite der liturgischen Bewegung aus Unverständnis Hindernisse in den Weg zu legen. In Wirklichkeit besteht gar kein objektiver Gegensatz zwischen dem von der Liturgie verfolgten Ziel und dem der anderen Aufgaben der Kirche. Die Verschiedenheit der Auffassungen besteht zwar wirklich, stellt aber keineswegs ein unüberwindliches Hindernis dar. Wie Wir hoffen, werden diese Überlegungen wohl zur Genüge zeigen, daß die Liturgie das Werk der ganzen Kirche ist und daß alle Gläubigen als Glieder des mystischen Leibes sie lieben, hochschätzen und an ihr teilnehmen müssen; dabei werden sie aber einsehen, daß die Aufgaben der Kirche noch weit darüber hinausgehen.

II. DIE LITURGIE UND DER HERR

Wir wollen nun besonders die Liturgie der Messe und den Herrn betrachten, der in ihr Priester und Opfergabe zugleich ist. Weil da und dort über bestimmte Punkte Ungenauigkeiten und falsche Auffassungen zutage treten, wollen Wir nun ein Wort sagen über die „*actio Christi*“, die „*praesentia Christi*“ und die „*infinita et divina maiestas Christi*“.

1. „*Actio Christi*“.

Es ist das Ziel der Meßliturgie, die Größe des sich dort vollziehenden Geheimnisses sichtbar darzustellen und die gegenwärtigen Bestrebungen gehen dahin, die Gläubigen zu einer möglichst aktiven und verständnisvollen Teilnahme daran zu führen. Obwohl diese Absicht berechtigt ist, so riskiert man doch eine Verminderung der Ehrfurcht, wenn man die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzieht, um sie auf den Glanz anderer Zeremonien hinzulenken.

Was ist nun diese Haupthandlung des eucharistischen Opfers? Wir haben in der Ansprache vom 2. November 1954 (AAS, a. 46, 1954, p. 668—670) ausführlich darüber gesprochen. Wir führten dort zuerst die Lehre des Konzils von Trient an:

„In diesem unblutigen Opfer, das in der Messe vollzogen wird, ist jener selbe Christus enthalten und wird unblutigerweise geopfert, der sich auf dem Altar des Kreuzes einmal in blutiger Weise dargebracht hat... Denn es ist ein und dieselbe Opfergabe, ein und derselbe Opferpriester, der sich selbst damals am Kreuze darbrachte und sich jetzt durch den Dienst der Priester aufopfert. Nur die Art des Sich-opfernens ist verschied-

den“ (Conc. Trid., Sessio XXII, cap. 2). *Und wir fuhren folgendermaßen fort: „Daher vertritt der zelebrierende Priester die Person Christi; er opfert, und zwar er allein, nicht das Volk, nicht die Kleriker, nicht einmal die Priester, die fromm und in Andacht dem Opfernden assistieren, wenngleich diese alle beim Opfer eine aktive Rolle haben können und auch haben“ (AAS, I., c., p. 668). Hierauf hoben wir hervor, daß man mangels Unterscheidung zwischen der Frage nach der Teilnahme des Zelebranten an den Früchten des Meßopfers und der Frage nach der Natur der von ihm gesetzten Handlung zu folgendem Schluß gekommen war: „Die Feier einer Messe, welcher hundert Priester in frommer Andacht beiwohnen, sei dasselbe, wie wenn hundert Messen von hundert Priestern gefeiert würden.“ Von dieser Behauptung sagten Wir: „Diese Auffassung muß als Irrtum zurückgewiesen werden.“ Zur Erklärung fügten Wir bei: „Was die Darbringung des eucharistischen Opfers betrifft, so sind so viele Handlungen Christi des Hohepriesters als zelebrierende Priester sind, keineswegs jedoch so viele, als Priester der Messe eines Bischofs oder eines Priesters in Andacht beiwohnen. Denn diese vertreten keinesfalls, wenn sie am Opfer teilnehmen, die Person des opfernden Christus und vollziehen die Handlung nicht in seinem Namen, sondern sie sind den christgläubigen Laien gleichzuhalten, die der Messe beiwohnen“ (AAS, I., c., p. 669). Was die liturgischen Kongresse betrifft, sagten Wir bei der gleichen Gelegenheit: „Diese Tagungen befolgen bisweilen eine eigene Praxis, solcherart nämlich, daß nur einer das heilige Opfer vollzieht, die anderen aber (entweder alle oder der größte Teil) diesem einen Opfer beiwohnen und dabei die heiligste Eucharistie aus der Hand des Zelebranten empfangen. Wenn solches aus einem gerechten und vernünftigen Grund geschieht, ist dagegen nichts einzuwenden, wenn dieser Handlungsweise nur nicht der Irrtum zugrunde liegt, von welchem wir oben gesprochen haben“: d. h. der Irrtum über die Gleichwertigkeit von hundert heiligen Messen durch 100 Priester mit einer einzigen Messe, welcher hundert Priester andächtig beiwohnen.*

Demzufolge ist der wichtigste Bestandteil des eucharistischen Opfers jener, wo Christus als Vermittler auftritt „se ipsum offerens“, um wieder in den Ausdrücken des Trienter Konzils zu reden (Sess. XXII, cap. 2). Das geschieht bei der Konsekration, wo im selben Akt, durch den der Herr die Transsubstantiation bewirkt (vgl. Conc. Trid. Sessio XIII, cap. 4 u. 3), der zelebrierende Priester „personam Christi gerens“ ist. Selbst wenn die Konsekration ohne Feierlichkeit und in einfachster Form vollzogen wird, ist sie doch der Mittelpunkt der ganzen Opferliturgie, der Mittelpunkt der „actio Christi cuius personam gerit sacerdos celebrans“, oder die „sacerdotes concelebrantes“ im Falle einer wirklichen Konzelebration.

Ereignisse aus letzter Zeit geben uns Anlaß, gewisse diesbezügliche Punkte genauer darzulegen. In dem Augenblick, wo die Konsekration des Brotes und Weines gültig vollzogen ist, ist die ganze Opferhandlung Christi selbst vollendet. Auch wenn alles Folgende nicht mehr stattfinden könnte, würde doch nichts Wesentliches am Opfer des Herrn fehlen.

Wenn die Konsekration vollendet ist, kann die „oblatio hostiae super altare positae“ vom zelebrierenden Priester, von der Kirche, den anderen Priestern und jedem Gläubigen vollzogen werden und wird tatsächlich von diesen dargebracht. Doch ist diese Darbringung nicht die „actio ipsius Christi per sacerdotem ipsius personam sustinentem et gerentem“. Die Handlung des konsekrierenden Priesters ist tatsächlich die Handlung Christi selbst, welcher durch Seinen Diener wirkt. Im Falle einer Konzele-

bration im eigentlichen Sinne des Wortes handelt Christus durch mehrere Stellvertreter statt nur durch einen. Bei der bloß zeremoniellen Konzelebration hingegen, die auch durch einen Laien geschehen könnte, findet durchaus keine gleichzeitige Konsekration statt. So erhebt sich jetzt eine wichtige Frage: „Welche Absicht und welche äußere Handlung sind erforderlich, daß tatsächlich eine Konzelebration und gleichzeitige Konsekration zustande kommt?“

Erinnern Wir uns bei dieser Frage daran, was Wir in Unserer Apostolischen Konstitution „*Episcopalis Consecrationis*“ vom 30. November 1944 (AAS, a. 37, 1945, p. 131—132) sagten. Dort haben Wir genau festgelegt, daß bei der Bischofsweihe die beiden den Konsekrator begleitenden Bischöfe die Absicht haben müssen, den Erwählten zu weihen, und folglich die äußeren Handlungen setzen und die Worte aussprechen müssen, durch welche die zu verleihende Vollmacht und Gnade bezeichnet und gespendet werden. Es genügt daher nicht, daß sie ihren Willen mit dem des Hauptkonsekrators vereinen und erklären, dessen Worte und Handlungen zu den ihren zu machen. Sie selbst müssen diese Handlungen setzen und die wesentlichen Worte aussprechen.

Das gilt selbstverständlich auch bei der Konzelebration im eigentlichen Sinn. Es genügt nicht, den Willen zu haben und kund zu tun, daß man die Worte und Handlungen des Zelebranten zu den eigenen mache. Die Konzelebranten müssen selbst über Brot und Wein die Worte sprechen: „Das ist Mein Leib“, „Das ist Mein Blut“; wenn dies nicht geschieht, ist ihre Konzelebration eine bloße Zeremonie.

Auch darf man nicht behaupten, „die einzig entscheidende Frage sei letztlich, zu wissen, in welchem Maß die persönliche Teilnahme, die man mit Hilfe der Gnade diesem kultischen Opfer entgegenbringt, die Teilnahme am Kreuz und an der Gnade Christi vermehre, der uns mit Sich und untereinander verbindet“. Diese ungenaue Art der Fragestellung haben Wir schon in der Ansprache vom 2. November 1954 zurückgewiesen; aber gewisse Theologen können sich hierin noch nicht fügen. Wir wiederholen daher: die entscheidende Frage (für die Konzelebration wie für die Messe eines einzigen Priesters) ist nicht, zu wissen, welche Frucht die Seele daraus zieht, sondern wie der Akt beschaffen ist, der gesetzt wird: ob der Priester als Stellvertreter Christi die „*actio Christi se ipsum sacrificantis et offerentis*“ vollzieht oder nicht. Desgleichen handelt es sich bei den Sakramenten nicht darum, zu wissen, welche Frucht sie hervorbringen, sondern ob die wesentlichen Elemente des sakramentalen Zeichens (das ist die Setzung des Zeichens durch den Spender selbst, der die Bewegungen ausführt und die Worte spricht in der Absicht „*saltem faciendi quod facit ecclesia*“) gültig vollzogen wurden. Ebenso muß man bei der Zelebration und Konzelebration darauf achten, ob der Zelebrant mit der erforderlichen inneren Absicht auch die äußere Handlung vollzieht und vor allem die Worte ausspricht, welche die „*actio Christi se ipsum sacrificantis et offerentis*“ setzen. Das ist nicht der Fall, wenn der Priester über Brot und Wein nicht die Worte des Herrn spricht: „Das ist Mein Leib“, „Das ist Mein Blut“.

2. „*Praesentia Christi*“.

Ganz wie der Altar und das Opfer den liturgischen Gottesdienst beherrschen, so muß man vom Leben Christi sagen, daß es ganz vom Kreuzesopfer bestimmt ist. Die Worte des Engels an Seinen Nährvater: „Er

wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“ (Matth. 1, 21), jene des hl. Johannes des Täufers: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“ (Joh. 1, 29), jene Worte Christi selbst an Nikodemus: „Der Menschensohn muß erhöht werden, damit jeder, der an Ihn glaubt . . . das ewige Leben habe“ (Joh. 3, 14 und 15), an Seine Jünger: „Mit einer Taufe . . . muß ich getauft werden, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist!“ (Luk. 12, 50), und vor allem jene Worte beim Letzten Abendmahl und auf Kalvaria, sie alle zeigen, wie gerade das Kreuz und die Opferung Seiner selbst an den Vater zur Rettung und Versöhnung der Menschen mit Gott im Mittelpunkt des Denkens und Lebens unseres Herrn stand.

Aber ist derjenige, der das Opfer darbringt, nicht gewissermaßen noch größer als das Opfer selbst? Auch Wir möchten jetzt zu euch vom Herrn selbst sprechen und zuerst eure Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß die Kirche in der Eucharistie den Herrn mit Fleisch und Blut, Leib, Seele und Gottheit besitzt. Das Konzil von Trient hat dies in der XIII. Sitzung can. 1. feierlich definiert, es genüge übrigens, die Worte Jesu in ihrem buchstäblichen Sinn klar und unzweideutig zu nehmen, um zum gleichen Schluß zu kommen: „Nehmet und esset! Das ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird! Nehmet und trinket! Das ist Mein Blut, das für euch vergossen wird.“ Und auch der heilige Paulus gebraucht in seinem ersten Korintherbrief (1 Kor. 11, 23—25) einfach und klar wieder die gleichen Ausdrücke.

Bei den Katholiken gibt es über diesen Gegenstand keinen Zweifel und keine Meinungsverschiedenheit. Sobald sich jedoch die theologische Spekulation daran begibt, die Weise der Gegenwart Christi in der Eucharistie zu untersuchen, tauchen unzählige Fragen auf, über welche die Ansichten ernstlich auseinandergehen. Wir wollen nicht auf diese spekulativen Streitfragen eingehen; doch möchten Wir gewisse Grenzen festlegen und auf einem grundlegenden Auslegungsprinzip bestehen, dessen Vernachlässigung Uns einige Sorge bereitet.

Die Spekulation muß sich an die Regel halten, daß der Literalsinn der Schrifttexte, der Glaube und die Lehre der Kirche den Vorrang haben vor wissenschaftlichen Systemen und theoretischen Erwägungen. Die Wissenschaft muß sich nach der Offenbarung richten und nicht umgekehrt. Wenn ein philosophischer Begriff den natürlichen Sinn einer geoffenbarten Wahrheit stellt, so ist er nicht genau oder wird nicht richtig angewendet. Dieser Grundsatz gilt auch in der Lehre von der wirklichen Gegenwart. Gewisse Theologen nehmen zwar die Lehre des Konzils über die wirkliche Gegenwart und die Transsubstantiation an, legen aber die Worte Christi und des Konzils so aus, daß von der Gegenwart Christi sozusagen nur eine ihres echten Inhalts beraubte Hülle übrigbleibt. Nach ihrer Meinung ist der wesentliche und wirkliche Inhalt der Gestalten des Brotes und Weines „der Herr im Himmel“, zu welchem diese angeblich eine wirkliche und wesentliche Beziehung des Inhalts und der Gegenwart haben. Wenn man diese spekulative Auslegung als vollkommen zureichend darstellt, erheben sich ernstliche Einwände, denn der christliche Sinn des gläubigen Volkes, die beständige katechetische Lehre der Kirche, die Erklärungen des Konzils, und vor allem die Worte des Herrn verlangen, daß der Herr selbst in der Eucharistie enthalten sei. Die sakramentalen Gestalten sind nicht der Herr, selbst wenn sie zur Substanz Christi sozusagen eine wesentliche Beziehung des Inhalts und der Gegenwart haben. Der Herr hat gesagt: „Das

ist Mein Leib! Das ist Mein Blut!“. Er hat nicht gesagt: „Das ist eine sinnenfällige Erscheinung, welche die Gegenwart Meines Leibes und Blutes bezeichnet.“ Zweifellos konnte er bewirken, daß die sichtbaren Zeichen einer wirklichen Beziehung der Gegenwart die sichtbaren und wirksamen Zeichen der sakramentalen Gnade seien; doch handelt es sich hier um den wesenhaften Inhalt der „species eucharisticae“ und nicht um ihre sakramentale Wirkung. Es kann daher nicht zugegeben werden, daß die eben besprochene Theorie den Worten Christi voll gerecht wird, daß die Gegenwart Christi in der Eucharistie nichts weiter bedeute und dies genüge, um in aller Wahrheit von der Eucharistie sagen zu können: „Es ist der Herr!“ (vgl. Joh. 21, 7).

Natürlich ist die Masse der Gläubigen nicht imstande, schwierige spekulative Probleme und die Erklärungsversuche über die Weise der Gegenwart Christi zu begreifen. Der Römische Katechismus fordert sogar auf, diese Fragen nicht vor ihnen zu erörtern (vgl. Röm. Katechismus, II. Teil, Kap. IV, Nr. 43 ff.), doch erwähnt er die oben entworfene Theorie nicht, noch legt er sie vor; noch weniger behauptet er, sie erschöpfe den Sinn der Worte Christi und erkläre sie vollständig. Man kann weiter nach wissenschaftlichen Erklärungen und Auslegungen forschen, doch dürfen diese Christus nicht gewissermaßen aus der Eucharistie verdrängen und im Tabernakel nichts anderes übriglassen als nur die eucharistischen Gestalten, die sozusagen eine wirkliche und wesenhafte Beziehung zum wahren Herrn im Himmel beibehalten.

Es ist erstaunlich, daß man diejenigen, die sich mit oben dargelegter Theorie nicht zufriedengeben, zur Zahl der Gegner unter die unwissenschaftlichen „Physizisten“ (d. h. zu sehr in körperlichen Begriffen Denkenden) rechnet oder daß man nicht zögert von der angeblich wissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart Christi zu erklären: „Diese Wahrheit ist nicht für die Massen.“

Diesen Erwägungen wollen Wir einige Bemerkungen über den Tabernakel folgen lassen. Wie Wir vorhin sagten: „Der Herr ist irgendwie größer als der Altar und das Opfer“, so könnten Wir jetzt sagen: „Ist der Tabernakel, wo der zu Seinem Volk herabgestiegene Herr wohnt, erhabener als der Altar und das Opfer?“ Der Altar ist mehr als der Tabernakel, weil auf ihm das Opfer Christi dargebracht wird. Der Tabernakel enthält zweifellos das „sacramentum permanens“, doch ist er nicht ein „altare permanens“, weil der Herr sich nur auf dem Altar bei der Feier der heiligen Messe zum Opfer bringt, aber nicht nach oder außer der Messe. Im Tabernakel hingegen ist Er so lange gegenwärtig als die konsekrierten Gestalten erhalten bleiben, ohne sich jedoch ständig aufzuopfern. Man kann mit vollem Recht zwischen der Opferhandlung der Messe und dem „cultus latreuticus“ unterscheiden, der dem in der Eucharistie verborgenen Gottmenschen dargebracht wird. Eine Entscheidung der Heiligen Ritenkongregation vom 27. Juli 1927 beschränkt die Aussetzung des Allerheiligsten während der Messe auf ein Minimum (AAS, a. 19, 1927, p. 289); doch erklärt sich dies leicht aus der Sorge, die Opferhandlung und den Kult der einfachen Anbetung für gewöhnlich getrennt zu halten, damit die Gläubigen deren eigentümlichen Charakter klar erkennen.

Es ist jedoch wichtiger, sich der Einheit als der Verschiedenheit bewußt zu sein: es ist der gleiche und einzige Herr, der auf dem Altar geopfert und im Tabernakel verehrt wird und von dort Seinen Segen spendet. Wenn man davon durchdrungen wäre, ließen sich gar manche Schwierigkeiten vermeiden.

rigkeiten vermeiden und man würde sich hüten, die Bedeutung des einen auf Kosten des anderen zu übertreiben und sich den Entscheidungen des Heiligen Stuhles zu widersetzen.

Das Konzil von Trient hat erklärt, welche Seelenverfassung dem Allerheiligsten Sakrament gegenüber gefordert ist: „Wenn jemand sagt, im Sakrament der heiligen Eucharistie sei Christus, der eingeborene Sohn Gottes, durch den cultus latreuticus, auch den äußeren, nicht anzubeten und daher durch eine eigene festliche Feier nicht zu verehren, auch dürfe er nicht nach dem althergebrachten Ritus der allgemeinen heiligen Kirche in feierlicher Weise herumgetragen oder zur öffentlichen Verehrung vor dem Volke aufgestellt werden, und diejenigen seien Götzendiener, welche ihn anbeten, ein solcher sei im Banne“ (Conc. Trid. Sessio XIII, can. 6). Wenn jemand sagt, es sei nicht erlaubt, die heilige Eucharistie im Tabernakel (sacrario) aufzubewahren, sondern müsse sofort nach der Konsekration notwendigerweise an die Umstehenden ausgeteilt werden, oder es sei unstatthaft, sie feierlich (honorifice) zu den Kranken zu tragen, der sei im Banne“ (Conc. Trid, 1 c, can. 7). Wer von Herzen dieser Lehre anhängt, wird nicht daran denken, gegen die Unterbringung des Tabernakels auf dem Altar Einwände zu erheben. In der Instruktion des Heiligen Offiziums „De arte sacra“ vom 30. Juni 1952 (AAS, a. 44, 1952, p. 542—546) hält der Heilige Stuhl unter anderem an diesem Punkte fest: „Mit Nachdruck verlangt diese Oberste Heilige Kongregation, daß die Vorschriften der Canones 1268, § 2 und 1269, § 1 mit heiliger Gewissenhaftigkeit befolgt werden: „Die heiligste Eucharistie soll an einem besonders ausgezeichneten und vornehmen Ort der Kirche aufbewahrt werden und dies in der Regel am Hochaltar, falls nicht ein anderer für die Verehrung und den Kult eines so großen Sakramentes entsprechender und würdiger erscheint ... Die heiligste Eucharistie muß in einem fixen (inamovibili) Tabernakel, der in der Mitte des Altares steht, aufbewahrt werden“ (Acta Ap. Sedis, 1 c, p. 544).

Es handelt sich nicht so sehr um die materielle Gegenwart des Tabernakels auf dem Altar als um die Tendenz, auf welche Wir eure Aufmerksamkeit lenken möchten, nämlich die einer Geringschätzung für die Gegenwart und Wirksamkeit Christi im Tabernakel. Man begnügt sich mit dem Opfer des Altares und setzt die Bedeutung Dessen, der es vollbringt, herab. Nun aber muß die Person des Herrn im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehen, denn sie ist es, die das Verhältnis von Altar und Tabernakel in Einklang bringt und ihnen ihren Sinn verleiht.

Durch das Opfer des Altares setzt sich der Herr zuerst in der Eucharistie gegenwärtig und nur als „memoria sacrificii et passionis suae“ weilt Er im Tabernakel. Den Tabernakel vom Altar trennen heißt, zwei Dinge trennen, die durch ihren Ursprung und ihre Natur verbunden bleiben müssen. Für die Frage, wie man den Tabernakel auf den Altar stellen kann ohne die Zelebration zum Volk hingewendet zu hindern, gibt es verschiedene Lösungen, über welche Fachleute ihre Meinung abgeben werden. Wesentlich ist, daß man begreift: der gleiche Herr ist auf dem Altar und im Tabernakel gegenwärtig.

Man könnte auch die Haltung der Kirche zu bestimmten Andachtsübungen hervorheben: Besuchungen des Allerheiligsten, die sie eindringlich empfiehlt, das 40stündige Gebet oder die „Ewige Anbetung“, die Heilige Stunde, die feierliche Übertragung der Wegzehrung zu den Kranken, Sakramentsprozessionen. Der begeistertste und überzeugteste Liturgiker

sollte begreifen und einsehen können, was der Herr im Tabernakel für tieffromme Gläubige bedeutet, ganz gleich, ob es sich nun um einfache und gebildete Menschen handelt. Er ist ihr Berater, ihr Tröster, ihre Kraft, ihre Zuflucht, ihre Hoffnung im Leben wie im Sterben. Die liturgische Bewegung wird sich also nicht damit begnügen, die Gläubigen zum Herrn im Tabernakel kommen zu lassen, sondern sich bemühen, sie immer mehr dorthin zu ziehen.

3. „*Infinita et divina Maiestas Christi*“.

Der dritte und letzte Punkt, den Wir behandeln möchten, ist die „*infinita et divina Maiestas Christi*“, welche die Worte „*Christus Deus*“ offenbaren. Gewiß, das fleischgewordene Wort ist der Herr und Erlöser der Menschen, es ist und bleibt aber das Wort, der unendliche Gott. Im Athanasischen Glaubensbekenntnis heißt es: „*Dominus noster Jesus Christus Dei Filius, Deus et homo est.*“ Auch die Menschheit Christi hat Anspruch auf den Kult der Anbetung wegen ihrer hypostatischen Union mit dem Wort, aber Seine Gottheit ist die Ursache und Quelle dieses Kultes. Auch kann die Gottheit Christi nicht irgendwie am Rande des liturgischen Denkens bleiben. Es ist ganz natürlich, daß man durch Christus zum Vater geht, da ja Christus der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist. Er ist aber nicht nur Mittler; Er ist auch in der Dreifaltigkeit dem Vater und dem Heiligen Geiste wesensgleich. Möge es genügen, an den großartigen Prolog des Johannesevangeliums zu erinnern: „*Das Wort war Gott . . . Alles ist durch Es, nichts ohne Es geworden, was geworden ist*“ (Joh. 1, 1—3). Christus ist der Erste und der Letzte, das Alpha und das Omega. Am Weltende, wenn alle Feinde und zuletzt der Tod besiegt sein werden, wird Christus, d. h. das in der Menschennatur weiterexistierende Wort, das Reich Gottes, Seinem Vater, übergeben und der Sohn selbst wird sich Jemem unterwerfen, der Ihm alles unterworfen hat, damit „*Gott alles in allem sei*“ (1 Kor. 15, 28). Die Betrachtung der „*infinita, summa, divina Maiestas*“ Christi kann gewiß zur Vertiefung des liturgischen Denkens beitragen und deshalb wollten Wir eure Aufmerksamkeit darauf lenken.

Zum Schluß möchten Wir noch zwei Bemerkungen über „*die Liturgie und die Vergangenheit*“ und „*die Liturgie und die Gegenwart*“ anfügen.

Die Liturgie und die Vergangenheit. Auf liturgischem Gebiet, wie in vielen anderen Bereichen, muß man hinsichtlich der Vergangenheit zwei übertriebene Haltungen meiden: eine blinde Hinneigung und eine vollkommene Geringschätzung. In der Liturgie findet man unveränderliche Wesensbestandteile, einen heiligen Inhalt, der über den Zeiten steht, aber auch veränderliche, vergängliche, manchmal sogar mangelhafte Elemente. Die gegenwärtige Haltung der liturgischen Kreise der Vergangenheit gegenüber scheint Uns im allgemeinen durchaus richtig zu sein: man forscht, studiert ernstlich und hält das wirklich Wertvolle fest, ohne jedoch auf Übertreibungen zu verfallen. Hier und da treten aber irrige Ideen und Bestrebungen, Widerstände, Schwärmereien oder Verurteilungen zutage, deren konkrete Formen euch wohlbekannt sind und über die Wir weiter oben gesprochen haben.

Die Liturgie und die Gegenwart. Die Liturgie gibt dem Leben der Kirche, ja sogar der gesamten religiösen Haltung von heute ein charakteristisches Gepräge. Vor allen Dingen fällt die aktive und bewußte Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Handlungen auf. Für die Kirche bedeutet die heutige Liturgie einen Gegenstand der Sorge, denn

sie muß einesteils ihren Fortschritt fördern, andernteils aber auf ihre Erhaltung und Verteidigung bedacht sein. Sie kehrt zur Vergangenheit zurück, ohne sie sklavisch nachzuahmen, und schafft Neues in den Zeremonien selbst, im Gebrauch der Volkssprache, im Volksgesang und im Kirchenneubau. Jedoch wird es wohl überflüssig sein, noch einmal daran zu erinnern, daß die Kirche schwerwiegende Gründe hat, im lateinischen Ritus die unbedingte Verpflichtung unbeirrt aufrechtzuerhalten, daß der zelebrierende Priester sich der lateinischen Sprache zu bedienen hat und daß der das heilige Opfer begleitende Gregorianische Choral ebenfalls in der Sprache der Kirche ausgeführt werden muß. Die Gläubigen ihrerseits sind bestrebt, den Maßnahmen der Kirche zu entsprechen, doch nehmen sie dabei eine sehr verschiedene Haltung ein: manche zeigen Bereitschaft, Begeisterung, ja sogar eine zu große Leidenschaft, welche die Autorität zum Eingreifen veranlaßt, andere legen Gleichgültigkeit und selbst Widerstand an den Tag. So offenbart sich die Verschiedenheit der Temperamente und auch die Vorliebe für die private Frömmigkeit oder für den öffentlichen Gottesdienst.

Die Liturgie beschäftigt sich heute auch mit zahlreichen Sonderproblemen wie z. B. der Beziehungen der Liturgie zu den religiösen Vorstellungen der heutigen Welt, der zeitgenössischen Kultur, den sozialen Fragen, der Tiefenpsychologie.

Diese bloße Aufzählung wird zur Genüge zeigen, daß die verschiedenen Seiten der Liturgie von heute nicht nur Unser Interesse, sondern auch Unsere Wachsamkeit aufrufen. Wir wünschen aufrichtig einen Aufschwung der liturgischen Bewegung und wollen dazu beitragen; aber es ist auch Unsere Pflicht, von vornherein alles hintanzuhalten, was eine Quelle des Irrtums und der Gefahren wäre. Das Bewußtsein, daß Wir hierin auf eure Unterstützung und euer Verständnis rechnen können, ist Uns überdies ein Trost und eine Freude.

Mögen diese Erwägungen zusammen mit der Arbeit der vorhergehenden Tage reiche Früchte bringen und dazu beitragen, das Ziel, welches die heilige Liturgie erstrebt, sicherer zu erreichen. Als Unterpfand des göttlichen Segens, den Wir auf euch und die euch anvertrauten Seelen herabflehen, erteilen Wir euch aus ganzem Herzen den Apostolischen Segen.

(Übersetzt von Frau M. Luzia v. Verdroß O.S.B., Salzburg, Nonnberg)

ERSTER INTERNATIONALER PASTORAL- LITURGISCHER KONGRESS IN ASSISI - ROM VOM 18. BIS 22. SEPTEMBER 1956

Im folgenden bringen wir eine kurze, schlagwortartig gehaltene Inhaltsangabe der einzelnen Reden bzw. Referate. Die Schriftleitung.

Papst Pius XII. und die Pastoralliturgie. Eröffnungsansprache von Kardinal Gaetano Cicognani. — Einleitend erklärte der Kardinal, die Aufgabe dieses pastoralliturgischen Kongresses sei es, das Werk des Heiligen Vaters zu überschauen, inniger daran teilzunehmen. Pius X. begründet mit seinem „Apostolischen Befehl“, sich auf die heiligen Formen christlichen Lebens wieder zu besinnen, neues liturgisches Leben. Die grundlegende Enzyklika „Mediator Dei“ von Pius XII. weist uns den Weg in die Zukunft. Weil die Liturgie Göttliches und Menschliches, bleibende und veränderliche Werte, enthält, gibt es auch eine Vielfalt liturgischer Formen. Stets bestimmt das „wahre Wohl der Seelen“ und nicht Zeitgeschmack oder sentimentale Liebe zum Vergangenen, den

kirchlichen Gesetzgeber in seinem Tun. Darauf weist die neu eingeführte Abendmesse und die neue Karwochenliturgie hin. Latein, die „königliche Sprache“ ist weiterhin für die Kirche ein Zeichen der Einheit.

Seelsorge als Schlüssel der Liturgiegeschichte. P. Josef A. Jungmann S.J., Innsbruck. — Die Geschichte der Liturgie ist ebenso wechselvoll wie die Geschichte der Kirche. Die Seelsorge bestimmt mit die Formen der Liturgie, die keineswegs ein Gottesdienst mit Menschen als stummen Zeugen ist. Lob und Preis bringt der Priester im Plural Gott dar und die Gemeinde ruft das „Amen“, „daß es geschehe“. Die junge Kirche wächst in die griechische und römische Welt hinein, stets den Grundsatz wachend, daß Gottesdienst Sache der Gemeinschaft ist. Die Kirche dringt weiter zu arabischen, slawischen Völkern vor. Allmählich wird Latein nach dem Gesetz der Konstanz zur heiligen Sprache.

Die Liturgie führt die Gemeinde zur aktiven Teilnahme am heiligen Geschehen. Die Lesungen vermitteln das Wort Gottes und die wesentlichsten Grundwahrheiten den Christen, als es weder Unterricht noch viele Predigten gab. Das liturgische Beten soll ein Katechismus der christlichen Lehre sein. Liturgie ist Führung zu höchstem Christentum, sie führt zu echtem christlichem Opfer und Gebet. „Das Gebet der einzelnen ist immer in Gefahr sich mit Bitten allein zu begnügen. Die Liturgie stellt die Anbetung in den Vordergrund.“ Der großartige Ausbau der liturgischen Formen im Laufe der Jahrhunderte wurde zu einer Nebelwand zwischen Altar und Volk. Der Masse des Volkes bleibt die Liturgie fremd. Unser Jahrhundert sieht erstarrte Formen schwinden. Die Seelsorge kann sich wieder mit neuen lebendigen Formen beschäftigen. Die Kirche kann vielfach auf die überlieferten Formen verzichten, die einstens vor der Häresie schützten. „Ein lichter Tag geht auf. Die Kirche geht mit neuen Kräften der neuen Zeit entgegen.“

Pastoraltheologie der Enzykliken „Mystici Corporis“ und „Mediator Dei“. Dom. Bernard Capelle, Abt von Mont César, Belgien. — Diese Rundschreiben bringen die Grundgedanken der liturgischen Erneuerung und begründen sie theologisch. Zuerst muß die Kirche als mystischer Leib Christi erkannt werden, um auch die Liturgie entsprechend erleben zu können. Neue liturgische Formen, oft aus der alten Praxis geschöpft, kehren zum guten Alten zurück.

Die zweisprachigen Ritualien und ihre Auswirkung in der Seelsorge. Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon. — Die doppelsprachigen Ritualien erleichtern den Gläubigen das unmittelbare Verständnis an der Liturgie. Die Geschichte berichtet über die Verwendung der Volkssprache bei der Sakramentspendung. Im Altertum wird Latein als Träger einer lebendigen Kultur allgemein verstanden. Als sich aus ihm die romanischen Sprachen entwickeln, entstehen Spannungen, die sich bereits vorher bei der Missionierung von England und Germanien gezeigt hatten. Zum Ritus selbst wurden Erklärungen gegeben. Die unglückselige Verbindung der Sprachenfrage mit Nationalismus und Irrlehre zur Reformationszeit veranlaßte die Kirche aus Liebe zur Reinheit und Einheit des Glaubens der Einführung der Muttersprache in die Liturgie zu widerstehen. Beim Trienter Konzil wird die Verwendung der Volkssprache zwar besprochen, jedoch abgelehnt. Allen Seelsorgern wird befohlen bei der Predigt während der Messe die Gebete der Messe zu erklären. Paul V. wünscht dringend die Erklärung der sakramentalen Riten in der Volkssprache. Das 1614 von Paul V. herausgegebene erste offizielle lateinische Rituale ist für die ganze Kirche nur vorgeschlagen, doch wird es nach und nach von allen Bischöfen angenommen. Die von Pius X. geforderte „actuosa participatio“ der Gläubigen an der Liturgie erweckt den Wunsch nach zweisprachigen Ritualien. Nun erscheinen im Laufe der Zeit der Reihe nach zweisprachige und sogar einzelne nur volkssprachige (Kroaten, Slowenen) Ritualien. Diese Ritualien bringen die Gläubigen zur aktiven Teilnahme. Wenn die Christen die Gebete der Kirche besser verstehen, werden sie auch besser leben: *Lex orandi, lex credendi*. Sie machen die Katechese über die Sakramente aber nicht überflüssig.

Anschließend besprach der Bischof von Troja (Italien) eingehend das Rituale von Lugano, das als erstes latein-italienisches den erwarteten weiteren italienischen Ritualien Vorbild sein dürfte.

Liturgische Kunst und Seelsorge. Msgr. Dr. Johannes Wagner, Leiter des Liturgischen Institutes in Trier. — Nach der Katakombenzeit entstanden

bald neue Gotteshäuser, besonders die Basilika, die eine aktive Teilnahme des Volkes voraussetzt: im Chorraum ist der Klerus, dann der Altar und anschließend das Volk. Nördlich der Alpen wird der so harmonisch geordnete Raum geändert: Bischof und Priester verlassen den Chorraum, wohin der Altar kommt. Der Klerus schließt sich vom Volke ab, es entsteht der Lettner. Die Laienwelt nimmt am Gottesdienst nur mehr hörend teil. Nach der Erhebung der Hostie, die gesehen werden konnte, verläßt das einfache Volk die Kirche. Gegen Ende des Mittelalters wird der Lettner abgetragen und damit das Geschehen am Altar wieder sichtbar.

Während der Gegenreformation wird die Gegenwart Christi in den heiligen Gestalten betont: der Altar rückt an die Wand, auf dem zum Thron gewordenen Altar wird Christus unter der Gestalt des Brotes angebetet. Die Herausbildung verschiedener Stile in der Malerei und Plastik spiegelt das liturgische Verständnis einer jeden Zeit wider.

Ob sich in der Architektur der Gegenwart ein neuer Stil entwickelt, der nicht nur bestimmte Kulturkreise, sondern alle Kontinente umfaßt, bleibt noch abzuwarten. Die kirchliche Kunst ist Dienerin der Kirche und nicht Herrin. Die Kirche widersetzt sich nicht der neuen Kunst, doch läßt sie diese nicht ohne weiteres hinein. Pius XII. schließt alles dem sakralen Raum und Dienst Widersprechende aus. Erstes Gesetz der Liturgie ist die Gloria Dei, dann die Salus animarum. Die kirchliche Kunst hat als pastorale Kunst von der Wahrheit Zeugnis zu geben und die Hoheit Gottes den Sinnen der Gläubigen spürbar zu machen.

Die seelsorgliche Bedeutung des Wortes Gottes in der Liturgie. P. Augustin Bea S.J., Konsultor der Ritenkongregation. — Alle Maßnahmen der Kirche haben als seelsorgliches Ziel das Lob Gottes und die Verbindung unserer Seele mit Christus: damit Christus geehrt werde und mit ihr die Heiligste Dreifaltigkeit. Viele biblische Texte dienen der Gottesverehrung, als Schriftlesung besonders in der Katechumenenlesung. Die Predigt erklärt das Evangelium. Christus schuf selbst die Grundgestalt der Liturgie. In alter Zeit war nach der Ansprache das Brotbrechen. Die Zusammenkünfte katechetisch-didaktischer Art, wie die Unterweisung der Taufbewerber, fanden immer mehr am Sonntag gelegentlich der Eucharistiefeier statt, wobei die gesamte Lehre in einer lectio continua, einer vollständigen Lesung der Heiligen Schrift, vorgetragen wurde. Anschließend galt die Unterweisung, Lesung und Erklärung der heiligen Bücher als lehrhafte Grundlage des heiligen Lebens. Die Heiligen Schriften enthalten nicht nur, sondern sie sind Gottes Wort. Die Predigt verleiht dem Seelsorger Autorität, wenn er nicht eigene Worte, sondern Worte Gottes verwendet. Beim eucharistischen Opfer als dem geeignetsten Platz für die Lesung und Erklärung des Wortes Gottes, spricht der Seelenhirt zum Volke Gottes. Vielen bietet die Sonntagsmesse die einzige religiöse Unterweisung, die in vielen Ländern außerhalb der Kirche untersagt ist. Es ist ein dringlicher Wunsch nach Vermehrung der für die Predigt geeigneten Perikopen mit den wesentlichsten Glaubenswahrheiten, etwa durch einen zwei- bis vierjährigen Zyklus. Dem Einwand, die Liturgie werde einseitig in den Dienst der Menschen gestellt, die doch zuerst Gloria Dei sein soll, entkräftet der Hinweis auf Christus, der zuerst diesen Weg gegangen ist. Im Priester muß als Diener des Wortes und Diener des Sakramentes das Wort Gottes Fleisch in seinem Fleische werden und in ihm muß die liturgische Bewegung mit der Bibelpredigt sich treffen. Pius X., der große Papst der Eucharistie, war auch der große Förderer der Heiligen Schrift und der biblischen Studien. Auch die Gebete und Lesungen des Breviers werden dem Priester helfen, noch mehr Diener des Wortes zu sein.

Liturgische Erneuerung im Dienste der Missionen. Msgr. Wilhelm von Bekkum, Apostolischer Vikar von Ruteng, Indonesien. — Bisher führte die liturgische Seminarbildung der Missionäre mehr in die Rubriken und Liturgiegeschichte als in die Liturgie selber ein. Die Voraussetzungen der Missionsvölker für den christlichen Kult sind günstig. Viele Neubekehrte kommen aus einer Welt intensiv gepflegter kultischer Tätigkeit und Frömmigkeit mit vielen Parallelen zum christlichen Heilsmysterium. Es gibt dort heilige Symbole, sakrale Volksmusik, Gesang, sakrale Tänze, Akklamationen, Schulbekenntnis, öffentliche Gewissensforschung. Es gibt Einzugsprozessionen, eine offizielle Kennzeichnung der Opfergaben, ein rituelles Opfermahl mit der Gottheit. Leider hatten in den letzten Jahrhunderten die Missionen wenig Sinn

für den kultischen Besitz der Missionsvölker. Ein Neubekehrter erleidet somit große kultische Verluste: einheimische Kultstätte, einheimische Festfeier, das gemeinschaftliche Mittun am liturgischen Vollzug, Ackerbaufeiern usw. Die rechtmäßige Kultfeier muß in den Missionsländern den Gläubigen unmittelbar zum Bewußtsein bringen, daß sie den wahren Kult gefunden. Daraus erwachsen mehrere Wünsche, etwa nach Einführung von Fürbitten, wobei die Litanei in der Volkssprache als besonders ansprechend zu bezeichnen ist. Es wird ein Opfergang gewünscht, der sich den Empfindungen der Einheimischen anpaßt. Die Opfergaben müssen lokal verbunden sein, also aus Früchten der Umgebung bestehen. Andere Wünsche betreffen die adaptio und adoptio. Einige Formen der heidnischen Kultfeier sollen, soweit sie nicht Irriges enthalten, unter Beibehaltung des Wesentlichen, bleiben. Selbstverständlich ist das Wesentliche des christlichen Kultes beizubehalten. Die Missionsländer sind in einer für die Ausbreitung der Kirche entscheidenden Periode. Für die sich auflösenden einheimischen kultischen Gemeinden muß bald ein wertvoller Ersatz kommen, wozu eine großzügige Liturgiereform erwartet wird. Der Kultus muß echt sein und nicht nur historisches Relikt. Erwünscht sind bei der Messe Lesungen in der Volkssprache, weiters der Volksgesang. Die Vorlesung soll wieder katechetischen Charakter erhalten. Für die Weiheordnung wird eine Reform und nicht eine adaptatio erbeten, so die Diakonatsweihe auch für Verheiratete, damit auf Seelsorgsstationen ohne Priester von diesen die Taufe gespendet und der priesterlose Gottesdienst gehalten werden könne. Die anderen Kirchenämter wären der heutigen Zeit entsprechend zu erneuern. Eine einheimische kultische Architektur, ein einheimisches kultisches Gewand und Rituale sind geeignet dem Glauben den Weg in die Herzen der Heiden zu ebnen.

Die orientalischen Liturgien in pastoral-liturgischer Sicht. Dom Oliver Rousseau O.S.B., Chevetogne. — Die orientalischen Liturgien dürfen nicht unbeachtet bleiben, weil sie mit dem abendländischen aus einer Wurzel sprossen. Ihre Vielheit geht auf die Vielheit der Missionszentren zurück, die wieder apostolische Gründungen sind. Der Westen hat Rom als einzigen apostolischen Sitz, der Osten hat mehrere, die apostolisch sind und nach Aposteln benannt werden: Markus-, Jakobus-, Johannes- und 12 Apostelliturgie. Einige Liturgien werden noch in der Sprache der Apostel gehalten. Als diese nicht mehr lebten, wurden sie durch ihre Schriften gegenwärtig gemacht. Es ist das Herzensanliegen der Orientalen, das apostolische Wort in der noch immer vorhandenen Katechumenen-Liturgie in die Sprache der Katechumenen zu übersetzen.

Apostolisch in der Liturgie ist die Sprache von der Auferstehung. Der Sieg des Auferstandenen über den Tod wird wie der Sauerstoff der Luft eingeatmet. Jeder Sonntag ist Tag der Auferstehung. Die Christen der Ostkirche wahrten sich den Sinn für das Mysterium: Ikonostase. Die Liturgie des Ostens will Himmel auf Erden sein. Keine Unterweisung ist so lichtvoll wie die mit Gebeten, Lesungen, Liturgien. Bei den Orientalen kreist alles um das Ostermysterium: getauft und mit Christus auferstanden. Den Diakonen kommt eine bedeutende Rolle zu. Auch die ordines minores sind bis heute fortgeführt. Beim Gottesdienst wirken Laien mit Lektorat und Subdiakonat mit. Kirchlich sind diese Funktionen nur von solchen mit Weihen auszuüben, die auch von Verheirateten angenommen werden dürfen. Dadurch fällt die Scheidewand zwischen Laien und Priester.

Constitutio Sacramentum Ordinis von Pius XII. Msgr. Francesco Miranda Vicente, Weihbischof von Toledo. — Diese Konstitution ist eine Erklärung des kirchlichen Lehramtes über das Wesentliche des wichtigsten Sakramentes. Was ist sichtbares Zeichen, Materie, Form bei der Weihe? In der alten Zeit war die Handauflegung mit Gebet der einzige Ritus. In späteren Zeiten entstanden neue Riten, wobei bis zum 11. Jahrhundert kein Zweifel über das Wesentliche der Weihe bestand. Urban XII. hält die Salbung der Hand als wesentlich für die Priester- und Bischofsweihe. Die Übergabe des Evangeliumsbuches gilt als rein erklärende Handlung, die einige als wesentlich ansehen. Nach anderen ist die Handauflegung und das Gebet wesentlich. Am 30. November 1947 legte Pius XII. endgültig die erste Handauflegung des Bischofs ohne Worte als Materie und die Worte der Präfation als Form des Sakramentes fest.

Die apostolische Konstitution „Christus Dominus“. Msgr. Gabriel Garrone, Erzbischof-Koadjutor von Toulouse. — Sie regelt das eucharistische Nüchternheitsgebot und die Abendmessefeier und entspricht einer seelsorglichen Situa-

tion, der Sehnsucht nach der Eucharistie. Der Lebensrhythmus änderte sich: bisher gut besuchte Morgengottesdienste sind schwach, neue Abendgottesdienste hingegen gut besucht. Es wäre vorteilhaft die ersten Riten der Kirchweihe bereits am Vorabend zu halten. — Dem Vorgehen des Heiligen Vaters muß Kühnheit zuerkannt werden, denn seit Jahrhunderten wachten gleichsam die Gebote der eucharistischen Nüchternheit vor dem Heiligtum. Jetzt ist das Nüchternheitsgebot gefestigter als je. Die seelsorgliche Auswirkung, nämlich der vervielfachte Besuch des Gottesdienstes, bestätigt die Bedeutung der Konstitution.

Liturgie und Predigt. P. A. M. Roguet O.P., Paris. — Das Wort lebt vom Mysterium und das Mysterium vom Glauben an das Wort. Immer lebendiger wird uns bewußt: das Wort Gottes gehört zur Liturgie, der die Predigt einzufügen ist. Anfangs predigte der Bischof von seinem Sitze aus. Als im Mittelalter die Kanzel weit vom Bischofsthron entfernt aufgestellt wurde, kam die Verkündigung in Gefahr eine selbständige Handlung unabhängig vom Mysterium zu werden, obwohl deren Einheit mit dem Mysterium wesentlich im Christentum ist. Liturgie und Verkündigung bedingen sich gegenseitig: dem Fortschritt auf der einen Seite entspricht ein Fortschritt auf der anderen.

Wichtigkeit der Reform der Heiligen Woche. P. Ferdinando Antonelli O.F.M., Generalrelator der Ritenkongregation. — Die Heilige Woche ist nach der Neuordnung gleichsam im Mittelpunkt der Liturgie. Bisher bestand ein künstliches Klima, weil im Laufe der Jahrhunderte wichtige Elemente verloren gingen und unwesentliche überbewertet wurden. Als die Kartage auch im zivilen Bereich aus dem Festkalender gestrichen worden waren, blieben die Gläubigen bald vollständig der Feier fern. Die Verlegung auf den Nachmittag entspricht den Berichten der Heiligen Schrift. Es war ein Mißton, die Auferstehung des Herrn einen Tag vor der geschichtlichen Stunde zu feiern und die Osterkerze am hellen Tag feierlich zu weihen. Die neue Ordnung bleibt guter liturgischer Überlieferung treu und wahrt seelsorgliche Belange. Sie kam nach genauem Studium der Vergangenheit, das durch Ausgabe alter liturgischer Texte erleichtert wurde. Nicht alles Alte ist aufrecht zu erhalten. Es gibt Riten, die früher leicht erfaßt wurden, jetzt aber nicht mehr. Ein pastorelles Interesse drängte zur Neuordnung, weil die Liturgie kein Museum archäologischer Gegenstände, sondern Verehrung der Majestät Gottes ist. Der Gläubige muß in die Geheimnisse der Erlösung eingeführt werden, um sie verstehen zu können. Damit alle die Palmweihe sehen können, wendet sich der Priester von nun an dem Volke zu, das auch alle Antworten gibt. Dies weist auf die künftige Reform der liturgischen Texte hin. Der Zelebrant hört als Haupt der Gemeinde sitzend zu und liest nicht mit, was der Diakon vorträgt. Das dürfte in allen ähnlichen Fällen durchgeführt werden. Der große Zustrom der Gläubigen beweist die Wiederentdeckung des Ostergeheimnisses. Dazu tragen die einfachen, klaren, aus der Seelsorge geschöpften Grundsätze der Reform bei. Der Palmsonntag ist die Huldigung an Christus. Die Segnung der Palmzweige in einer zweiten Kirche und die Prozession von dort zur Hauptkirche war in einigen Orten ein großer Erfolg. Aus geschichtlichem und seelsorglichem Interesse wird für den Gründonnerstag die Krankenkommunion erbeten, was im Sinne der Reform läge. Der große Andrang bei der Abendmesse legt eine Morgenmesse nahe. Die Verlegung der Abendmesse möge bis 21 Uhr erlaubt werden. Der neue Ritus der Kreuzverehrung und die Kommunion am Karfreitag brachte den Gläubigen eine freudige Überraschung, die die enge Beziehung Karfreitagskommunion am Tag des blutigen Opfertodes Christi schnell verstanden. Das Pater noster wurde bei entsprechender Vorbereitung von allen gut mitgebetet. Es steht nichts im Wege, den Kreuzweg und ähnliche Übungen zur Ausfüllung des Nachmittages einzufügen, aber die Andacht „3 Stunden Todesangst Christi“ der Liturgie vom Leiden und von der Todesangst Christi vorausschicken, wäre als Doppelweg ein Widerspruch. Auch für den Karfreitag wird eine Verlängerung der Zeit für die Liturgie bis 21 Uhr gewünscht, weiters die Erlaubnis nach Notwendigkeit bei großem Zustrom, besonders in Industriegebieten mit Schichtarbeit, die Liturgie zweibis dreimal feiern zu dürfen. Im Hinblick auf die lange Kreuzverehrung wird vorgeschlagen, das Kreuz zu zeigen und dann gemeinsam den Kniefall vorzunehmen oder mehrere Kreuze aufzustellen. Die Ritenkongregation wird die Vorschläge überlegen.

Die seit dem 5. Jahrhundert übliche Osternachtfeier wird verpflichtend, die Karsamstag-Morgenfeier hingegen verboten. Der Vormittag ist ein liturgie-loser Tag: die Kirche im Schweigen. Die Osternachtfeier ist keineswegs eine Vigilfeier, sondern die Feier der Auferstehung des Herrn. Sie ist so anzusetzen, daß die Messe um Mitternacht beginnen kann und sie darf am Samstag niemals vor der Dämmerung und vor Sonnenuntergang beginnen. Die Befürchtungen, nach der Mitternachtfeier würden die Gläubigen der Ostermesse fernbleiben, waren unbegründet.

Die Karwochenliturgie wird am besten in der Fastenzeit katechetisch vorbereitet. Der Palmsonntag ist der Tag des freien offenen Bekenntnisses zu Christus, der Gründonnerstag der Tag der christlichen Caritas, an dem uns Christus die Eucharistie geschenkt hat. Am Karfreitag verbinden wir uns mit Christus, der für uns am Kreuze gestorben ist und nehmen mithandelnd an der Feier teil. Am Karsamstag legen wir erneut das Taufversprechen ab. Das Ostergeheimnis, so erlebt, macht jeden Sonntag zum Tag des Herrn, der wie ein Ostertag gefeiert wird.

Bericht aus 93 amerikanischen Diözesen. Erzbischof von Kansas City Edwin V. V. O'Hara. (Auf der Reise zum Kongreß verstorben; seinen Bericht las Msgr. Leo Dworschak, Weihbischof von Fargo.) — Die Texte der Heiligen Woche wurden in 4-Millionen-Auflage verkauft. Alle Weltnachrichten-Agenturen erhielten einen Bericht von acht Seiten. Zeitungen mit Millionen-Auflage brachten seitenlange Berichte. Nach der einmütigen Meinung von Gläubigen und Seesorge war es die schönste Heilige Woche seit Menschengedenken. Die Freude der Laien an der heiligen Feier selbst mittun zu können ist groß. Sie sind erstaunt, jetzt mitsingen zu können, wo sie immer gewohnt waren zu schweigen. Ohne eine Änderung der Sprache der Messe zu verlangen, wird ein größerer Gebrauch der Volkssprache gewünscht, die aus Zuschauern Teilnehmer macht und zur Begeisterung viel beiträgt, besonders deshalb, weil lange Lesungen in Latein den Kontakt mit der Liturgie stören. Der große Andrang der Gläubigen zu den Feiern brachte Schwierigkeiten und neue Vorschläge. Am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag genügt eine Messe bzw. Feier nicht. Besonders für den Gründonnerstag wird eine Binationsvollmacht und die Erlaubnis der Krankenkommunion erbeten. Am Karfreitag möge die Krankenkommunion und am Karsamstag bei der Ölweihe die Kommunion erlaubt werden. Für den Karfreitag ist mit Rücksicht auf die Arbeiter eine Feier bereits um 12 Uhr mittags, in Stadtkirchen eine um 3 Uhr nachmittag anschließend und am Abend erwünscht. Die Ablösung der volkstümlichen Feiern durch die liturgischen wurde meistens begrüßt. Mehrfach wird erbeten, den österlichen Ritus auch am Ostersonntagmorgen halten zu dürfen. Betreffs eucharistischer Nüchternheit wird eine allgemeine dreistündige Enthaltung von festen Speisen vorgeschlagen, außerdem möge die Liturgie so gestaltet werden, daß sie auch in kleinen Gemeinden gehalten werden kann.

Mitteilungen über die Lage im Osten. Msgr. Dr. Wilhelm Weskam, Bischof von Berlin † (Für den Verstorbenen las den Bericht Dr. Otto Spülbeck, Apostolischer Administrator von Meissen). — Bei den Menschen im Osten offenbart sich besonders die Bedeutung und Wirkung des Wortes Gottes und der Liturgie. In einer Atmosphäre des Atheismus muß sich der Seelsorger unmittelbar an die Gläubigen wenden, da ihm nur zwei Blätter mit geringer Auflage zur Verfügung stehen. Die Öffentlichkeit ist ohne Gott und gegen Gott. Öffentlich wird Christus geleugnet und eine widerchristliche Liturgie gefeiert. Unsere Liturgie, lebensnah mit dem Volke verbunden, „war von einer einzigartigen Aktualität, gleichsam, wie für uns geschaffen. Die Einheitlichkeit, die alle Feiern verband, die Tendenz zur Echtheit des Vollzuges und die Möglichkeit der Gläubigen an der Liturgie teilzunehmen, machte den wenigen Katholiken (gegen 10 Prozent der Gesamtbevölkerung) die Karwoche und die Osternacht zum schönsten Erlebnis des Jahres. „Von dieser Karwoche und Osternacht zehrt man wieder das ganze übrige Jahr“, bezeugt ein Arbeiter. Die Liturgie wird zur Hilfe in der Not. Die Palmprozession und die Kreuzverehrung boten in diesem Lande atheistischer Machthaber die beste Gelegenheit zu offenem religiösem Bekenntnis. Der Wunsch ist laut, es mögen bei allen übrigen Feiern wie bei der Palmprozession Volkslieder erlaubt werden. Um das Wort Gottes besser den Gläubigen darbieten zu können, mögen alle Lesungen in der Karwoche in der Volkssprache gestattet werden. Weite Wege und die Unsicherheit der Straße machen eine Verlegung der Osternachtfeier

auf den Morgen des Ostersonntags ratsam. Die Liturgie möge noch mehr in der Not eine Hilfe werden, ist unsere Bitte an Gott.

Kardinal Josef Frings, Erzbischof von Köln, berichtet über die hervorragende Teilnahme der Gläubigen am Deutschen Katholikentag in Köln 1956 und betonte besonders die *actuosa participatio* der Gläubigen. Hunderttausende stimmten mit Freude in die von einer Schola angestimmten einfachen Gesänge ein und lebten so die Liturgie mit.

Die Enzyklika „Musicae Sacrae Disciplina“ und ihre Bedeutung für die Seelsorge. Dr. Albert Stöhr, Bischof von Mainz. Gott ließ nicht nur das Hebräische und Griechische werden, um in diesen Sprachen allein gelobt zu werden, sondern alle Sprachen. Nach vielfacher Erfahrung kommen und gehen gewisse Melodien. Melodien, die bleiben, sind meist dem Choral entnommen; je näher dem Choral, um so sakraler. Auch bei Texten gilt: je näher bei der Heiligen Schrift, um so beständiger. Nach einem Vorschlag sind die überlieferten gregorianischen Melodien der neuen Psalmenübersetzung anzupassen oder es ist nach einem zweiten Vorschlag die Melodie, die unberührt bleibt, dem neuen Text unterzulegen. Nach einem dritten Vorschlag sind in den Gesangbüchern die alten Melodien und Texte beizubehalten, im Psalterium jedoch ist die neue Übersetzung zu verwenden. Die erste Lösung ist unannehmbar, die zweite ist nur bei rezitativen Texten, in allen übrigen Fällen die dritte Lösung anzuwenden. Ähnliches gab es schon früher und wurde auch von Pius V. und Klemens VII. anerkannt.

Im Kirchengesang hat der Choral, der mehrstimmige Gesang und die Instrumentalmusik eine Heimstätte. Die Enzyklika hebt die Bedeutung religiöser Gesänge in der Volkssprache besonders hervor. In Deutschland fand das Hochamt mit Volksgesang viel Anklang, das am besten abwechselnd mit dem Choralamt und dem Amt mit mehrstimmigem Gesang zu halten ist.

Erklärend wurde auf das alte Privileg der „*Missa cantata cum populi in lingua germanica*“ hingewiesen, das 1943 neu bestätigt wurde und nach einem neuen Dekret für alle Bistümer Deutschlands und Österreichs Geltung hat. Alle Entscheidungen zu dieser Frage bezeugen die große pastorale Bedeutung des religiösen Volksgesanges.

Rubrikenvereinfachung und Brevierreform. Kardinal Giacomo Lercaro, Erzbischof von Bologna. — Ein Vergleich drängt sich zwischen dem Offizium mit den späteren Zutaten und Kirchen, die mit Statuen und anderem Schmuck überladen sind, so daß die Architektur überdeckt wird, auf. Auch beim göttlichen Offizium ist das Wesentliche zu belassen und sind spätere Zutaten wegzunehmen. Vereinfachte Rubriken bringen Sicherheit und Ruhe. Sie lassen die schöne Linie des liturgischen Jahres- und Tagesablaufes offenbar werden und verkürzen das Offizium. Schon Klemens XI. verbot neue Feste ins Offizium aufzunehmen.

Gegenwärtig besteht ein Interim: Beibehaltung der geltenden Bücher, unveränderter Text mit Auslassungen. Die interimistische Form ist eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der hoffentlich nicht allzufernen Zukunft.

Die künftige Reform soll dem liturgischen Jahr die ursprüngliche Linie geben: der Sonntag und Advent, die Quadragesima und die Osterzeit erhalten eine größere liturgische Bedeutung. Auch die *litaniae minores* werden mehr betont. Viele Oktaven sind bereits abgeschafft. Das Zurückgehen auf die Ferialpsalmen bedeutet eine Treue in der Wiederkehr des Psalteriums. Das *Pater noster* soll auch in den kleinen Horen wieder eingeführt werden. Mit der Einschränkung der Feste wird das Kirchenjahr und das Psalterium als Grundelement höher bewertet.

Ist das Offizium des Weltklerus weiterhin nach dem Ordensklerus zu formen? Das heutige Offizium enthält mit seiner chormäßigen Struktur in Dialogform eine Unfolgerichtigkeit für ein Privatgebet, das ein Monolog ist. Dies würde dazu führen, bestimmte chormäßige Fragen und Antworten, die im Chorgebet nicht fehlen dürfen, wegzulassen.

Sollen die Übungen privater Natur, wie Rosenkranz, Gewissenserforschung, geistliche Lesung, die auch nach Erkenntnis Heiliger parallele Akte zum Brevier sind, beibehalten werden? Für Priester mit seelsorglicher Verpflichtung bedeuten Matutin, Laudes und Prim in den ersten Tagesstunden eine große Last. Das Antizipieren erleichtert sie zwar, doch ist dies keine ideale Lösung, wenn auf den Text geachtet wird. Mit der Zeit wurde in der Liturgie Widerspruchsvollstes zugelassen und der Text zu einem Dokument einer unwider-



Photo Traub

ERZABT-KOAJUTOR FRANZ BACHLER
ST. PETER - SALZBURG

ruhlichen Vergangenheit gemacht. Die zweifache Verpflichtung führt oft zur Aufgabe der Betrachtung oder zur Vernachlässigung des Breviers, keineswegs zu einer Befruchtung des inneren Lebens.

Im geistlichen Leben darf das private Gebet nicht fehlen: Wenn du den Vater um etwas bittest, dann gehe in deine Kammer... Durch Vereinfachung wird die Einheit des geistlichen Lebens erreicht. Viele Einzelfragen betreffen Psalmen, die für unser religiöses Denken schwierig sind, dann die Aufteilung der Psalmen in mehrere Teile. Die Aufteilung auf eine Woche ist nicht günstig, die auf 14 Tage bringt eine große Erleichterung. Für kurze Horen mögen immer die gleichen Psalmen genommen werden. Die Lesung soll als *lectio divina* Gelegenheit zur Betrachtung geben. Die Auswahl, Zahl und Länge sind noch immer Probleme. Nach allgemeinem Wunsch soll jeder Abschnitt einen abgeschlossenen Inhalt haben, wobei die Lesungen nie eine rein formale Rolle spielen dürfen. Das Kapitel der kleinen Tagzeiten könnte auch wegfallen. Es besteht kein Grund die Hymnen zu beseitigen, nur ist ihnen die ursprüngliche Form zu geben. Weiters wäre das *Pater noster* wieder in den zentralen Teilen und das *Credo* in einer Tageszeit einzufügen.

Salzburg

Prof. Dr. P. Winfried Repper O.S.B.

XVI. KONFERENZ DER ÖSTERREICHISCHEN LITURGISCHEN KOMMISSION AM 28. NOVEMBER 1956

Wie alljährlich trat auch heuer wiederum die Österreichische Liturgische Kommission zu ihrer Herbsttagung am Institutum Liturgicum in Salzburg zusammen. Wegen der Wichtigkeit besonderer Punkte war diesmal die Teilnehmerzahl erweitert, da über Anregung des Institutum Liturgicum die einzelnen Ordinariate gebeten wurden, den Kommissionsmitgliedern auch noch solche hochwürdige Herren beizugesellen, die im besonderen aktiv in der Seelsorge stehen. Auch Kirchenmusikfachleute waren in entsprechender Anzahl vertreten. Von den Liturgischen Zentren Österreichs kamen u. a. der Hochwürdigste Abt von Seckau, Dr. Benedikt Reetz, und aus Klosterneuburg der Leiter des Volksliturgischen Apostolates Professor Tschinkel. Einleitend begrüßte Exzellenz Zauner die Herren der Kommission, vor allem den neu gewählten Erzabt-Koadjutor von St. Peter Franz Bachler, als Gastgeber dieser Tagung, und brachte für dessen verantwortungsvolles Amt die herzlichsten Glückwünsche.

Das erste Referat hielt über die *Brevierreform* Stadtpfarrer Johannes Schneider, Klagenfurt. Er sprach unter Hinweis auf den geschichtlichen Werdegang über die Form des Breviers, die Verteilung der Psalmen, die Kürzung des Stundengebetes, ferner über die Überprüfung der Brevierlesungen und vor allem auch über die Revision des Kalendariums. Sein Referat war nach jeder Richtung hin sorgfältig unterbaut und die Wünsche, die er bezüglich einer Reform des Brevieres zum Ausdruck brachte, zeigten in allem kluge sachliche Mäßigung. Wir bringen den Text dieses Elaborates in der nächsten Folge unserer Zeitschrift.

In der darauffolgenden Diskussion vertrat der Leiter des Institutum die Ansicht, es möchte bei einer kommenden Brevierreform doch wiederum das Ave Maria in das offizielle Gebet der Kirche irgendwie aufgenommen werden. Er wies dabei auf die Tatsache hin, daß dieser Wunsch schon sehr oft von Priestern geäußert worden sei. Man empfinde es als einen schmerzlichen Mangel, daß das Ave Maria überhaupt nicht mehr, und zwar im

ganzen Brevier, vertreten ist. Die Konferenz als Gesamtes nahm hiezu keine einheitliche Stellung.

Das nächste Referat hielt Msgr. Josef Huber, Linz, über den Internationalen Pastoralliturgischen Kongreß in Assisi. Es war ihm vor allem darum zu tun, eine Übersicht zu geben und jene Punkte herauszuheben, die uns aus der Ansprache des Heiligen Vaters als auch aus den übrigen Referaten dieses Kongresses mit Recht bestärken, in der eingeschlagenen Richtung der volksliturgischen Arbeiten voranzuschreiten. (Im übrigen verweisen wir auf den vorangegangenen Bericht über den Kongreß.)

Das dritte Referat hielt Dr. P. Anselm Schwab, der Leiter des Institutum Liturgicum, über „Erfahrungen und Anregungen zum neuen Karwochenordo“. Der Gedanke seiner Ausführungen war es, eine Rückschau zu geben, wie in unserem Heimatlande Österreich die neue Karwochenliturgie gefeiert wurde. Er stützte sich dabei auf die eingegangenen Berichte der verschiedenen Ordinariate bzw. Seelsorgeämter, wenn auch bisher noch nicht sämtliche Unterlagen zur Verfügung stehen konnten. Obwohl dieses Thema in eingehender Diskussion in den verschiedenen Herbstkonferenzen der Dekanate noch besonders abgehandelt wird, so ergab sich doch schon ein verhältnismäßig klares Bild, das genügend Stoff für die folgende anregende Diskussion zu bieten vermochte.

Bezüglich der Zeit der Abhaltung der Gottesdienste in der Karwoche äußerte sich eine Stimme für möglichste Freiheit des Beginnes, da ja doch die jeweiligen pfarrlichen Situationen sehr verschieden seien. Die Kommission sprach sich sehr warm für die zeitliche Verschiebung des Karfreitagsgottesdienstes auf den späteren Abend aus. Diese Möglichkeit sollte dort gegeben sein, wo viel Arbeiterbevölkerung zu den Pfarrangehörigen zählt. Es wurde auch mitgeteilt, daß in einer Industriestadt Österreichs die KAJ-isten sich sehr stark für die spätere Möglichkeit eines Gottesdienstes am Karfreitag einsetzten und ihrem Ordinarius in diesem Sinn dringende Bitten unterbreiteten.

Auch war es der Wunsch vieler Teilnehmer dieser Tagung, es möchte am Gründonnerstag und auch am Karfreitag die Erlaubnis gegeben werden, die Kommunion zu den Kranken bringen zu können. Es wären ja sonst die kranken Brüder und Schwestern gegenüber den gesunden Gläubigen im offensichtlichen Nachteil.

Ein wichtiges Anliegen bedeutete der Konferenz der den Gesetzen der Liturgie gemäße Kirchenbau. Es gibt immer wieder kirchenbauliche Beispiele solcher Art, die vom Standpunkt der Liturgie aus nicht vertretbar sind. So sprachen sich die Teilnehmer dafür aus, es möchte in den Diözesankommissionen für Kunst und Kirchenbau ein Vertreter der Liturgischen Kommission als beratendes Mitglied beigestellt werden. Das Thema Kirchenbau wird unter diesem Gesichtspunkt noch weitere Diskussionen notwendig machen.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

*Unseren Freunden und Mitarbeitern wünschen wir
Gnade und Segen zum Fest der Geburt Unseres Herrn,
Frieden und Freude im Jahre des Heiles 1957*

Die Schriftleitung

RONCHAMP VOM KULTISCHEN HER GESEHEN

Ronchamp gehört der Christenheit als ein einmaliges Geschenk an sie. Es ist unwiederholbar. Deshalb soll niemand daran gehen, es nachzubilden. Eine Nachbildung würde bestimmt das Werk Le Corbusiers nicht erreichen. Ronchamp ist eine Vision: in der Vorstellung seines Erbauers, in der Art, wie es in der weiträumigen Landschaft steht, in der Ergriffenheit, die es in dem Unbefangenen und dem wirklich Frommen hervorruft. Deshalb ist es müßig, darüber zu diskutieren. Die Kirche gab den Auftrag, der Baumeister führte ihn aus: auf seine Art, mit seiner Schau, mit Mitteln von heute. Daß es nicht gewachsene Steine, sondern Kunststeine sind, die zum Bau verwendet wurden, mag man vielleicht bedauern, aber nicht einfach ablehnen. Auch in romanischer Zeit wurden die Steine beworfen, während man z. B. bei der Erneuerung der Basilika von Maria-Laach die Steine in ihrer gewachsenen Würde wieder herausgestellt hat. Man kann also nur hingehen und dieses einmalige Werk auf sich wirken lassen. Es wirkt mit einer elementaren Eindeutigkeit. Was braucht es gerade heute mehr für Menschen, die durch zwei Weltkriege und ihre Nach- und Nachtzeiten gingen, als Einkehr zu halten in der Umfriedung eines wahrhaft kultischen Baues?

Was ist in Ronchamp? Eine Kirche, in der, wie man am Eingang gemahnt wird, absolutes Schweigen herrschen soll: das Urelement jeder Gottesverehrung. Denn dazu wird das Gotteshaus in einem Arkanritus geweiht, ehe die Gläubigen zum ersten heiligen Opfer hineingelassen werden. Das Arkanum aber dauert an. Das ist heute vergessen, da sich die Reporter mit ihren Apparaten sogar im Geheimritus einer Kirchweihe bis an oder auf die Stufen des Altares drängen. In Ronchamp wird man so gleich vom Raum gefangen, auch wenn er, wie mir neulich ein großer Baumeister sagte, keinen Grundriß hat. Gewiß weiß auch ich um die Bedeutung der Grundeinheit und -vielheit in ihrem Verhältnis und ihrer Zuordnung zueinander, und es ist beglückend, sie in einem Grundriß wie in S. Lorenzo in Mailand, oder in S. Michael in Fulda, oder St. Michael in Hildesheim wahrzunehmen. Aber so weit müssen wir den klassischen Massen nicht verhaftet sein, daß wir nicht auch Abweichungen von ihnen ertragen. Ich kann eine neue Kirche wie St. Laurentius in München, St. Michael in Frankfurt oder St. Anna in Düren mit ihrem eindeutigen Grundriß bewundern und lieben, und dabei empfänglich sein für einen Raum wie in Ronchamp, der einen aus anderen Gründen in seinen Bann zieht. Wodurch erreicht das der Baumeister? Das Licht, das gebrochen durch das bunte Glas der Scharten fällt, gibt dem Raum eine Weihe und Würde, aber auch eine Lebendigkeit, wie man sie nicht oft irgendwo antrifft. Das Licht, das aus dem zylindrigen Turm auf den Altar in der Seitenkapelle fällt, ist — ich wage es zu sagen — das natürlich symbolische Element für die Übersattung des Altares durch das Feuer des Hl. Geistes, das, wie die Väter sagen, auf das Opfer fällt. Hier das Opfer zu feiern ist wahre Erfüllung vom Urgrund des Kultischen her. Aber wesentlich ist, daß der einfache Hauptaltar so ist, wie er sein soll, um das *eine* Opfer Christi in seiner Kirche aufzunehmen. Hier braucht es nicht der vielen Messen wie in Maria Einsiedeln oder Altötting, um in dem Klima zu sein, das wir in großen Wallfahrtskirchen finden. Das *eine* Opfer erfüllt den Raum für den

Tag, und jeder, der kommt, wird gefangen vom Altar und dem Gedächtnis des Leidens, das auf ihm in der Wahrheit des Opfers gegenwärtig wurde.

Vom Altar erhebt man seine Augen zu der Statue der Gottesmutter, die halbhoch in einer Nische der Altarwand seitwärts steht. Überaus bescheiden als die Magd des Herrn, überaus erhaben als die Königin des Himmels, überaus mächtig als Mittlerin zwischen Himmel und Erde, Gott und Mensch, Gnade und Sünde. Hier fällt nichts aus der Ordnung, in der es nach der Grundforderung echter Theologie stehen soll. Dadurch, daß das Dach nicht unmittelbar auf den Mauern aufliegt, sondern frei darüber sich hinzieht, erhebt sich die gläubige Vorstellung von der Mittlerschaft der Muttergottes in ihrer Fürsprache bei ihrem Sohne in die, für uns, unbegrenzte Weite des Himmels. Und wenn sie beim Zustrom des Volkes nach außen hin gekehrt wird, dann wissen alle, die draußen das heilige Opfer in Gemeinschaft mit ihr, den Aposteln und Märtyrern feiern, daß ihre Sorge die Not der Welt und jedes einzelnen Beters umfaßt. Es muß daran festgehalten werden, daß der reguläre Raum für den Kult, insbesondere das heilige Opfer, das Innere der Kirche ist. Aber wenn wie in Ronchamp um der Zahl und des Heiles der vielen Menschen willen das Opfer draußen auf dem schlichten Altar gefeiert, das Wort Gottes von Ambo und der Kanzel verkündet wird, dann fühlen sich alle, die draußen stehen, geborgen unter dem Bug des Gottesschiffes, das die Kirche nach außen hin ist.

Vor dieser Kirche kommt einem noch etwas anderes ins Bewußtsein. Vor ihr, in ihr, wird man sich, wie ich schon andeutete, der Elemente des Kultischen wie an wenigen Orten bewußt, weil die geschichtlichen Anknüpfungen und Vergleiche gänzlich fehlen. Aber auch der Tatsache, daß die „Vorbesiegelung“ durch den Chrisam der Taufe und Firmung so stark noch in denen wirkt, die für den praktizierenden Gläubigen der Kirche draußen sind, daß aus der ursprünglichen Erfassung des kultischen Elementes, wie es dem Geschöpf Gottes in seine unsterbliche Seele hineingegeben ist, ein Werk wahren Kultes in der wahren Kirche Christi hervorgehen konnte. Denn das *colere Deum* ist ihm angeboren und eingebohren und wird durch die Wiedergeburt in der Taufe belebt und erhöht. Der hl. Augustinus sagt einmal (im 11. Kapitel des 9. Buches an Faustus), daß die Menschen sich nicht „zum Namen (d. h. Wesen) einer Religion, ob sie nun wahr oder falsch sei, zusammenfinden könnten, ohne durch *signa* (= Heilszeichen) oder *sacramenta* (= Heilshandlungen, die eine Heilstat vergegenwärtigen), zusammengebunden zu werden“. Für welche Religion sollte das mehr gelten als für die christliche? Nur müssen es *echte* Zeichen sein, um als wahre Heilszeichen angesprochen werden zu können. Nur so werden sie zu den Gläubigen sprechen können. Dann ist es gleich, in welchem Stile sie dargeboten werden. Der eine mag lieber in einem romanischen Münster wie Maria-Laach im Choralamt das heilige Opfer begehen, der andere es in einer barocken Kirche wie Ottobeuern mit der Krönungsmesse Mozarts Gott darbringen. Die Kirche ist weit genug, beides als legitim anzuerkennen. Aber aus einer persönlichen Vorliebe für diese oder jene zeitlich gewordene und gebundene Kunstform das Recht herzunehmen, über eine Kirche wie Ronchamp ein abfälliges und in seinem Anspruch absolutes Urteil zu fällen, ist unchristlich und unkatholisch. Die Kirche wird ein solches Urteil nicht aussprechen. Die Gläubigen werden weiter ihre Kerzen auf dem Lichtstock in der Kirche aufstecken und

Hilfe und Gnade von der erbitten, die als die Gnadenvolle die Gnade selbst in ihren Armen hält.

Ein kurzes Nachwort noch über die Kirche in Audincourt, die wir auf der Rückreise von Ronchamp besuchten. In ihr leuchtete der farbige Fensterkranz Légers in der strahlenden Herbstsonne auf. Wer sagte, daß die Symbolik dieser Fenster unverständlich sei? Sicher jemand, der sich nicht die Zeit nahm, ihre Symbolik auf sich wirken zu lassen. Gewiß kann man sie nicht in flüchtiger Betrachtung erkennen, vielmehr müßte man als Glied der opfernden und betenden Gemeinde Sonntag um Sonntag vor diesen Glasfenstern, wie wir sie in solcher Leuchtkraft seit dem Mittelalter nicht mehr hatten, beim Gottesdienst auf sie hinschauen, um ihre sakramentale Bezogenheit in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen. Die Taufkapelle mit ihrem gelben Glas, das mit seiner Schauseite nach außen hin leuchtet und innen ein gedämpftes Licht wirft, ist mit dem schlichten Taufstein die rechte Pforte zum Haus der Kirche und zum sakramentalen Leben, das in ihr erblüht. Auch hier ist der Altar noch stärker als in Ronchamp durch das Wegrücken der Leuchter auf die beiden Seiten sichtbar als der Altar des *einen* Opfers gekennzeichnet. Der nächste Schritt wäre, daß man die Leuchter, wie einst in Rom, an den Altar oder um den Altar auf die Stufen stellte. Für die Aufbewahrung des Allerheiligsten ist ein Nebenaltar vorgesehen. So wäre alles entsprechend. Aber dann kommt man in die Krypta. Dort wird auf dem Altar das Allerheiligste im Tabernakel aufbewahrt. Über dem Tabernakel hängt, in zwei Rahmenstöcke eingepflockt, ein papierener Abdruck einer künstlerisch wertlosen Madonna. Wie ist das möglich und wie kann man das rechtfertigen? Man komme nicht mit pastoralen Gründen, daß das gläubige Volk es so wolle. Auch das Kind will vieles, was man ihm versagen muß. Es ist gewiß schwer, eine falsche und in Hinsicht auf die Erhabenheit des Dargestellten unangemessene sogenannte Kunst wieder aus der Kirche zu entfernen. Aber man darf gerade aus kultischen Erwägungen nicht nachlassen, bis nicht nur die Kirchenräume selbst, sondern auch die Gegenstände in ihnen ein wahrer Ausdruck des im Kult hoch und erhaben Gefeierten sind. Dazu sei Ronchamp und die Oberkirche von Audincourt ein Aufruf an die Hierarchen und die Gläubigen unserer Zeit.

Salzburg

Univ.-Prof. Dr. P. Thomas Michels O.S.B.

Unser Titelbild „Die vier Jahreszeiten“ von Karl Weiser

Zum Deckengemälde in der Villa Berchtold, Salzburg (1954)

Das Gemälde hat den natürlichen und geistlichen Jahreskreis zum Thema. In der Mitte die Sonne, als Sinnbild für Gottvater (Gott ist Licht), umgeben von den vier feurigen Wesen, mit den Flügeln voller Augen. In den vier Ecken: Frühling, Golgotha und der Auferstehungselengel; Sommer, mit Mariä Himmelfahrt; Herbst, mit dem zum Gericht wiederkommenden Christus; Winter, mit dem Weihnachtsgeschehnis. Dazwischen Pflanzen, die das Knospen, Blühen, Fruchtetragen und winterliche Erstarren versinnbildlichen. — Das Gemälde wurde in sieben Tagen, frei aus der Hand, ohne Karton und Entwurf in einer Größe von 7 1/2 mal 5 1/2 Meter an die Decke gemalt.

ZUM DEKRET ÜBER DIE VEREINFACHUNG DER RUBRIKEN

vom 23. März 1955
(Schluß)

Das Dekret bringt nur eine Liste jener Kommemorationen, die nie ausgelassen werden dürfen, es gibt jedoch nicht ausdrücklich die Reihenfolge an, in welcher sie nach dem ihnen zukommenden Rang in der Messe zu beten sind. Man kann jedoch aus Privatantworten der Hl. Ritenkongregation und aus den Grundsätzen, die den Bestimmungen des Generaldekretes zugrunde liegen, diese Rangordnung festlegen.

Aus pastoralen Grundsätzen des Dekretes geht deutlich hervor, daß es der Absicht des Gesetzgebers ferne liegt, einige Jahrgedächtnisse oder besondere Nöte vom Gebet der christlichen Gemeinde nur deshalb auszuschließen, weil diese Gebete die Dreizahl der Orationen überschreiten. Daher ist eine neue Rangordnung unter den Orationen notwendig.

Das Dekret erklärt: „*Orationes a rubricis praescriptae, ut pro anniversario Papae vel Episcopi vel in expositione publica SS. Sacramenti, postponentur commemorationibus supradictis (i. e. numquam omittendis), sed praecedant ceteras forte faciendas, at ternarius numerus numquam excedatur, et, in casu, oratio pro re gravi semper dicatur, et omittatur ultima ex praecedentibus*“ (Baion. II). Und im Dekret „Romana“, XIX: „*Ternarius numerus numquam est superandus, in casu, loco tertiae orationis dicatur oratio pro re gravi ab Ordinario imperata.*“

Das vor Augen haltend, ist die Reihenfolge der in der Messe zu betenden Orationen folgende:

1. Die Oration der Messe und gegebenenfalls jene, die mit dieser **sub unica conclusione** zu beten ist.

2. Die „**Commemorationes inseparabiles**“, falls sie vorkommen. Diese sind an zweiter Stelle zu beten, weil sie mit der Oration der Messe verbunden sind. Sonst erhalten sie ihren Platz unter den Kommemorationen, welcher der Oration zukommt, mit der sie verbunden sind.

3. Jene Kommemorationen, die nie ausgelassen werden dürfen.

3. Die Oration an den Jahrestagen des Papstes oder des Bischofs oder die Oration vom Allerheiligsten am Aussetzungsalter.

5. Die **Orationes imperatae pro re gravi** wenn sie ihren Platz nach den anderen Kommemorationen haben und die Dreizahl überschreiten, und deshalb ausgeschlossen würden.

6. Die nicht privilegierten Kommemorationen des Tagesoffiziums.

7. Die vom Ordinarius vorgeschriebenen Orationen „**pro re non gravi**“.

8. Die Orationen, die der Priester an gewissen Tagen „ad libitum“ einlegen kann.

c) Bezüglich der praktischen Anwendung dieser Rangordnung und um jene Orationen richtig auszuwählen, die eventuell weggelassen werden können, damit die Dreizahl nicht überschritten werde, muß man noch einiges erwägen:

1. Die Oration, die mit jener der Messe „**sub unica conclusione**“ gebetet wird, muß mit der Oration der Messe als eine einzige betrachtet werden.

2. Die „**Orationes inseparabiles**“ sind mit der Festoration als eine zu betrachten: „*Oratio de s. Paulo in Festis s. Petri, et vicissim considerata est tamquam una sola cum oratione Festi*“ (Baion. XXIV).

3. Wenn in derselben Messe, außer den auf den Tag fallenden Kommemorationen, die Orationen anlässlich des Jahrgedächtnisses des Papstes oder des Bischofs oder jene vom ausgesetzten Allerheiligsten oder eine Imperata pro re gravi gebetet werden sollen, so werden nach jenen Kommemorationen, die nie ausgelassen werden dürfen, zuerst die Orationen genommen, die gegebenenfalls sonstwie durch die Rubriken vorgeschrieben sind (z. B. Jahrestag des Papstes oder des Bischofs usw.), damit die Dreizahl nicht überschritten werde, dann erst folgen die Tageskommemorationen (Baion. III). Letztere werden weggelassen, falls die Dreizahl überschritten würde, denn diese ist streng vorgeschrieben.

Die Kommemorationen, die nie ausgelassen werden dürfen, sind jene vom Sonntag, von den Festen I. Klasse, von den Ferialtagen der Advents- und Fastenzeit, der Quatembertage des September sowie jene der Bittmesse am Markustage (Tit. II, n. 2).

4. „*Omnes qualescumque orationes, quae numerum ternarium excedant, omittantur*“ (Baion. III). Man darf also nie mehr als drei Orationen in der Messe beten, wenn auch in einem besonderen Fall eine Oration, selbst von denen, die sonst nie ausgelassen werden dürfen, wegbleiben müßte.

5. Die Oration am Gedächtnistag der eigenen Priesterweihe, ist eine Votivoration oder „ad libitum“ und unterliegt den allgemeinen Rubriken. Sie hat ihren Platz unmittelbar nach den von den Rubriken vorgeschriebenen Orationen „post orationes a rubricis praescriptas“ also vor den vom Ordinarius vorgeschriebenen Orationen.

11. Tit. III. n. 4a.

„*In Missis in cantu vel votivis solemnibus nulla admittitur commemoratio.*“

Unter den Begriff „*Missae in cantu*“ fallen alle gesungenen Messen, mit oder ohne Assistenz von Diakon und Subdiakon. Deshalb sind alle nicht gesungenen Messen als „*Missae lectae*“ zu betrachten und unterliegen den Rubriken für die gelesenen Messen (Baion. II). Die Frage lautet: ob die Konventmessen, auch wenn sie kraft eines Indultes oder aus anderen Gründen nur gelesen werden, oder die Messe bei der Priester- oder Bischofsweihe und andere dergleichen, den gesungenen Messen gleichzustellen seien.

Nach der Absicht des Gesetzgebers scheint es, daß ein Unterschied nur zwischen gesungenen und nicht gesungenen Messen zu machen ist, unter welchem Titel auch die Messe gelesen wird. Die einzige Ausnahme, die ausdrücklich gemacht wird, sind die feierlichen Votivmessen, auch wenn sie ohne Gesang zelebriert werden. Sie weichen gänzlich vom Tagesoffizium ab.

Deutlicher noch sind die Bestimmungen bezüglich der Konventmesse im Dekret „Romana“ n. VI:

a) Wenn nur eine Konventmesse (de Feria) in der Fasten- und Passionszeit, an den Quatembertagen oder an einfachen Vigiltagen ist und es wäre eine Kommemoration eines Duplexfestes zu machen, so wird diese Kommemoration ausgelassen, wenn die Konventmesse gesungen wird.

b) Wird an einem Duplexfest II. Klasse nur eine Konventmesse (de festo) gehalten und es wäre eine Kommemoration einer einfachen Vigil zu beten, so wird diese Kommemoration ausgelassen, wenn die Messe gesungen wird.

c) Die Kommemoration einer *Feria minoris* wird auch dann in der gesungenen Konventmesse ausgelassen, wenn als Konventmesse eine der für die einzelnen Wochentage angegebenen Votivmessen genommen wird.

12. Tit. III, n. 4b.

An Duplexfesten II. Klasse wird eine nicht privilegierte Kommemoration, die etwa stattfinden könnte, weggelassen, wie z. B. die Kommemoration der hl. Sergius und Gefährten am 7. Oktober (Baion. XXIII).

13. Tit. IV, n. 2.

Im Offizium der drei letzten Tage der Karwoche sowie im Totenoffizium beginnen alle Horen so wie im Brevier angegeben ist unter Weglassung von Pater, Ave und bzw. Credo.

Es wird nichts gesagt über den Schluß dieser Offizien, der sich vom gewöhnlichen Offizium unterscheidet und nur an diesen Tagen vorkommt. Dazu ist zu bemerken, daß nach der Veröffentlichung der neuen Karwochenliturgie der Schluß dieser Offizien aus dem Brevier zu nehmen ist mit den Änderungen, eingeführt durch die neue Karwochenliturgie.

14. Tit. IV, n. 5.

„*Hymni proprii quorundam Sanctorum certis Horis assignati non transferuntur ne illi quidem „qui ad integritatem historiae necessarie pertinent“*“ (Baion. XXI, gegen Decr. 4262).

Die Hymnen an den Heiligenfesten sind also so zu beten, wie sie im Brevier angegeben sind, wenn auch der geschichtliche Inhalt der Hymnen nicht ganz vorkommt, weil z. B. der Hymnus der ersten Vesper ausfällt.

Diese Verfügung ist auch anzuwenden auf die festeigenen Antiphonen z. B. die Antiphonen der ersten Vesper der Feste der Hl. Familie, des hl. Josef, des hl. Johannes des Täufers, wenn sie nicht gebetet wurden. (Romana, VII)

15. Tit. IV, n. 11.

Das Offizium des Allerseelentages verliert Vesper und Komplet nach der zweiten Vesper des Allerheiligenfestes und erhält diese am 2. November „*vespertino tempore*“ (Romana, IX).

Bezüglich der Okkurrenz ist in der Spezialrubrik dieses Tages nichts geändert worden. Bezüglich der Konkurrenz jedoch ist der Allerseelentag wie alle anderen Offizien des Duplexritus zu betrachten, wenn dieser Tag mit einem Fest I. oder II. Klasse oder einem Sonntag zusammenfällt.

16. Tit. IV, n. 12.

Alle Kommentatoren lehren, daß die Sonntagspsalmen (zur Prim jedoch die Festtagspsalmen) außer an Festen erster Klasse, auch an den Tagen während der Oktaven von Ostern, Pfingsten und Weihnachten zu nehmen sind. Während der Weihnachtsoktav sind jedoch ausgenommen die Feste des hl. Thomas und des hl. Silvester, da diese Oktav zu feiern ist, wie bisher (*prouti nunc*“).

An Festen zweiter Klasse, oder an Festen des Herrn, die auf einen Sonntag fallen, werden in der Prim die Sonntagspsalmen gebetet. Als erster Psalm wird also der 117., nicht der 53. genommen.

17. Tit. V, n. 2.

Votivmessen für die Verstorbenen sind jene, die nicht nach Vorschrift der Rubriken zelebriert werden, wie die Messen am Allerseelentage, die Begräbnismessen oder die Jahrgedächtnismessen, mit anderen Worten, es sind die „*Missae quotidianae*“ (Baion. VII).

Wenn diese Messen gesungen werden, haben sie nur eine Oration. Diese wird für die Konventmesse vom zuständigen kirchlichen Obern bestimmt, oder es ist die Oration für alle Verstorbenen oder für bestimmte Verstorbene (Baion. XI). In anderen Messen wird sie in derselben Weise vom Zelebranten gewählt.

18. Tit. V, n. 7.

„*Credo dicitur in dominicis.*“ Es scheint eine logische Erklärung dieser Bestimmung zu sein, wenn man sagt, das Credo sei am Sonntag zu beten, ob nun die Sonntagsmesse zelebriert wird oder die Messe eines Festes, das den Sonntag verdrängt hat. Das geschieht jedoch nicht wegen der Kommemoration des Sonntags, sondern weil das Credo dem Sonntag selbst eher zukommt, als der Messe desselben. Das scheint auch ganz und gar dem Sinn des Dekretes zu entsprechen. Das Glaubensbekenntnis als Bestandteil des Taufritus kommt dem Sonntag in besonderer Weise zu, weil jeder Sonntag, als wöchentliche Erinnerung an die Osterfeier, dadurch auch zu einer wöchentlichen Erinnerung an die Taufe wird.

Obschon über das Credo während der Oster- und Pfingstoktav nichts gesagt wird, stimmen die Kommentatoren doch darin überein, daß es während derselben beibehalten wird. Den Grund dafür sehen sie in der Weihnachtsoktav, die wie bisher gefeiert wird, also das Credo behält, oder auch darin, daß diese eine Weiterführung der Festfeier sind.

19. Tit. V, n. 8.

a) Das Wörtchen „*propria*“ bezüglich der Präfationen ist im strengen Sinne zu verstehen. Deshalb kann die Weihnachtspräfation nicht als eigene Präfation genommen werden am Fronleichnamfest oder am Fest der Verklärung Christi. So kann auch die Apostelpräfation nicht genommen werden in den Messen der heiligen Päpste oder in den Messen am Jahrestag der Wahl oder der Krönung des Papstes. Die Präfation vom Hl. Kreuz ist nicht zu beten in den Messen von Christus, dem ewigen Hohenpriester. An Stelle dieser Präfationen ist die *Praefatio communis* zu nehmen (cf. Romana, XV und Baion. XIII).

Obschon die Evangelisten in dem obenerwähnten Dekret „Romana“ erwähnt werden, scheint man bezüglich der Präfation an ihren Festen die gegenteilige Meinung vertreten zu können. Die Evangelisten verbindet die Kirche so innig mit den Aposteln, daß sie ihnen dasselbe *Officium commune* zuweist wie den Aposteln. Deshalb scheint es, *salvo meliore iudicio*, daß die Apostelpräfation als „*Praefatio propria*“ auch an den Festen der hl. Evangelisten zu nehmen ist.

b) Die *Praefatio de tempore* hat immer den Vorrang vor der *Praefatio communis*. An den Ferialtagen der Fasten- und Passionszeit, an den Bitttagen, in den Konventmessen und jenen gesungenen Messen, die ohne Kommemoration der Feria zelebriert werden, wird nicht mehr die *Praefatio communis*, sondern die *Praefatio de tempore* genommen.

c) In den Messen eines Festes, das auf einen Sonntag fällt und vor diesem den Vorrang hat, wird die Präfation der Messe genommen, wenn sie eine eigene Präfation hat. Sonst nimmt man die *Praefatio communis*, nicht aber jene de Trinitate (Baion. IX).

Einige Wünsche betreffend Messe, Missale und Brevier

Einige Wünsche, die Bezug nehmen auf die Feier der hl. Messe, das Missale und das Brevier, die von verschiedenen Seiten gemacht werden, hat die Zeitschrift „*Ephemerides liturgicae*“ veröffentlicht.

I. Hl. Messe

1. Es mögen die Regeln „*Additiones et Variationes Missalis*“, tit. V, nn. 4 et 5, wo über zwei oder mehr Konventmessen oder *Missae cantatae* gehandelt wird, entweder vereinfacht oder ganz ausgelassen werden.

2. Für die **Messen an den Quatembersamstagen** werden zwei Formen vorgeschlagen: ein längeres Formular, so wie es jetzt im *Missale* ist, soll in der Konventmesse Verwendung finden und jedesmal, wenn während der Messe eine Weihe oder die Tonsur erteilt wird. Sonst aber soll ein kürzeres Formular genommen werden, in welchem nach dem „Kyrie eleison“, vor dem „*Dominus vobiscum*“ nur eine Oration und eine Lesung ist.

3. Es möge gestattet werden, daß anstatt der „**Missa de S. Maria in Sabbato**“ in der Zeit von Pfingsten bis Advent ein anderes Meßformular genommen werde, z. B. jenes des zuletzt gefeierten Marienfestes oder des Marienfestes, das in dem betreffenden Monat gefeiert wird.

4. Wenn der Priester am **Weihnachtsfeste oder am Allerseelentag** zwei oder drei hl. Messen nacheinander liest ohne den Altar zu verlassen, könnte die zweite und die dritte Messe mit dem *Introitus* beginnen und nach der ersten und zweiten Messe das letzte Evangelium wegfallen. Die zwei oder drei hl. Messen bilden ja, wenigstens moralisch, nur einen Akt.

5. Die sogenannte „**Commemoratio inseparabilis**“ in der Messe und in allen Horen möge mit der Oration, von welcher sie nicht getrennt werden kann, **sub unica conclusione** gebetet werden, weil sie zusammen nur eine Oration bilden.

6. Es sollten nur zwei Arten der vom Ordinarius vorgeschriebenen **Orationes imperatae** sein, nämlich „**pro re non gravi**“ und „**pro re gravi**“. An Duplexfesten I. Klasse sollten *Orationes imperatae* nicht erlaubt sein.

Es sollte auch bestimmt werden, daß die Ordinarii nur eine *Oratio imperata* vorschreiben können.

7. Der **Traktus**, als feierliche Psalmodie, wird in den Ferialmessen der Advents-, Vorfasten- und Fastenzeit weggelassen: wäre es nicht logisch, wenn der Traktus „*Absolve*“ auch in den gelesenen Requiemmessen (*Missae quotidianae*) nicht gebetet würde. Es sind ja einfache *Votivmessen*.

8. Das „**Credo**“ möge am **Weihnachtsfeste** in der zweiten und dritten Messe wegfallen, wenn der Priester unmittelbar nach der ersten hl. Messe Privatmessen liest.

9. Eine **eigene Präfation für das Fronleichnamsfest und die Messen de SS. Eucharistia** wird sehr gewünscht.

Alle Feste des Herrn vom Rang der Duplexfeste I. Klasse haben eine eigene Präfation. Nur das Fronleichnamsfest bildet eine Ausnahme. Jetzt wird an diesem Feste die *Praefatio communis* genommen. Das aber entspricht in keiner Weise der Würde dieses Tages, dessen Festgeheimnis aufs innigste mit dem hl. Meßopfer verbunden ist. Das Christkönigsfest hat eine eigene Präfation, die nur einmal im Jahre vorkommt. Warum sollte nicht auch die Messe von der Hl. Eucharistie eine eigene Präfation haben? Diese Messe kommt ja öfter vor z. B. während des vierzigstündigen Gebetes und im Chor kann sie anstatt der Konventmesse an den freien Donnerstagen des Jahres genommen werden.

10. Die Formel bei der Austeilung der hl. Kommunion „**Corpus Domini nostri . . .**“ ist ziemlich lang. Wenn viele zur hl. Kommunion gehen, ist es nicht leicht, diese Formel bei jedem Kommunikanten in passender Weise zu sprechen. Könnte sie nicht durch eine andere, kürzere Formel

ersetzt werden, wie z. B. „**Corpus Christi custodiat te. Amen**“, oder durch eine noch ältere: „**Corpus Christi. Amen**“?

II. Missale

11. Damit Herz und Mund übereinstimmen, könnten verschiedene **Orationen der Meßformulare der Fastenzeit**, die vom äußeren Fasten sprechen, durch andere aus den alten Sakramentarien ersetzt werden, die mehr direkt von der inneren Buße handeln. Das Fasten wurde in unserer Zeit von der Kirche weitgehend gemildert. Die innere Buße ist wohl der eigentliche Zweck der Erneuerung in der Fastenzeit, von welcher der sündige Mensch nicht Abstand nehmen kann.

12. Wenn die Messe des Sonntags im Laufe der Woche wiederholt wird, könnten an den Mittwochen und Freitagen jeder Woche für die **Lesungen andere Perikopen** genommen werden, wie es in den alten Missalien der Fall ist. Dadurch würde eine größere Anzahl von schönen Stellen der Hl. Schrift in die Meßliturgie aufgenommen werden, es wäre mehr Stoff für die Katechese vorhanden und es würde die Eintönigkeit vermieden, die aus der öfteren Wiederholung der Sonntagsmesse entstehen kann.

Diese Perikopen könnten dann abwechselnd auch für die Messe am Sonntag genommen werden. Auf diese Weise würde ein Drei-Jahres-Zyklus der Lesungen entstehen.

III. Brevier

13. **Eigene Lesungen aus der Hl. Schrift** sollten für die erste Nokturn nur jene Feste beibehalten, die wirklich geschichtliche oder eigene Schriftlesungen haben können sowie auch jene Tage, die einen wirklich eigenen Charakter haben, wie z. B. der Aschermittwoch. In allen anderen Offizien, welchen Ranges sie auch sein mögen, die jetzt eigene Lesungen haben, sollten die Lesungen der ersten Nokturn aus der Scriptura occurrens genommen werden.

14. Das Beten der **Kleinen Horen** könnte leichter und bequemer gemacht werden, wenn, unter Beibehaltung ihres Aufbaues bezüglich der Hauptbestandteile, das Capitulum, Responsorium, Versikel und Oration, die Elemente späterer Zeit sind, weggelassen und an deren Stelle das Gebet des Herrn (Pater noster) treten würde. Dieses Pater noster sollte im Chor vom Hebdomadarius laut gebetet werden.

15. Das Fest „**Circumcisio Domini**“ werde zum Rang eines Duplexfestes I. Klasse erhoben. Obschon dieses Fest ein Duplexfest 2. Klasse ist, hat es doch einige Privilegien der Duplexfeste 1. Klasse. So weichen z. B. in der Okkurrenz die Partikularfeste 1. Klasse diesem Feste 2. Klasse. In der ersten Vesper ist keine Kommemoration des vorhergehenden Duplexfestes. Dazu kommt noch, daß alle in Canon 1247, § 1 genannten gebotenen Feiertage Duplexfeste 1. Klasse sind. Nur das Fest der Beschneidung des Herrn bildet eine Ausnahme.

16. Die **Preces** (Kyrie eleison mit den folgenden Versikeln), die **im Tischgebet** als Danksagung nach dem Mittag- und Abendessen gebetet werden, sind klösterlichen Ursprungs ebenso wie die Preces, die im Brevier an den Tagen eines Offiziums Ritus simplicis bis jetzt vorgeschrieben waren. Könnten also nicht auch diese Preces des Tischgebetes wegfallen?

Nach dem Artikel „**Echi ad Decretum de simplificatione Rubricarum**“ von C. Braga, C. M., in der Zeitschrift „*Ephemerides Liturgicae*“, Vol. LXX, 1956, Fasc. IV, pag. 261—273.

Klagenfurt

Joh. Schneider, Stadtpfarrer

UNSER CHRISTUSOPFER

Zweiter Teil

DAS ERLÖSUNGSOFFER UNSERES MITTLERS CHRISTUS

II. Das Kreuzesopfer

Jesus der Gekreuzigte (1 Kor. 2, 2)

2. Die drei „Dimensionen“ des Kreuzesopfers

a) Die Einmaligkeit des Kreuzesopfers

Die Einmaligkeit des Kreuzesopfers wird von Christus und von den Aposteln eindeutig und unmißverständlich genug betont, und im Hebräerbrief mehrmals besonders ausdrücklich festgestellt. Die Einmaligkeit will uns kundtun, daß das *eine* Kreuzesopfer Christi schon von Ewigkeit als der Zielpunkt und Schlußpunkt seiner Menschwerdung und seines irdischen Lebens und Lehrens und Leidens war: die Erlösungstat. Der Hymnus im Epheserbrief 1, 3—14 zeigt uns in seinen drei Strophen, wie auf drei Bühnen, dieses Hinschreiten unseres Hohenpriesters Christus an den Kreuzaltar und die Vollendung seiner *Mittlerlaufbahn* in Seiner Selbsthingabe als Erlösungsoffer. In *diesem* Sinne müssen wir das Kreuzesopfer am Karfreitag erleben; mit *dieser* Einstellung müssen wir die Gegenwartsetzung des Kreuzesopfers Christi in unserem Christusopfer auffassen; in *dieser* Weise müssen wir das Kreuz als den Opferaltar der Selbsthingabe Christi betrachten, und nicht vergessen, daß in dieser *einmaligen* Selbsthingabe die unendliche Liebe Christi zu uns greifbar wird: „Ihm, der uns liebt und uns durch Sein Blut von unseren Sünden *erlöst hat*, und uns zu einem Königreich, zu Priestern für Gott, Seinen Vater, gemacht hat, Ihm gebührt der Ruhm und die Kraft in alle Ewigkeit. Amen.“ (Apog. 1, 5 cf. Eph. 5, 2).

Sehr treffend erfaßt Prof. Schlier schon im Jahre 1941, damals als protestantischer Exeget, den *Vollsinn der Einmaligkeit des Kreuzesopfers* in seiner Erklärung zur Antwort Christi an Pilatus (Mein Reich ist nicht von dieser Welt): „Jesus leugnet also nicht, daß Er, Jesus, in dieser Welt einen *Herrschaftsbereich* habe. — Er sagt freilich auch, daß dieses Reich *seine Wurzeln nicht in dieser Welt* habe. — Damit stellt es freilich vor die Welt nur eine Herrschaft hin, die jede andere *fundamental überragt*. — Doch was ist das Kennzeichen ihrer Weltüberlegenheit? Das, worauf sie beruht: das Opfer der freiwilligen Selbsthingabe ihres Königs. — Jesu Königreich erweist sich darin als nicht der Welt verhaftet, daß Er, sein König, sich freiwillig in ihre Hände begibt. — Und erst, wenn dieser Sinn, d. h. diese *Grundlage des Reiches Jesu* in dieser Welt, das Opfer Jesu erkannt ist, läßt sich die weitere Frage stellen, was solche Begründung seines Reiches für die Glieder dieses Reiches und ihre Handlung bedeutet . . . , daß sie sich nur dann als Angehörige dieses Reiches erweisen, wenn sie ihr Leben auf eben dieselbe Grundlage stellen, auf der das Reich selber steht: auf das Opfer ihres Königs Jesu . . . , König ist also Jesus so, daß Er in Seinem sich hingebenden Wirken die göttliche Wirklichkeit der Gnade aufdeckt, die alle angeht, und damit in Wort und Werk und Person *die Welt zur Entscheidung* für oder gegen diese Herrschaft der Wahrheit aufruft. König ist Er, indem Er als das geopfert Lamm die Krisis der Welt ist, deren Geschichte damit in seiner Hand liegt (Apog. 5). — Und so sind (der Möglichkeit und ihrer Bestimmung nach) alle Menschen Glieder Seines Reiches. In Wirklichkeit aber und der Entscheidung nach sind es *nur die*, die ihren neuen Ursprung: Jesus, die Wahrheit, erkennen und annehmen.“

(Schlier, „Die Zeit der Kirche“ VI / Jesus und Pilatus / Seite 56—74.)
Diese tiefen Worte verdienen unsere ständige Betrachtung und Beachtung.

b) Die Endgültigkeit des Kreuzesopfers

Die Einmaligkeit des Kreuzesopfers muß noch gründlicher ausgelegt und ausgeschöpft werden, was durch diesen neuen Titel „Endgültigkeit“ geschehen soll. Einmalig ist das Kreuzesopfer nicht nur, weil es nur ein einziges Kreuzesopfer gegeben hat und geben kann. Vielmehr ist es besonders einmalig, weil es die *langersehnte Mittlertat des einzigen Mittlers* zwischen Gott und den Menschen, des Menschen Christus Jesus ist (1 Tim. 2, 5). Diese Mittlertat ist wie „aus einem Guß“ durch Christi Selbsthingabe am Kreuz vollbracht und vollendet worden. Da gibt es keine „Unvollendete“, keinen „Torso“, kein Stückwerk. Wie mächtig sticht die Mittlertat Christi ab von der mühsamen, mehr als zwölfhundertjährigen, wechselreichen, nur vorwärtstastenden, nicht rechtfertigenden, gesetzbelastenden Sehnsucht nach dem Messias, der die Rettung bringen sollte. Wie eindrucksvoll stellt Paulus dem AT die Gnade des NT entgegen. „Wenn nämlich das, *was vergeht*, (AT) in Herrlichkeit ist, so ist noch viel mehr das, *was bleibt*, (NT) in Herrlichkeit“ (2 Kor, 3, 11, überhaupt 3, 1—18).

Mit absolutester Endgültigkeit bezeugt Christus selber: „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeuge“ (Joh. 18, 37). „Ich bin gekommen, damit sie leben, und zwar in Überfülle“ (Joh. 10, 10). Gemeint ist das *göttliche* Leben, denn die Menschen haben doch ihr menschliches, irdisches Leben schon durch Empfängnis und Geburt vom Schöpfer erhalten. Die *Hingabe* Seines menschlichen Lebens am Kreuz an den Vater und die *Wiedernahme* desselben menschlichen Lebens in verkklärter Herrlichkeit aus dem Grabe heraus sind ja der schlüssige und abschließende Beweis und Ausweis für Christi Person und Wort und Werk, die Besiegelung Seiner Mittlerschaft, die alle Mittlerschaften unendlich in den Schatten stellt.

Vielleicht ist uns diese weltgeschichtliche und heilsgeschichtliche Tatsache der Endgültigkeit des Kreuzesopfers und seiner Erlösungstat nicht immer so bewußt und gegenwärtig, wie es sich gehörte und wird wohl zu dürftig verkündet und erklärt, sogar bei der Erklärung des Meßopfers, in dem das Kreuzesopfer gegenwärtig wird. Endgültigkeit des Kreuzesopfers besagt aber nicht bloß das Ende, d. h. die Verwirklichung aller vorläufigen und unzulänglichen Werte, sondern erst recht auch Anfang und tragenden Grund der Endzeit, der messianischen Zeit mit ihrer Fülle des Heiles.

c) Die Vollgültigkeit des Kreuzesopfers

Einmaligkeit und Endgültigkeit des Kreuzesopfers drücken noch nicht genügend seine Vollgültigkeit aus, und zwar Gott gegenüber und den Menschen gegenüber.

1. Die Vollgültigkeit des Kreuzesopfers Gott gegenüber

Durch das Kreuzesopfer hat Christus der Gottheit die vollste und gültigste Verehrung, Danksagung, Sühne und Bitte dargebracht, das vollgültigste Gloria in excelsis Deo und Gratias agamus Domino Deo nostro. Das konnte Er aber nur, weil Er der vielgeliebte Sohn Gottes ist, an dem Er Sein Wohlgefallen hat. Gerade diese höchste, echteste und gültigste Gottesverehrung ist der Hauptzweck und der Hauptwert des Kreuzesopfers und bleibt es notwendigerweise auch in unserem Christusopfer. Darum endet die Opferhandlung des Kanons mit den Worten: „Durch Christus und mit Christus und in Christus wird Dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes, *alle Ehre und Verherrlichung*.“ Schon im AT

verlangt der Psalm 28: „Bringet dar dem Herrn, ihr Himmlischen, bringet dar dem Herrn Ehre und Stärke; bringet dar dem Herrn die Ehre Seines Namens, betet den Herrn an im heiligen Gewande.“

Welche größere Gabe könnte man Gott darbringen als Christus selbst in seiner Vollgültigkeit? Und welcher Hohepriester reicht an den menschgewordenen Gottessohn heran? (cf. Hebr. Brief).

Diese Vollgültigkeit des Kreuzesopfers und unseres Christusopfers Gott gegenüber dürfte doch ein großes Anliegen unserer Frohbotschaft an die Mitmenschen sein und würde wohl auch das wirksamste Heilmittel gegen die Gottesdienstflucht verflachender Christen sein, denen Christus wie der Samariterin sagen würde: „Wenn du wüßtest, wer vor dir steht!“

2. Die Vollgültigkeit des Kreuzesopfers den Menschen gegenüber

Die Vollgültigkeit des Kreuzesopfers den Menschen gegenüber besteht in erster Linie darin, daß es *alle* Menschen umfaßt, für *alle* Menschen volle Gültigkeit hat. Dem Kreuzesopfer Christi gegenüber hören alle Unterschiede auf, die nur zu oft und zu hart die Menschen auseinanderreißen, trennen und gegeneinander hetzen. Erwähnen wir nur die Rassen, die Nationalitäten, die Zeitströmungen, die Geschlechts- und Standesunterschiede, reich und arm, jung und alt, gebildet und ungebildet, und alle selbstsüchtigen Interessen und Sympathien und Antipathien. Unter dem Kreuz sind alle gleich und eins. Christus als der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen hat klar bekannt: „Wenn ihr den Menschensohn *erhoben* haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß *ich es bin*“ (Joh. 8, 28). „Und ich werde *alle an mich ziehen*, wenn ich von der Erde *erhoben* sein werde.“ Dieses sagte Er, um anzudeuten, welchen Todes er sterben werde“ (Joh. 12, 32f.). Nicht ohne göttliche Fügung hat Pilatus die Kreuzesinschrift niedergeschrieben und jedem Druck zum Trotz unabgeändert gelassen: „Jesus von Nazareth, König der Juden“ d. h. der Messias. In der hebräischen Sprache der Messiasverheißungen des AT, in der griechischen und lateinischen Weltsprache wurde diese Inschrift verfaßt, wohl um dadurch *allen Menschen* das Kreuzesopfer anzukündigen.

Wie nachdrücklich betont das NT, daß Christi Selbsthingabe am Kreuz *zum Heil aller Menschen geschah*. Paulus schreibt im Kerker zu Rom in seinem Testament an seinen Testamentsvollstrecker und Lieblingsschüler Timotheus (Tim. 1, 15): „Zuverlässig ist das Wort und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist um Sünder zu retten, unter denen ich der erste bin.“ (Und wer könnte wie Christus fragen: „Wer kann mich einer Sünde bezichtigen?“) Weiter bekennt Paulus im folgenden 2. Kapitel, Vers 3—6: „Dies ist gut und angenehm vor dem rettenden Gott, der will, daß *alle Menschen gerettet werden* und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist *ein Gott*, es ist *ein Mittler* zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst als *Lösepreis für alle* hingegeben hat.“ Dasselbe prägt uns Johannes in seinem ersten Brief ein (2, 2): „Und Er (Christus) ist das Sühneopfer für unsere Sünden, aber nicht nur für die unseren, sondern auch *für die der ganzen Welt*.“ (cf. 4, 10). Genau dasselbe hatte Paulus im 2. Kor, 5, 14—21 geschrieben: „Denn die Liebe Christi hält uns in Schranken, da wir zu dem Urteil gekommen sind, daß *einer für alle* gestorben ist, also alle gestorben sind; und Er ist für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben und auf-erweckt worden ist... Alles aber kommt von Gott, der uns (Menschen) durch Christus mit sich versöhnt und uns (Apostel) den Dienst der Ver-

söhnung verliehen hat. Denn Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich selbst, indem Er ihnen ihre Übertretungen nicht anrechnet und in uns (Apostel) das Wort der Versöhnung legte. So sind wir (Apostel) Gesandte für Christus, indem Gott durch uns ermahnt; wir bitten für Christus: lasset euch versöhnen mit Gott. Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde (Sühnopfer) gemacht, damit wir in Ihm die Gerechtigkeit Gottes würden (vor Gott gerecht).“ cf. Röm. 3, 23—25; Eph. 1, 7; Gal. 1, 4; 3, 11—13; 6, 14. Diese beglückende Wahrheit können wir nie genug beherzigen und der trostlosen Masse jener irrenden Menschen verkünden, die von keiner Erlösung hören wollen oder sich selbst zu erlösen wähnen.

Die Vollgültigkeit des Kreuzesopfers für alle Menschen bedeutet aber, daß das Kreuzesopfer der *Inbegriff alles Heiles*, aller Rettung und Begnadigung ist, die von Gott uns durch Christus zuteil wird. Paulus faßt diese Tatsache in die Worte zusammen (Röm. 8, 31—32): „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Er, der Seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern Ihn für uns alle dahingegeben hat, wie sollte Er uns mit Ihm nicht auch alles schenken?“ cf. Joh. 3, 16; 1 Joh. 4, 9—10; 1 Pet. 1, 18—25 usw.

Wir wollen nicht vorgreifen, da die Auswirkung und die Früchte des Kreuzesopfers in einem besonderen Artikel besprochen werden müssen, wir wollen nur die Vollgültigkeit dieser Auswirkung und dieser Früchte des Kreuzesopfers andeuten. Die Verzeihung der Sünden und die Aussöhnung mit Gott verdanken wir in ihrem vollen Ausmaß nur dem Kreuzesopfer und den Gnadenmitteln, dem Christusopfer und den Sakramenten, die uns diese Verzeihung und Aussöhnung vermitteln, in dem Maße, in dem wir aufnahmefähig und aufnahmewürdig sind. Jede Beschränkung hängt einzig von uns ab. Die ganze Segensfülle des Heiles, die das Kreuzesopfer uns bietet, ist durch die göttliche Person Christi uns göttlich garantiert. Mit Paulus können wir ja sagen (2 Kor. 13, 4—5): „Ihr verlangt ja eine Selbstbezeugung Christi, daß Er mit mir redet, Er, der gegen euch nicht schwach ist, sondern mächtig ist unter euch. Denn Er wurde zwar gekreuzigt aus Schwachheit (seiner menschlichen Natur), aber Er lebt vermöge der Macht Gottes; denn auch wir sind schwach in Ihm, aber wir werden mit Ihm leben vermöge der Macht Gottes... Oder erkennt ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist?“ Gibt es da ein größeres Maß an Heil und Heilung?

Wenn wir die Einmaligkeit, Endgültigkeit und Vollgültigkeit des Kreuzesopfers richtig erwägen und bedenken, müssen wir staunend fragen, warum wir in unserem Christusopfer, in dem das Kreuzesopfer gegenwärtig ist, den Befehl Christi nicht ernster nehmen und nicht liebevoller befolgen: „*Tut dies, sooft ihr es tut, zu meinem Andenken.*“ Es kann wohl nicht verstanden werden, daß gerade bei unserem Christusopfer alle möglichen Gebete und Andachten verrichtet werden, statt daß man gesammelt und besinnlich die Wirklichkeit des gegenwärtigen Kreuzesopfers betrachtet und erlebt, und statt daß man mit dem Priester die heiligen Gebete, Psalmen, Lesungen aus der Heiligen Schrift verfolgt und beherzigt, welche die beste Nahrung der Seele bringen. Es ist einfach unbegreiflich, wie die Seelsorge in diesem Punkt nicht selten versagt, indem sie gedankenlos an dieser beglückenden Wirklichkeit vorbeigeht, die dem Volk den besten Halt auf dieser wackeligen Erde zu geben vermöchte. Als ob Christus nicht deutlich genug verkündet hätte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh. 14, 6).

DER VERGEWALTIGTE SONNTAG

Wir feiern am Sonntag alles, nur nicht den Sonntag selbst

Wir bringen im folgenden die Ausführungen eines liturgiebegeisterten Seelsorgers vor allem deshalb, weil hier wirklich eine echte Schwierigkeit besteht, die Sonntage des Kirchenjahres in regelmäßiger Abfolge, besonders im Hinblick auf die Wortverkündung, mit der Gemeinde zu begehen. Einerseits sollte das gläubige Volk nicht um die echte, vom Sonntag her gestaltete Liturgiefeier gebracht werden, andererseits aber sieht sich die Kirche Gottes vor Aufgaben in unserer Zeit gestellt, die heute notwendig die Wortverkündung in weitgehendem Maße inhaltlich bestimmen. Ohne uns mit den untenstehenden Ausführungen in all ihren Einzelheiten zunächst identifizieren zu wollen, halten wir es doch für notwendig, daß man dieses Dilemma, in welches sich ein Seelsorger draußen gestellt sieht, ernsthaft erwägt. Die Lösung kann wohl nur darin bestehen, daß nach einer richtigen Synthese gesucht wird, in der möglichst beides, Sonntagsliturgie und die unmittelbaren Anliegen der Kirche hier und heute, zu seinem Recht kommt.

Die Schriftleitung.

Die Anfänge der Reformen in der Liturgie, die wir in letzter Zeit erlebt haben, gehen darauf hinaus, das Kirchenjahr wieder mehr zur Geltung zu bringen. Dies ist deutlich erkenntlich aus den Verordnungen zur Vereinfachung der Rubriken, vor allem aber in der Wiederherstellung der Osterfeier. Der Sonntag aller Sonntage, Ostern, soll wieder richtig gefeiert werden. Das deutet doch darauf hin, daß auch die anderen Sonntage entsprechend zur Geltung kommen sollen.

Hier fehlt es aber noch weit, ja es wird immer schlimmer. Es hat wenig Sinn, Ostern zu erneuern und das übrige Kirchenjahr noch mehr mit allen möglichen Festen und Veranstaltungen zu verunstalten.

Überschauen wir das heurige Jahr, wie es in einer Normalpfarre gefeiert worden ist — oder wie es wenigstens hätte gefeiert werden müssen, wenn man alle Vor- und Zuschriften beachtet hätte.

Gleich der erste Sonntag nach Epiphanie ist der Familiensonntag. Dann kann man tatsächlich drei Sonntage „normal“ feiern. Am Sonntag nach Maria Lichtmeß kann dieses Fest nachgefeiert werden. Der nächste Sonntag ist wieder frei, hat aber als Faschingsonntag in manchen Pfarren ein eigenes Gepräge, wenigstens nimmt die Predigt oft darauf Bezug. — Dann wird an zwei Fastensonntagen der Hirtenbrief vorgelesen, am 3. Fastensonntag ist Papstsonntag, an den nächsten Sonntagen mußte man in die neue Osterliturgie einführen, also konnte man während der ganzen Fastenzeit nicht den Sonntag so feiern, daß auch in der Wortverkündung darauf Rücksicht genommen wurde. Was nützt alle liturgische Erneuerung, wenn wir eine der wichtigsten Zeiten, die Fastenzeit, mit dem gläubigen Volk gar nicht richtig feiern können.

Nach Ostern ist der Weiße Sonntag (oder ein anderer Sonntag oder Festtag) durch die Erstkommunion belegt. Im Mai war wiederum ein Hirtenbrief (zur Wahl) vorzulesen, sogar an zwei Sonntagen. Außerdem wird am zweiten Sonntag im Mai Muttertag gehalten. Im April war noch der Krankensonntag fällig. Selbst zu Pfingsten sollte man nicht über Pfingsten predigen, sondern über die Katholische Universität. Darüber predigte dann an einem späteren Sonntag ein fremder Priester, der damit wiederum einen Sonntag belegte.

Im Juni sind der Fronleichnamssonntag, meist mit Prozession, der Herz-Jesu-Sonntag, der zugleich Gebetstag für den Weltfrieden ist.

Am 24. Juni fiel das Fest Johannes des Täufers auf den Sonntag und verdrängte ihn, am 1. Juli feierten wir das Kostbare Blut, an einem dieser Sonntage wurde über die Priesterweihe gepredigt, die um diese Zeit stattfand. Das Apostelfest Peter und Paul konnte auch noch nachgefeiert werden.

Im Herbst geht es eher noch schlechter: Am ersten Sonntag im September ist immer Schutzengelfest. Auch der Schulbeginn braucht meist einen Sonntag. Dann mußte heuer ein Hirtenbrief wegen der Hochwasseropfer verlesen werden und es sollte über die Kirchliche Aufbauanleihe gepredigt werden, wie es in einer Verordnung hieß.

Im Oktober: Rosenkranzsonntag — Erntedank — Kirchweihsonntag — Christkönig — kein einziger Sonntag frei!

Im November: Seelensonntag — (Kirchgang der Vereine!) — zugleich sollte an diesem Sonntag der Buch- und Zeitungssonntag gehalten werden. — Am 11. November erstmals der Filmsonntag — Weltcaritassonntag, zugleich Hirtenbrief aller Bischöfe — Cäcilien-sonntag, der dem Kirchenchor reserviert ist = kein Sonntag frei!

Dabei ist noch manches übersehen worden: Weltmissionssonntag; Florianisonntag im Mai für die Feuerwehr; Gebetssonntag der Kinder für die Weltmission (nach Weihnachten); dazu kommen noch örtliche Feste wie Patrozinium, Bruderschaftsfeste, die nachgefeiert werden und einen Sonntag verdrängen; Standessonntage der einzelnen Vereinigungen usw.

Außerdem haben noch folgende Prediger ersucht, in der Pfarre an einem Sonntag predigen zu dürfen: Ein Pfarrer, der gerade beim Kirchenbau ist; zwei Patres von mehr unbekannten Orden haben sich unabhängig voneinander eingeladen, jeder wollte über eine besondere Art der Marienverehrung predigen (und Schriften verkaufen); ein Missionär vor seiner Abreise in die Mission; ein Pater für ein Liebeswerk seines Ordens.

Nehmen wir an, es gäbe irgendwo einen Pfarrer, der mit seiner Gemeinde das Kirchenjahr feiern wollte — es gelänge ihm nicht, weil er an mehr als der Hälfte aller Sonntage etwas anderes tun muß.

Hier stimmt etwas nicht!

Entweder man macht alles, was vorgeschrieben ist — dann geht aber der Sonntag und das Kirchenjahr in der Pfarrgemeinde drauf; oder man feiert das Kirchenjahr mit seiner Gemeinde (in der Hoffnung, daß alle Belange, die durch einen eigenen Sonntag bedacht sind, nicht zu kurz kommen, wenn eine Gemeinde aus dem Evangelium und aus der Liturgie lebt) — dann aber kommt man mit dem Gehorsam in Konflikt.

Was ist hier zu tun?

Wörgl, Tirol

Pfarrer Bruno Regner

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

Dr. P. Wilhelm Esser: Der Einfluß der liturgischen Erneuerung auf die Meßpredigt vor dem Erscheinen der Enzyklika „Mediator Dei“. Münchener Theologische Studien. II. System. Abtlg., 13. Band. Karl Zink Verlag, München. XI und 298 S., br. DM 24.— (1108).

Der Verfasser legt in dieser gründlichen Arbeit zunächst einleitend eine kurz gefaßte Geschichte der Predigt vor, in der er zeigt, wie sich diese von der ursprünglichen Homilie mit ihrer innigen Verbindung, die sie zum Meßopfer aufwies, immer weiter entfernt hatte. Sodann kündigt er uns den Inhalt seines eigentlichen Themas (S. 26) an: „Es geht hier nicht um eine Geschichte der liturgischen Erneuerung im Hinblick auf die Predigt, vielmehr um ein Suchen, um ein Prüfen ihrer Wirkmächtigkeit auf Grund der literarischen homiletischen Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte, um einen Versuch, das Fazit ihrer erneuernden Kraft in der Wortverkündigung zu ziehen.“

Die Zeit, die dieses Buch umgreift, teilt er in zwei Perioden ein. Die erste reicht bis 1928. In dieser nimmt man die Liturgie bewußt in den Dienst der Verkündigung, nimmt sie als ein höchst wertvolles Mittel zur religiösen Erbauung und sittlichen Höherführung. Die nächste Periode aber gehört dann der Meßpredigt, welche das heilige Opfer zum schlechthinigen Gegenstand der Wortverkündigung macht.

Das, was der Autor hier bietet, zeigt uns in einer grundlegenden Untersuchung jene innere Entwicklung an, die an der Wortverkündigung in Richtung auf die liturgische Erneuerung abgelesen werden kann. Die bewußte Hinführung zum Mysterium, die Ermöglichung eines sinnvollen und lebendigen Vollzuges der Opferfeier ist das eigentliche und tiefste Anliegen. Die innere Struktur der Messe, ihre innere Dramatik leuchtet auf. Die tiefen altchristlichen Gedanken von Christus als dem Mittler und Weg zum Vater werden wieder ans Licht gehoben und dem Verständnis der Gläubigen sichtbar gemacht. Die Wahrheit über die Parusie des Herrn gewinnt einen machtvollen Einfluß auf die Predigt.

Daneben aber erfahren wir manches über fruchtbare Spannungen innerhalb der liturgischen Erneuerung, wie sie eben in der Wortverkündigung sichtbar werden, Spannungen, die in erster Linie aus dem Bemühen kommen, alles Abwegige und Unklare, alles Unscharfe zu eliminieren, um so zu einer in jeder Hinsicht echten und gemäßen Wortverkündigung zu kommen.

Der Autor steht in souveräner Beherrschung über dem Stoff. Sein Urteil ist klar und sicher. Eine reiche Literatur ist in seinem Buch verarbeitet. Der Apparat zeigt genauestes Quellenstudium. Bei der Vielfalt mag es nicht leicht gewesen sein, den Stoff so zu gliedern, daß die Lektüre nicht verwirrend wirkt. Wer sich späterhin mit der Geschichte der Homilie, d. h. der Predigt im Zeitalter der liturgischen Erneuerung zu befassen hat, wird die Arbeit des Verfassers notwendig brauchen und für dieses Buch dankbar sein. Dr. P. A. Schwab O.S.B.

Jacques Leclercq: Begegnung mit Gott. Das Göttliche Leben in uns. Christliche Lebensgestaltung. Eine Moraltheologie, Bd. 1, 251 S., Ln. sfr. 11.—, kart. sfr. 9.— (1098).

Eine Moraltheologie! Das Werk ist bereits in mehreren Sprachen erschienen und wir freuen uns mit Recht, daß diese Arbeit des bekannten Löwener Soziologen nun auch unmittelbar unserem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht wurde. Schon dieser erste Band zeigt uns die wohlangelegte Struktur dieses Werkes. Es geht auf die letzten Voraussetzungen zurück, indem es gleich in der Einleitung einen Abschnitt bringt: Christentum ist eine Religion. Damit klärt es den für viele so oft unklaren Begriff von Religion. Hierauf folgen die Kapitel: Die Frage nach Gott, Welt und Mensch in christlicher Sicht, Seid vollkommen, Der Glaube, die Hoffnung, Die christliche Liebe, Höhepunkte christlichen Tugendlebens. Die drei folgenden Bände kommen unter folgenden Titeln heraus: Wegbereitung für Gott, Leben in Gott, Lebensordnung in Gott.

Es ist eine Laienmoral. Sie soll dem Christen, der mitten in der Welt steht, zur wahrhaft christlichen Lebensgestaltung helfen. Dazu dient es wenig, wenn man ihm bloß sagt, was er gerade noch tun und was er nicht mehr tun darf. Wenn wir es heute beklagen, daß sich die theologischen Disziplinen allzu selbständig gemacht haben und damit aus dem großen Zusammenhang theologischer Gesamtschau heraustraten, so merken wir bei Leclercq sofort, daß er aus dieser Gesamtschau heraus seine Moral geschrieben. Es geht ihm um die großen dogmatischen Wahrheiten christlichen Lebens, ihre Fundierung in der Übernatur, aus der sich christliches Leben erst entfaltet.

Ein besonderer Vorzug, der auch in der deutschen Übersetzung klar in Erscheinung tritt, ist die lebensnahe Sprache, die aus dem Wissen um den modernen Menschen und seiner drängenden Problematik kommt. Deshalb wird das Buch auch in weiteste Leserkreise Eingang finden, und nicht bloß etwa in Laienkreise, sondern auch viele Priester und Seelsorger werden es mit Nutzen zur Hand nehmen und verwerten.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Paul Claudel: Schwert und Spiegel. F. H. Kerle, Heidelberg, 288 S., Ln. DM 12.80, kart. DM 9.60 (1071).

Im Mittelpunkt dieses Buches, das bereits im Jahr 1939 erschienen war, steht die Passion unseres Herrn. Es ist, wie bei einem Dichter von solchem Format nicht anders zu erwarten, mit dichterischem Schwung und lebendigster Gestaltungskraft geschrieben. Hier legt Claudel ein glühendes Zeugnis seiner tiefen Gläubigkeit ab, die sich ehrlich und tapfer durchgerungen und sich immer neu an dem großen Geschehen der Passion unseres Herrn entzündet. Wir staunen über die umfassende Kenntnis der Bibel, die aus jeder Zeile spricht und die nun sein gesamtes Denken und Gestalten bestimmt. Wenngleich so mancher überstarke Naturalismus und verschiedene Deutungen unsere volle Zustimmung nicht erfahren werden, so bleibt das Buch trotzdem in seinem inneren und vor allem dichterischen Wert bestehen. Es wird vielmehr die Dinge dem Herzen unserer Betrachtung näher bringen, als dies vielleicht eine mehr nüchterne und in allem gesicherte Darstellung zu erreichen vermag.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Johann N. Pemsel: Der Katechet zeichnet mit der Jugend. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. 126 S., 109 Bildtafeln, DM 7.50.

Der Religionsunterricht kann nur dann erfolgreich sein, wenn er auch anschaulich ist. Das werdende Bild, die Zeichnung kommt dem Schauenwollen des heutigen Menschen entgegen und dient in der Katechese zur Erarbeitung, Ver-

anschaulich und Vertiefung geistiger Tatsachen und theologischer Zusammenhänge. Ein paar Striche sagen da oft mehr als viele Worte. Auf 109 Bildtafeln gibt uns der bekannte Praktiker Pemsel klug ausgedachte und geschickt ausgeführte Vorlagen für die Katechese. Sie stammen aus jahrelanger Erprobung und sind die graphische Wiedergabe von seinem Werk: Unser Heil, ein Merkbuch für die katholische Berufsschuljugend, das in Jahresfrist bereits die vierte Auflage erlebte. Wertvoll ist auch die Einführung zur Technik, Theologie und katechetischen Begründung der Zeichnung im Religionsunterricht.

P. Johannes Kugler O.S.B.

Gustav Gerbert, Werkbuch der Kanzlearbeit. II. Der Weihnachtsfestkreis. Tyrolia Verlag, Innsbruck. 224 S., kart. S 58.—.

Das Buch ist sicherlich für den Seelsorger ein nützlicher Behelf und bietet eine Fülle von gedanklichen Anregungen für die Wortverkündigung unserer Zeit. Man kann aber nicht umhin, auf unrichtige Auffassungen hinzuweisen: Verf. schreibt S. 83: „... stellen wir fest, daß Weihnacht das Fest des Vaters (vom Autor gesperrt) ist. Es ist ja schade, daß wir nicht ein ausgesprochenes Gott-Vater-Fest haben.“ Daß Weihnachten ein Fest des Sohnes ist, steht von vornherein außer jedem Zweifel, desgleichen muß doch jegliche Wortverkündigung sich von der Tatsache leiten lassen, daß das Kirchenjahr als Inhalt das Heilswerk Christi hat. Deshalb gibt es in der Liturgie der Kirche kein Fest des Vaters. Ferner ist es irreführend, wenn man den hl. Stephanus als Laienapostel schlechthin bezeichnet. S. 108 steht wörtlich: „B) 1. Stephanus war Laienapostel. a) Er war Laie. Aktiver Laie.“ Der Satz: „Er war Diakon geworden...“ hebt im Zusammenhang, wie er vor uns steht, den Irrtum trotzdem nicht auf (S. 109). Stephanus war eben Diakon und als solcher erhielt er zugleich mit den übrigen sechs Diakonen von den Aposteln die Handauflegung. Siehe Apg. 6, 6: „... et orantes imposuerunt eis manus“. — Damit wollen wir den sonstigen praktischen Wert der Arbeit des Verfassers keineswegs herabmindern.

Dr. P. Anselm Schwab O.S.B.

Seppelt, Franz Xaver: Geschichte der Päpste. Bd. I: Von den Anfängen bis zum Ausgang des VI. Jahrhunderts. 317 S., Ln. DM 25.—. Bd. II: Die Entfaltung der päpstlichen Machtstellung im Mittelalter. Von Gregor dem Großen bis zur Mitte des XI. Jh. 454 S., DM 31.—. 2. Auflage, Kösel Verlag, München.

Es ist kaum übertrieben, wenn man den vor wenigen Monaten verstorbenen Breslauer Professor Franz X. Seppelt den bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber der Päpste neben Pastor nennt. Freilich, an Pastor gemessen scheint Seppelts Darstellung weniger wissenschaftlich zu sein, da er auf den „Ballast“ von Anmerkungen und Zitaten verzichtet; das Werk ist eben von vornherein für einen weiteren gebildeten Leserkreis bestimmt, der häufige Quellen- und Literaturnachweise entbehren kann, besonders, wenn ihm eine historisch verlässliche, objektive, logisch aufgebaute, flüssige und gut verständliche Darstellung geboten wird. Daß aber trotzdem absolut quellenmäßig und mit gewissenhafter Heranziehung und Benützung aller bedeutenden, auch der neuesten einschlägigen Veröffentlichungen gearbeitet wurde, das zeigen auch die beiden ersten Bände der Neuauflage mit den im Anhang verzeichneten reichen Literaturangaben für jedes Kapitel.

Schon die erste Auflage der auf sechs Bände berechneten Geschichte der Päpste (1931—41, Leipzig, Hegner; Bd. III und VI konnten Zeitumstände halber nicht in Druck erscheinen) war von Kritik und Leserschaft begeistert aufgenommen worden. Daß dies günstige Geschick auch den weiteren vier Bänden der Neubearbeitung widerfahren werde, ist — nicht nur zu hoffen, sondern — mit Sicherheit zu erwarten. Der soeben erschienene Band III wurde noch von Prof. Franz Xaver Seppelt selbst vollendet. Dem diesem Band beigefügten Nachwort ist zu entnehmen, daß die weiteren Bände von Herrn Priv.-Doz. Dr. Georg Schwaiger Neubearbeitet werden. Univ.-Prof. Dr. Maurus Schellhorn O.S.B.

Michel-Droit: Bei den Menschenfressern in Neu-Guinea. 272 Seiten, DM 9.80. F.-H.-Kerle-Verlag, Heidelberg, 1956.

Die überaus ansprechenden und lesenswerten Schilderungen von Michel-Droit berichten hauptsächlich über die Tätigkeit der französischen Sacré-Coeur-Missionäre. Mit großer Objektivität, ohne Schönfärberei wird das Bild gezeichnet. Aber gerade diese klare und sachliche Art der Berichterstattung vom heroischen

Leben der Glaubensboten, ihre Treue gegenüber Christus und der übernommenen Sendung wirkt so überzeugend und echt. Eine ausgezeichnete Charakteristik der Bewohner und der Landschaft von Neuguinea macht das Buch nicht nur zu einer spannenden, sondern auch zu einer lehrreichen Lesung: Für Erwachsene genau so, wie für reifere Jüngend. P. Sebastian Goor O.S.B.

P. Daniel Considine S.J.: Gott lieben. 75 S., 9 Tiefdruckbilder, Ln. DM 3.90, kart. DM 2.10. Verlag Ars Sacra, München.

Considine schenkt mit jedem seiner Bücher neue Freude, neue Klärung und neue Ermunterung für das religiöse Leben. Wort, Bild und die buchtchnisch wohlabgestimmte Ausstattung bilden bei diesen kleinen Bändchen — wie bei allen Erzeugnissen des Ars Sacra Verlages — eine so schöne Einheit, daß es für nachdenkliche Menschen nicht leicht Geschenkbändchen geben wird, mit denen man so viel Freude bereiten kann wie mit diesen.

In ähnlicher Weise kann dies auch von der „**Kleinen Bücherei**“ gesagt werden. Eine besonders geschmackvolle und kultivierte Art der Kleinschrift. **Schwester Angela: Das Lied der Liebe möchte ich singen.** — **P. Engelbert: Bruder Konrad, der ewige Pförtner.** Schwester Angela: Näher, mein Gott zu Dir. Kleine Gedanken im Wandern zu Gott. — **Josefine Klauser: Dein Sonntag.** Alle Bändchen 32—36 S., 4 Tiefdruckbilder, DM —.70.

Soeben legt Ars Sacra mit der „Sammlung Sigma“ einige Bändchen einer neuen Reihe vor. Bewährte Autoren werden in einer besonders aparten und ansprechenden Weise dargeboten:

Peter Lippert: Ein Kind ist uns geboren. — **Sr. Angela: Im Schatten Seiner Flügel.** — **Otto Karrer: Zum ewigen Du.** Liebhaber-Ausgaben, japanisch gebunden, mit zweifarbigen Text auf weißem Büten. Geschenkausstattung DM 2.50.

Tyrolia Kompendienreihe

CLAUS SCHEDL:

Neuerscheinung

GESCHICHTE DES ALTEN TESTAMENTS

I. Band: Urgeschichte und Alter Orient.

Der Ursprung der Welt / Der Einbruch Gottes in die Geschichte / Das AT als Glaubensquelle XVI und 374 Seiten, 6 Kartenskizzen, 4 Abbildungen und 3 Zeittafeln, 8°, Leinen, ca. S 120.—
Prof. Schedl kommt aus der Schule des Nestors der Orientalistik, Enno Littmann. In seiner vierbändigen Geschichte — die übrigen Bände folgen in kürzeren Abständen — übt er nicht bloß Textkritik, sondern sucht und findet im Wort der Schrift den göttlichen Sinn und seine heilsgeschichtliche Verknüpfung.

OTTO WIMMER:

Neuerscheinung

HANDBUCH UND NAMEN DER HEILIGEN

Mit einer Geschichte des christlichen Kalenders. Vorwort von Erzbischof DDr. Franz König. 560 Seiten, Leinen, S 96.—

JOSEF ANDREAS JUNGSMANN S.J.:

DER GOTTESDIENST DER KIRCHE

auf dem Hintergrund seiner Geschichte. 272 Seiten, Leinen, S 58.—

ERNST HAMMERSCHMIDT:

GRUNDRISS DER KONFESSIONSKUNDE

212 Seiten, Leinen, S 58.—

Im Frühjahr 1957 erscheint:

JOHANN HOFINGER S.J.:

LITURGISCHE ERNEUERUNG IN DER MISSION

Herausgeg. i. Auftr. d. Institutes f. missionar. Glaubensverkündigung, Manila. Ca. 300 S., Ganzl.
Dieses Buch hat sich die Aufgabe gestellt, die einzigartigen, bisher aber zu wenig beachteten missionarischen Werte wohlgestalteten Gottesdienstes aufzuweisen und einer durchgreifenden liturgischen Erneuerung in den Missionsländern Wegweisung und Anregung zu bieten.

Durch jede Buchhandlung.